



62/2008 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

Umschlagbild

Der Obere Torturm in Marbach (um 1900)

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 62

Mit 67 Abbildungen

2008

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck
unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich
Gesamtherstellung: WALTER Medien GmbH, Brackenheim-Hausen

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:
Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort (<i>Elfriede Krüger</i>)	5
Die Marbacher Stadtmusikanten von <i>Hermann Schick</i> und <i>Albrecht Gühring</i>	7
Die jüdische Gemeinde Hochberg 1772-1912 von <i>Getrud Bolay</i>	23
Die Versorgung des Hofes. Küche, Ernährung und Hausrat im Ludwigsburger Schloss von <i>Daniel Schulz</i>	51
Klassizismus und Empire in Schloss Ludwigsburg. Der Umbau der Sommerresidenz unter König Friedrich I. von Württemberg und Königin Charlotte Mathilde von <i>Rolf Bidlingmaier</i>	67
Die Landschaft im Bild und in der Landkarte. Die kartographischen, geologischen und künstlerischen Werke des Ingenieur-Topographen Heinrich Bach (1812-1870) von <i>Hanspeter Fischer</i>	111
Zur Entwicklung der Landwirtschaft in Ludwigsburg und Umgebung von 1815 bis heute von <i>Klaus Herrmann</i>	119
Leben und Sterben des Wehrmannes Jakob Hönes aus Münchingen. Archäologie des Ersten Weltkriegs und ihre Folgen von <i>Alexander Brunotte</i>	143
Hanns Wolfgang Rath und die Ludwigsburger Gesellschaft der Mörrike-Freunde von <i>Bettina Wild</i>	157
Freudental 1933-1942. Antisemitismus und Leben in einem christlich-jüdischen Dorf von <i>Michael Schirpf</i>	175

400 Jahre Marbacher Apotheke von <i>Albrecht Gühning</i>	195
Berichte und Notizen Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2007/2008 (<i>Wolfgang Läßle</i>)	201
Rückblick auf das Jahr 2007 (<i>Thomas Schulz</i>)	207
Buchbesprechungen	211
Bildnachweis	218
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900 – 2008	219

Mitarbeiter an diesem Band

Bergan, Günther, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg
 Bidlingmaier, Rolf, Stadtarchivar, Bempflingen
 Bolay, Gertrud, Rektorin i. R., Asperg
 Brunotte, Alexander, Archivar, Ludwigsburg
 Fischer, Hanspeter, Diplom-Ingenieur, Stuttgart
 Gühning, Albrecht, Stadtarchivamtsrat, Möglingen
 Herrmann, Dr. Klaus, Direktor des Deutschen Landwirtschaftsmuseums, Leinfelden
 Krüger, Elfriede, Rektorin, Ludwigsburg
 Läßle, Wolfgang, Stadtoberarchivrat, Asperg
 Schick, Dr. Hermann, Studiendirektor i. R., Marbach a. N.
 Schirpf, Michael, Gymnasiallehrer, Bietigheim-Bissingen
 Schmidt, Rudolf, Historiker, Ludwigsburg
 Schulz, Daniel, Kunsthistoriker, Freiberg a. N.
 Schulz, Dr. Thomas, Kreisarchivoberrat, Remseck a. N.
 Viehöfer, Dr. Erich, Leiter des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg, Marbach a. N.
 Wild, Bettina, Germanistin, Heidelberg
 Zimmerstädt, Karl-Heinz, Kundenberater i. R., Steinheim a. d. Murr

Vorwort

Die fallenden bunten Herbstblätter erinnern an das baldige Erscheinen des nächsten Bandes der Ludwigsburger Geschichtsblätter. Die vielfältigen Themen der letzten Vortragsreihe des Historischen Vereins (siehe »Berichte und Notizen« von Wolfgang Läßle) boten ein weites Spektrum aus rund 1000 Jahren Kreisgeschichte und bildeten die Grundlage der Artikel in diesem neuen Band. Ergänzt durch weitere Beiträge liegt nun der vielschichtige Band Nr. 62 der Ludwigsburger Geschichtsblätter vor. Allen beteiligten Autoren sei herzlich für ihre Mitarbeit gedankt. Ein besonderer Dank gilt Dr. Thomas Schulz, der kompetent und in gewohnter Sicherheit die Redaktion übernommen hatte. Einen wesentlichen finanziellen Beitrag zum Erscheinen der Geschichtsblätter leisten die Stadt Ludwigsburg, der Landkreis Ludwigsburg und die Wüstenrot-Stiftung, aufrichtigen Dank hierfür.

Dank auch an Professor Dr. Paul Sauer und Dr. Wolfgang Bollacher, die die Sommerzeit zwischen den Vortragsreihen mit den Fahrten nach Aalen/Fachsenfeld und Schwäbisch Hall überbrückt und bereichert haben.

Während international und national die Bankenkrise viele Menschen in diesen Herbsttagen beunruhigt, werden im Kreis Ludwigsburg in Traditionsunternehmen wichtige Entscheidungen getroffen. Die Schließung der Papierfabrik Gemmrighem im nächsten Jahr wird mitgeteilt und die Firma Salamander verlässt mit der Verlegung der Verwaltung nach Offenbach zum Stammsitz des Mutterkonzerns Egana-Goldpfeil endgültig Kornwestheim. Bei der Porzellan-Manufaktur Ludwigsburg stockt schon seit längerer Zeit der Absatz. Im Juni wird bei einem Festakt im Schloss ihre Gründung unter Herzog Carl Eugen von Württemberg vor 250 Jahren gefeiert. Aber trotz Feierlaune lassen sich die dunklen Wolken nicht mehr übersehen. So zwingt die äußerst angespannte wirtschaftliche Situation trotz Jubiläumsjahr dazu, dass Ende August Insolvenz angemeldet werden musste. Auch wenn z. Zt. vielfältige Bemühungen laufen, ist der Weiterbestand und die Zukunft der künstlerisch und handwerklich anerkannt hochwertig arbeitenden Manufaktur ungewiss. Wie schon mehrfach in der Geschichte der Manufaktur kann man jetzt nur wieder auf kunstbegeisterte Menschen und ein kleines Wunder hoffen, damit der Fortbestand gesichert werden kann.

Erfreulich dagegen war ein anderes 250-jähriges Jubiläum, das wir ebenfalls dem kunstsinnigen Herzog Carl Eugen zu verdanken haben. Am 23. Mai 1758 wurde das Ludwigsburger Schlosstheater eröffnet. Ein Festakt des Landes Baden-Württemberg und der Stadt Ludwigsburg sowie ein Sonderführungsprogramm der Staatlichen Schlösser und Gärten gedachten dieses besonderen Ereignisses. Auch der Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg würdigte dieses barocke Kleinod von Welt-rang in Zusammenarbeit mit der Haake-Stiftung mit einer Sonderveranstaltung im Schlosstheater, um dessen 250. Geburtstag gebührend zu feiern.

Passend zu diesem Jubiläum konnte nach längeren Kontroversen mit der Landeshauptstadt Stuttgart Ende September in Ludwigsburg die Akademie für Darstellende

Kunst eröffnet werden. Eher zufällig wurde die Direktion der Akademie im sanierten ehemaligen Wohnhaus von Niccolo Jommeli (1714-1774), dem berühmten Operndirektor von Herzog Carl Eugen, untergebracht. In Würdigung der Verdienste des Hofkapellmeisters wurde dieses Haus nun auch nach ihm benannt. Wir wünschen der Akademie in diesem historischen Haus sowie in den innovativen Neubauten viel Erfolg und den Esprit, die Begeisterung, die Qualität und Ausstrahlung, die einst das künstlerische Schaffen unter Niccolo Jommeli am Hofe Carl Eugens erreichte.

In Vorbereitung des 300. Gründungsjahres der Stadt Ludwigsburg 2009 wurde im Oktober das Richtfest der neuen »Multifunktionshalle« gefeiert, um auch künftig Großveranstaltungen in Ludwigsburg einen ansprechenden Rahmen bieten zu können.

Ein wertvoller historischer Beitrag zum 300. Geburtstag der Stadt Ludwigsburg ist die Eberhard-Ludwig-Biographie des renommierten Landeshistorikers Professor Dr. Paul Sauer. Wir sind stolz, die Buchvorstellung unseres Ehrenmitglieds und langjährigen 2. Vorsitzenden im November 2008 im Ordenssaal des Residenzschlosses zusammen mit der Buchhandlung Aigner und dem Silberburg-Verlag durchgeführt zu haben.

Der Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg hat sein Vortragsprogramm 2009 ausschließlich dem Stadtjubiläum gewidmet und hochrangige Referenten gewinnen können. So können Sie sich schon heute auf einen Sonderband zur Stadtgeschichte freuen.

Der Stadt Ludwigsburg wünschen wir ein erfolgreiches Jubiläumsjahr, bei der die Rückschau auf die Gründungsgeschichte Anregungen für die Weiterentwicklung in die Zukunft geben möge.

Dem geneigten Leser wünsche ich beim Studium des vorliegenden Bandes Nr. 62 der Geschichtsblätter viel Freude.

Im November 2008

Elfriede Krüger

Die Marbacher Stadtmusikanten

von Hermann Schick und Albrecht Gühring

Unter Hinweis auf früher gegründete Bruderschaften der Trompeter, Pfeifer, Lautenschläger und Spielleute in den Bistümern Konstanz und Straßburg wurde 1458 in Stuttgart eine Bruderschaft zu Ehren der Gottesmutter eingerichtet und am Samstag vor dem Sonntag Misericordias Domini von Graf Ulrich V. (mit dem Beinamen der Vielgeliebte) bestätigt.¹ Es dürfte in der Grafschaft Württemberg die erste Ordnung für Berufsmusiker gewesen sein, die damit einen festen Platz in der Gesellschaft erhielten. Einige Bestimmungen scheinen offenbar den Sinn gehabt zu haben, den Mitgliedern das Ansehen rechtschaffener Bürger zu geben. Über die Art der Berufsausübung wird wenig gesagt, es heißt aber, »es soll keiner in der Bruderschaft Juden dienen zu Hochziten oder anderem«. Abgesehen von dem spätmittelalterlichen Antisemitismus, der sich darin zeigt, erfahren wir immerhin, dass es sich bei den Mitgliedern dieser Bruderschaft um jene Leute handelte, die bei Hochzeiten zum Tanz aufspielten.

Daraus entwickelte sich im folgenden Jahrhundert ein Berufsstand, den Riemanns Musiklexikon »eine feste Institution in Städten jeder Größe seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts« nennt. Die Bezeichnung schwankte, in Württemberg sprach man auch von Stadtmusikanten, hauptsächlich aber von Stadtzinkenisten. Ein Zink oder Zinken war ein Blasinstrument aus Horn oder aus mit Leder umwickeltem Holz mit einem Trompetenmundstück und sieben Grifflöchern. Man darf allerdings die Berufsbezeichnung nicht missverstehen. Was diese Leute praktizierten, nannten sie selber »Instrumental-Musik-Kunst«. Darunter verstanden sie die Beherrschung von nicht nur einem Instrument, sondern von möglichst vielen. Einer der Marbacher Zinkenisten hinterließ 13 verschiedene Arten von Instrumenten, insgesamt 27 Stück.² Wir können davon ausgehen, dass er die meisten davon auch spielen konnte.

Um die notwendigen Fertigkeiten zu erwerben, wurde eine fünfjährige Lehrzeit bei einem fest angestellten Zinkenisten verlangt. Hohe Virtuosität dürfte so allerdings kaum erlangt worden sein. Nach der Lossprechung sollten sich die jungen Musikanten auf einer anschließenden Wanderschaft weiter vervollkommen. Eine Meisterprüfung gab es nicht, ihr entsprach aber das Vorspiel, das vor einer festen Anstellung verlangt wurde.

Nun konnten aber kleinere Städte ihren Zinkenisten nicht so besolden, dass dieser hätte davon leben können. Deshalb wurde mit seinem Amt gewöhnlich das des Hochwächters verbunden, der vom höchsten Turm der Stadt aus darüber zu wachen hatte, dass jedes eventuell ausbrechende Feuer sofort entdeckt wurde. Diese Ämterverbindung sah man als so wichtig an, dass ihre Inhaber die Personalfreiheit erhielten, womit sie von sämtlichen Frondiensten befreit waren. Die wichtigste Einnahmequelle der Zinkenisten war jedoch das Aufspielen bei Hochzeiten und allgemeinen Tanzveranstaltungen. Und hier bildete sich im Lauf der Zeit die Gewohnheit heraus, die spätestens 1719 durch Herzog Eberhard Ludwig sanktioniert wurde³, dass allein der Stadtzinkenist das Recht hatte, mit seinen Gehilfen in Stadt und Amt zum Tanz

aufzuspielen. Jeder Veranstalter musste sich wegen der Musik zuerst an den Stadtzinkenisten wenden, und nur dieser durfte unter Umständen das Auftreten anderer Musikanten erlauben, gewöhnlich gegen Bezahlung.

Wenn wir uns nun den besonderen Gegebenheiten in Marbach zuwenden, so sei vorweg gesagt, dass im Folgenden alle Hinweise auf die Aufgaben der Zinkenisten als Hochwächter nicht berücksichtigt werden. Es geht allein um das Musizieren. Außerdem muss im Falle Marbachs beachtet werden, dass bei dem großen Stadtbrand im Jahre 1693 sämtliche örtlichen Aufzeichnungen verbrannt sind. Über die Zeit davor können daher nur Angaben beigezogen werden aus Dokumenten, die in auswärtigen Archiven erhalten geblieben sind. Die Überlieferung ist daher lückenhaft und zufällig.

Der älteste Hinweis auf eine Stätte, an der Musik gemacht wurde, befindet sich in einem Lagerbuch von 1584, wo von einem Tanzplatz die Rede ist.⁴ Etwa hundert Jahre später wird wieder ein Tanzplatz genannt⁵, und noch einmal hundert Jahre später findet man einen Tanzplatz eingezeichnet auf dem Markungsumriss des Leutnants Haug.⁶ Es ist der gleiche Platz, auf dem 1824 das spätere Gasthaus Krone errichtet wurde.⁷ So können wir von einer langen Tradition ausgehen, was den Ort anlangt, und an einem öffentlichen Platz kann jeweils nur der dazu berechtigte Musiker aufgespielt haben.

Ein zweiter Ort öffentlicher Tanzveranstaltungen war das Rathaus. Aus einer Eingabe aus dem Jahr 1650 geht hervor, dass vor dem Dreißigjährigen Krieg es üblich gewesen sei, in der Fastnacht dem jungen Volk einen Tanz auf dem Rathaus zu erlauben.⁸ Auch bei dieser Gelegenheit muss natürlich der Stadtzinkenist aufgespielt haben. Ob 1650 der Brauch wieder aufgenommen wurde, ist nicht bekannt, spätestens 1693 war es auf jeden Fall damit zu Ende, weil das Rathaus bei dem Brand zerstört wurde.

Die älteste Nennung eines nicht namentlich genannten Marbacher Turmbläusers findet sich 1590. Über die Einstellung des ebenfalls ohne Namen genannten Nachfolgers, zugleich Hochwächter auf dem Oberen Torturm, wurde bei der Visitation 1592 heftig diskutiert. Der Untervogt hatte den Bläser angeblich nur als Wächter eingestellt und auch den Gerichtsmitgliedern Hans Staib und Georg Mettmann war nicht bekannt, dass er vom ganzen Gericht angenommen worden sei, jedoch waren sie bei seiner Vereidigung dabei gewesen. Hingegen behauptete der damalige Bürgermeister, dass der Bläser vom ganzen Gericht angenommen worden sei, und als Mettmann widersprach, wurde ihm das Wort verboten. Der Obervogt witterte Unstimmigkeiten und wollte den Turmbläser wieder entlassen. Obendrein könne er »nit blasen, sein Weib habe sich auch zu Eßlingen übel gehalten«. Der Gerichtsverwandte Franz Scherlin schloss sich der allgemeinen Meinung über die mangelnde Musikalität des Bläusers an. Der sei »mit Vorwissen Gerichts angenommen, blast übel, aber wacht fleissig«.⁹

Erst 1677 wird dann mit dem Trompeter Hans Jörg Betz erstmals ein Musiker mit Namen genannt. Er war als Nagelschmied 1670 in die Stadt gekommen und hatte die »Trompetter Kunst zu erlernen Lußt gewonnen«, weil bei dem Marbacher Aufgebot ein Trompeter fehlte. Wegen seiner Verwicklung in einen Mordfall – er wurde beschuldigt, von dem geplanten Verbrechen gewusst zu haben – wurde er 1677 des Landes verwiesen und durfte auch nach einer Eingabe seiner Frau 1680 nicht zurückkehren.¹⁰ Kein Wunder, dass seine Steuerschulden in Höhe von 28 Gulden auch 1690/91 noch nicht bezahlt waren.¹¹

Im selben Jahr, in dem Betz ausgewiesen wurde, wird auch der Zinkenist Hans Georg Kopp erstmals genannt. In welcher Beziehung Betz und Kopp zueinander standen, ob Betz bei Kopp Gehilfe war oder gar dessen Vorgänger, ist nicht geklärt. Überhaupt sind die Nachrichten über Kopp dürftig. Seine Herkunft bleibt im Dunkeln. 1677 heißt es über Kopp, er sei »ein guter Violist, zehrhafft, kommt nit ad chorum musicum«. ¹² 1679 wird er als »zimlich epicurisch« ¹³ bezeichnet, d. h. er gab sich dem Genusse hin. Wohl im selben Jahr schlug Kopp sich mit seinen beiden Gesellen. ¹⁴ Offenbar war daran der Wein schuld, denn 1684 urteilte die Kirchenvisitation, er sei »gut uf der violin incomparabilis, trinckt gern und ist ein truncken Wurm«. ¹⁵

In den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg war der Anspruch der Stadtzinkenisten auf alleinige Zuständigkeit für jede Art von Tanzmusik noch nicht unbestritten. Beim Vogtgericht 1688 wird bei Befragung der Einwohner außer »Stadtmusicus« Johann Georg Kopp auch der Musiker Johann Friedrich Reichenbacher aus Nürtingen genannt. Dieser klagte, dass es in Marbach zwei Spielleute gebe, »so ihnen großen Eintrag tun, hätten ihren guts Mittel«, hingegen müssten sie, also die hauptberuflichen Musiker, von ihrem Besitz zehren. Erwähnt wird weiter der Zinkenist Lorenz Zimmermann aus Thüringen. Achilles Groß beschwerte sich damals, dass man bei Hochzeiten immer zuerst den Stadtzinkenisten fragen müsse, ob er spiele, und dann erst die anderen Musiker zum Zug kämen. Kopp »wolle ihne bey den Hochzeiten nicht ... geigen lassen. Zinkenist seye ein bemittelter Kerl, habe ein Cramlen und verstehe ein Handwerckh, darzue die Kunst nicht gelernt, spanne ihme doch alle Hochzeiten ab.« Der Zinkenist wurde ermahnt und ihm bedeutet, er solle nicht nur bei reichen Hochzeiten, sondern auch bei Hochzeiten ärmerer Leute, bei der Kirchweih und bei »Bauren Dantz« aufspielen. ¹⁶

1688 stritt Stadtzinkenist Kopp mit der Wirtin zum Wilden Mann wegen der Zeche und geriet mit dem Wirt in ein Handgemenge. Er ging nach Hause und bestellte den Wirt zu sich, dem der Musiker aber gleich im Hausflur »seinen Stab auf das Maul [stieß], dass er davon wund worden und sich des Barbierers bedienen müssen«. Der Zinkenist, so erfahren wir, »hat das Praedicat eines zanksichtigen Menschen«. Kopp wurde mit einem Großen und der Wirt mit einem Kleinen Frevel bestraft. ¹⁷

Nach der Brandkatastrophe von 1693 meldete Kopp einen Schaden von 699 Gulden an, wovon 230 Gulden auf verlorene Instrumente entfielen. ¹⁸ Zu blasen gab es in der völlig zerstörten Stadt zunächst nichts, und Hochwacht war auf dem ausgebrannten Torturm auch nicht möglich. Deshalb war Kopp als Spendensammler verfügbar und wurde ausgeschiedt, Spenden für die Geschädigten aufzutreiben. ¹⁹ Nach seiner Rückkehr leitete er den Choralgesang der Schüler. ²⁰ Danach verschwindet er aus den Akten, vielleicht hat er mit seinen musikalischen Fähigkeiten auswärts eine bessere Stelle gefunden.

Offenbar zog er wenige Jahre später weg, denn am 10 Juli 1702 wurde der aus Schorndorf gebürtige »Musicantengesell« Konrad Härtlin von der Amtsversammlung zum »Stattmusicanten« und Hochwächter angenommen. Da der Obere Torturm noch nicht wieder aufgebaut war, entfiel die ihm zustehende Hochwächterbesoldung. Er sollte »Spihl und Däntz« in Stadt und Amt allein verrichten, wie es seinem Vater in Schorndorf »ehedessen von gnädigster Herrschaft erlaubt« worden war. ²¹ Nach dem Wiederaufbau des Oberen Torturms »zur nötigen Hochwacht« übernahm Zinkenist Härtlin ab Matthäi 1718 auch wieder die Hochwacht. Er sollte den ganzen Tag und die halbe Nacht die Wache halten und alle Hochwächterverrichtungen besorgen. Für die Hochwacht nach Mitternacht erhielt Obertorwart und Stubenknecht Johann Georg



Älteste bekannte Fotografie (um 1865) des 1718 wieder aufgebauten Oberen Torturms (ausgebrannt 1693).

Schleicher jährlich zehn Gulden. Als weiterer Nachmitternachtwächter wird Hans Michael Gräber genannt. Im selben Jahr klagte Härtlin erfolglos vor dem Stadtgericht, dass die jährlich sechs Gulden für Lichter zu wenig seien. Neben der Besoldung für die Hochwacht von Stadt und Amt standen ihm vom Hospital 5 Scheffel Dinkel »wegen des Abblasens« morgens, mittags und abends auf dem Turm zu. Außerdem sollte Härtlin sich dafür »in der Kirch zum Choral mit der Zinken und Posaunen gebrauchen« lassen. Diese Musikdienste waren schon vor 1693 üblich gewesen.²²

Zinkenist Kopp wurde schon 1677 dafür getadelt, dass er nicht zur Kirchenmusik komme.²³ 1693 wurde er dafür bezahlt, dass er zeitweilig den Choralgesang der Schüler leitete.²⁴ Daraus lässt sich schließen, dass der Zinkenist bei der Kirchenmusik mitzuwirken hatte. Bei Härtlin werden die Angaben ausführlicher. Er wurde ausdrücklich bezahlt für Abblasen (= Herunterblasen) und für die Begleitung des Choralgesangs im Gottesdienst mit Zinken und Posaunen. Vom Abblasen hieß es 1718, es solle an Sonn-, Fest- und Feiertagen dreimal erfolgen und auch bei Hochzeiten. Ohne weitere Entlohnung habe er bei den Vormittagsgottesdiensten mit Instrumenten den Choral zu begleiten.²⁵ In diesem Zusammenhang wird auch deutlich, dass er Instrumentalunterricht zu geben hatte, um bei Bedarf junge Leute als Gehilfen einsetzen zu können. Dieser letzte Punkt war heikel, denn selbständig aufspielen durften die Gehilfen nicht. Gerade jetzt, 1719, gewährte ein Erlass Herzog Eberhard Ludwigs den Stadtzinkenisten das Privileg, allein für die Musikausübung in Stadt und Amt zuständig zu sein.²⁶ Dennoch wurde Härtlin 1729 bestraft, weil er Bürgersöhne nicht hatte blasen lassen.²⁷ Örtliche Gewohnheit hatte offenbar bisweilen mehr Gewicht als herzogliche Anordnungen.

Interessant ist, dass Herzog Eberhard Ludwig einerseits die Zinkenisten durch die Gewährung eines Privilegiums schützte, dass er andererseits aber auch Vorkehrungen treffen wollte gegen einen möglichen Missbrauch der Monopolstellung. Um armen Leuten überhaupt einen Hochzeitstanz zu ermöglichen, wurde bestimmt, dass die Zinkenisten bei ihnen höchstens mit zwei Gesellen aufspielen durften. Es gab sogar genaue Tarife: Von Honoratioren in Stadt und Dorf durfte der Zinkenist einen Gulden pro Musikant – gleichgültig ob Herr, Geselle oder Lehrjunge – fordern. Wurden nur Geigen verwendet, gab es ein Drittel weniger (40 Kreuzer), und von »denen gemeinen Leuten auf dem Land« durften gar nur 30 Kreuzer pro Musikus verlangt werden.²⁸ Wie weit die Zinkenisten im Land sich an diese Ordnung hielten, ist allerdings nicht bekannt.

Bald nach Härtlin kam 1708 ein Mann nach Marbach, der über etliche Jahrzehnte hinweg für das kirchliche Musikwesen am Ort bestimmend wurde, nämlich der Kollaborator Georg Philipp Ehr(en)mann, der zweite Lehrer an der Lateinschule.²⁹ Von ihm hieß es 1721, er habe Erfahrung in Musik³⁰, und 1739 wurde er als »Rector musices«³¹ bezeichnet. Von diesem Titel, mit dem eine Sonderbezahlung von zehn Gulden jährlich verbunden war, heißt es, er stehe zuerst dem Präzeptor, also dem Leiter der Lateinschule, zu, dann dem Kollaborator und, wenn dieser auch verzichte, dem deutschen Schulmeister.³² Der Stadtzinkenist war für dieses Amt nicht vorgesehen: Er hatte für die Instrumentalmusik zu sorgen und für die Instandhaltung der Instrumente, mit dem Gesang hatte er nichts zu tun. Auch in Verbindung mit dem Orgelspiel wird nie ein Zinkenist genannt.

1718 wurde Härtlin vor Gericht ermahnt, künftig auf dem Turm nicht nur bei Hochzeiten, sondern an allen Sonn-, Fest- und Feiertagen dreimal täglich, nämlich morgens, mittags und abends »abzublasen« sowie an diesen Tagen in der Kirche morgens »vor der Morgen Predigt beym Choral sich bey Absingung des Ersteren Gesetzes mit seinen musicalischen Instrumenten ohne weitere Belohnung gebrauchen zu lassen«.³³ 1721 heiratete »Statt-Musicant« Härtlin in zweiter Ehe Maria Margaretha, die Tochter des Ratsverwandten und Handelsmanns Jakob Samuel Wunderlich.³⁴

Nicht ganz zu klären ist der Übergang von Konrad Härtlin zu seinem Nachfolger. Zwar wurde der Balkon am Obertorturm 1730 für Härtlin repariert, aber im gleichen Jahr noch zog ein Nachfolger Johannes Seubert, »gelernter Instrumental-Musicus«

aus einem Dragonerregiment, wohl aus Hessen stammend, auf den Turm.³⁵ Härtlin selber starb 1732, etwas mehr als 54 Jahre alt.³⁶

Seubert erhielt auf sein Ansuchen 1736 vom Gericht die Erlaubnis, probeweise auf ein Vierteljahr vom Turm herunterzuziehen und die Hochwacht durch den Strumpfstriker Matthäus Ahn verrichten zu lassen. Im selben Jahr wurde die Musikkapelle stark aufgewertet, indem das Gericht beschloss, je eine Alt-, Tenor- und Bassposaune auf Kosten des Spitals durch Johann Jakob Kodweiß in Nürnberg kaufen zu lassen.³⁷ Doch dieser Erfolg schien Seubert wenig aufzumuntern, denn am 18. Juni 1742 stach er sich mittags um ein Uhr »aus desperation« mit einem Messer in die linke Seite und starb 24 Stunden später. Aus den Quellen ist kein Grund ersichtlich, weshalb Seubert sich aus Verzweiflung umbrachte. Gewisse Andeutungen lassen auf Eheschwierigkeiten schließen, doch das ist reine Spekulation.³⁸ Seine Musikinstrumentensammlung bestand aus sieben Violinen, drei Bassgeigen, einem Fagott, einer Oboe mit silbernen Klappen, zwei Oboen mit Messingklappen, einer Oboe d'amore, zwei Querflöten, zwei »flutes douces«, einem Paar Klarinetten, zwei Paar Hörnern, einem Paar Trompeten, drei großen Kornetts und zwei kleinen Kornetts.³⁹

Der Zinkenist hatte nicht nur dafür zu sorgen, dass die verschiedenen Instrumente in Ordnung waren, er hatte auch genügend Leute heranzuziehen, die sie spielen konnten. Er war gehalten, von sich aus Gesellen anzustellen. Seuberts Nachfolger wurde einmal gerügt, weil er nur einen Gesellen und einen Lehrlingen hatte.⁴⁰

Das Marbacher Zinkenistenamt galt im 18. Jahrhundert als eine gute Stelle, sonst hätten sich nicht sechs Musiker nach Seuberts Tod darum beworben. Davon kamen zwei in Frage: Veit Busch aus Pleidelsheim, damals in Straßburg, und Johannes Henne aus Weil im Schönbuch, Geselle bei Zinkenist Dambach in Cannstatt, seit vierzehn Tagen in Diensten der Witwe Seubert. Busch wäre der bessere Musiker gewesen, aber er war verheiratet. Henne fehlte es zwar auf der Querflöte an Übung, doch der 29-jährige war ledig und nach zweiwöchiger Bekanntschaft bereit, die sechs Jahre ältere Witwe mit ihren drei Kindern zu heiraten, nachdem diese wiederholt das Gericht auf ihre Notlage hingewiesen hatte. Auch der zunächst widerstrebende Dekan stimmte schließlich zu, weil die Frau damit versorgt war und nicht der Allgemeinheit zur Last fiel. Doch dem neuen Zinkenisten wurde deutlich erklärt, dass er sein Amt wieder abgeben müsse, wenn es nicht zur Heirat komme.⁴¹ Henne hielt sich an sein Versprechen und heiratete nach der kürzest möglichen Trauerzeit die Witwe Seubert im Januar 1743. Die Ehe scheint allerdings nicht besonders gut gewesen zu sein, denn schon im folgenden Jahr musste der Kirchenkonvent das Paar zu mehr Verträglichkeit mahnen.⁴²

Von Hennes musikalischem Wirken ist nichts überliefert, doch er war zweifellos der Zinkenist, der vom Obertorturm herab geblasen hat, als am 22. Juli 1749 Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Kodweiß zu ihrer Trauung zogen, und vielleicht hat er hinterher auch zum Hochzeitstanz aufgespielt. Bei der Taufe ihres Sohnes Christoph Friedrich hat er wahrscheinlich nicht geblasen; Taufen waren wegen ihrer Häufigkeit keine herausragenden Ereignisse.

Das wichtigste Dokument seiner Tätigkeit ist jedoch der Gesellenbrief, den er 1752 seinem Stiefsohn Johann Friedrich Seubert ausgestellt hat. Darin wird dessen rechtmäßige Herkunft bezeugt und seine fünfjährige Lehrzeit in der Instrumental-Musik-Kunst. Durch seinen Fleiß habe er die Kunst so gelernt, dass er sich überall hören lassen könne. Gelobt wird außerdem sein allezeit gutes Verhalten. Darauf folgte dann die Formel »... spreche ich ihn, Johann Friedrich Seubert, seiner gebührlich ausge-

standenen Lehrjahre quitt, frei, ledig und los«. Damit konnte der 18-jährige jetzt auf Wanderschaft gehen und sich bei anderen Zinkenisten noch vervollkommen. Weil die Zinkenisten keine hierarchisch gegliederte Zunft hatten, ließ Henne Kollegen aus der Nachbarschaft – und zwar jene von Ludwigsburg, Waiblingen und Cannstatt sowie zwei Gesellen aus Ludwigsburg – zur Bekräftigung das Dokument neben ihm als Lehrherrn unterzeichnen.⁴³

Die bürgerlichen Verpflichtungen drückten Henne. Deshalb verpflichtete er 1768 einen Stellvertreter für die Hochwacht, und 1772 bat er um Entbindung von einer Pflegschaft.⁴⁴

Im Jahre 1778 kam es zu einem Amtswechsel, bei dem nicht zu klären ist, ob der Anstoß dazu von Zinkenist Henne ausging oder ob seine Tochter Sophia Margareta die treibende Kraft war. Der unverheirateten Tochter Hennes war, so steht es im Gerichtsprotokoll, von der Amtsversammlung zugesagt worden, dass, wenn sie einen



Lehrbrief für den Marbacher Musiker Johann Friedrich Seubert, Sohn des Johannes Seubert, ausgestellt 1752 von seinem Stiefvater, dem Marbacher Stadtzinkenisten Johannes Henne.

tüchtigen Mann vorweisen könne, diesem die Stelle des Stadtzinkenisten übertragen werde. Im Mai 1778 wandte sie sich an das Marbacher Gericht und bat, die Stelle ihrem jetzigen Verlobten, dem derzeitigen Zinkenistengesellen Mensch aus Pleidelsheim, zu übertragen. Gleichzeitig legte der amtierende Stadtzinkenist Henne eine Eingabe vor, wonach er mit dem Verlobten seiner Tochter vereinbart habe, dass er ihm den Zinkenistendienst abtreten wolle. Damit war also die Stelle frei und die Zusage konnte erfüllt werden.

Der vorgeschlagene Kandidat bezeugte durch einen Geburtsbrief seine eheliche Geburt, seine Herkunft und dass er keiner Leibeigenschaft unterworfen sei. Diese Nachweise entsprachen dem Herkommen bei Handwerkern, wenn sie die Meisterprüfung ablegen wollten. Weiter legte er Zeugnisse von verschiedenen Zinkenisten über seine musikalischen Fähigkeiten und sein Verhalten vor. Dies wurde noch be-

stätigt durch die guten Erfahrungen, die man mit ihm am Ort gemacht hatte, seit er hier tätig war. Nachdem die Erklärung Hennes vorlag, stimmte das Gericht der Übertragung zu und am 11. Mai 1778 wurde Johann Michael Mensch als Zinkenist und Hochwächter vereidigt.⁴⁵

Johannes Henne war zu diesem Zeitpunkt 65 Jahre alt. Er hatte in den vergangenen Jahren schon einige Funktionen abgegeben, da kam ein Rücktritt nicht zu früh. Außerdem war seine Tochter schon 33, es war also höchste Zeit, dass sie heiratete. Eine sonderlich gute Partie war der Zinkenistengeselle nicht. An Instrumenten brachte er nur eine Violine und ein Horn auf seine neue Stelle mit.⁴⁶ Noch vor der Heirat stellte Mensch an das Gericht den Antrag, das Stubenkämmerle auf dem Obertorturm, wo er seine Dienstwohnung hatte, zu »schlieren«, d. h. mit Lehm zu bestreichen, zur besseren Wärmedämmung, wie wir heute sagen würden, und zur Erhaltung der Bausubstanz.⁴⁷ Am 9. Juli 1778 fand dann die Hochzeit zwischen Johann Michael Mensch und der sieben Jahre älteren Sophia Margaretha Henne statt. Für die Frau brachte die Ehe kein Glück: Genau ein Jahr später starb sie bei der Geburt ihres ersten Kindes.

Die Bezahlung des Zinkenisten war nicht üppig, doch gehörte er immerhin zu der besser gestellten Hälfte der Einwohnerschaft, denn im Februar 1779 wurde Mensch mit einem Kreuzer wöchentlich zur Almosenzahlung veranschlagt.⁴⁸ Er gehörte also nicht zu jenen, die wegen ihrer schlechten Lage von Zahlungen befreit waren, und er gehörte schon gar nicht zu den Empfängern von Almosen. Zu seiner Entlohnung gehörte auch die Nutzung von Grundstücken im Riet.⁴⁹ Als Mensch jedoch 1790 beantragte, wie in anderen Orten üblich eine Naturalbesoldung auch in Wein zu bekommen, da lehnte das Gericht ab.⁵⁰ Offenbar ging diese Forderung den Stadtvätern zu weit. Im Jahr 1794 scheinen die zum Militärdienst ausgehobenen Rekruten ihre Aushebung festlich mit Musik begangen zu haben. Doch vom Gericht erhielt Mensch dafür kein Geld. Dies sei eine private Veranstaltung gewesen, dafür müssten die Rekruten selber aufkommen.⁵¹

Über den Tod seiner Frau ist Johann Michael Mensch anscheinend rasch hinweggekommen. Es dauerte kein Jahr, bis er Christina Barbara Kühnle heiratete, die Tochter des angesehenen Oberakzisers Johann Gottfried Kühnle. Dieser zweiten Ehe entsprangen in 14 Jahren neun Kinder, von denen fünf am Leben waren, als die Frau 1795 im Alter von 40 Jahren nach der Geburt von totgeborenen Zwillingen starb. Nach Ablauf der kürzesten Trauerfrist heiratete Michael Mensch 1795 ein drittes Mal, diesmal die Tochter des Metzgerobermeisters Heil, der Mitglied des Gerichts war und damit zur städtischen Führungsschicht gehörte. Aus dieser Ehe gingen noch einmal zwei Kinder hervor, von denen das jüngere noch keine zwei Jahre alt war, als Mensch 1802 mit etwas über 50 Jahren starb.⁵²

Beim Tod von Johann Michael Mensch war Johann Friedrich Mensch, sein Sohn aus zweiter Ehe, gerade 20 Jahre alt. Auch er hatte als Zinkenist gelernt und hoffte, die Nachfolge seines Vaters antreten zu können. Doch er war, nach den Anschauungen der Zeit, für diese Stelle noch zu jung. Dennoch bewarb er sich darum im folgenden Jahr. Man sagte sie ihm auch zu unter der Bedingung, dass er zunächst noch zwei Jahre lang zu seiner Vervollkommnung auswärts zu einem anerkannt tüchtigen Stadtzinkenisten in Dienste gehe, wenn möglich zu dem Stadtzinkenisten Nanz in Stuttgart. Zu gegebener Zeit solle er dann entsprechende Zeugnisse über seine Bemühungen beibringen.⁵³

Die Stelle des Stadtmusikanten war deshalb unbesetzt, als im Sommer 1803 wieder einmal ein Markungsumgang unternommen wurde. Offenbar zogen einige Musik-

gehilfen mit und hofften, bei dieser Gelegenheit etwas verdienen zu können. Sie wurden aber vom Gericht abgewiesen, weil es dafür keinen Vorgang gebe. Sie sollten sich an die beteiligten Privatpersonen halten, vielleicht bekämen sie von denen etwas.⁵⁴ Ein amtlich bestallter Zinkenist hätte hier vielleicht schon etwas für seine Leute herausholen können. Auch die Festmusik anlässlich der Erlangung der Kurfürstenwürde im gleichen Jahr musste ohne einen Stadtzinkenisten stattfinden. Die musikalische Leitung hatte Schulmeister von Kèutz, selber Sohn eines Stadtzinkenisten.⁵⁵

Am 3. März 1805 erschien Friedrich Mensch wieder vor der Amtsversammlung mit einem Attest des Stadtzinkenisten Nanz in Stuttgart, worin ihm sowohl hinsichtlich seines Lebenswandels als auch in Bezug auf seine Tüchtigkeit ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt wurde. Erneut bat er um Übertragung der Stelle und wurde dann auch gewählt.⁵⁶ Die Zeiten waren unruhig, den Leuten war nicht nach Lustbarkeiten zuzumute. Dies dürfte der Grund dafür gewesen sein, dass Friedrich Mensch 1807 um Befreiung von der Bürgersteuer nachsuchte. Das Gericht lehnte den Antrag ab, denn Mensch habe ein öffentliches Amt, er nutze ein Bürgerstück, nämlich einen Garten, und er genieße alle bürgerlichen »Benefizien« wie beispielsweise eine jährliche Holzgabe.⁵⁷ Sechs Jahre nach seinem Amtsantritt heiratete er am 1. August 1811 die zwanzigjährige Kaufmannstochter Friederike Charlotte Gentner aus Großbottwar.⁵⁸

Während seiner Amtszeit wurde im Zuge der Verwaltungsreformen König Friedrichs aus dem Amt Marbach ein Oberamt und aus der Stadt Marbach eine Oberamtsstadt. Dadurch erhielt auch der Marbacher Stadtzinkenist einen größeren Zuständigkeitsbereich. Ein Erlass des Oberamtmanns Mutschler vom Jahr 1812 erneuerte die Vorschrift, dass »bei allen und jeden vorkommenden Tänzen« die Schild- und Gassenwirte nicht nur eine obrigkeitliche Genehmigung haben müssten, sondern sich auch wegen der Musik ausschließlich an den Stadtmusikus Mensch in Marbach zu wenden hätten. Dagegen protestierten 1833 die ehemaligen Amtsorte des Amtes Beilstein, die jetzt zum Oberamt Marbach gehörten. Sie hätten den Marbacher Zinkenisten weder gewählt noch haben wollen. Beim Oberamt war man erstaunt über diesen verspäteten Protest, denn der alte Beilsteiner Zinkenist war schon 1812 gestorben.⁵⁹

Weil es in seinem neuen Königreich so viele unterschiedliche Traditionen gab, erließ König Friedrich 1815 auch eine die Zinkenisten betreffende Verfügung. Darin wurden einerseits die für die altwürttembergischen Gebiete gültigen Ordnungen bestätigt, andererseits erhielten die neuwürttembergischen Orte die Möglichkeit, Zinkenisten nach der altwürttembergischen Ordnung anzustellen oder es bei ihren bisherigen Gepflogenheiten in Bezug auf die Musik zu belassen.⁶⁰ In Marbach änderte sich also zunächst nichts.

Mit der Zunahme des privaten Musizierens im Bürgertum scheinen sich die Aktivitäten der Zinkenisten mehr und mehr auf die Tanzmusik beschränkt zu haben. In seinem Lebenslauf schreibt der Schulmeister Johann Kicherer über seine Zeit als Provisor in Marbach (1816-1820): »In jener Zeit war hier die Musik, Klavierspiel und Gesang sehr geliebt, daher denn auch in den Winterhalbjahren sich Alles, was musikalisch war, zu Singkränzchen vereinigte, die von dem Schulmeister Ziegler dirigiert wurden. Als mitwirkendes Mitglied habe ich durch diese Singkränzchen in musikalischer Hinsicht Vieles profitiert.«⁶¹ Der Zinkenist Friedrich Mensch wird nicht erwähnt. Dazu passt das von Ottilie Wildermuth überlieferte, etwas überheblich klingende Urteil über die Fähigkeiten von Friedrich Mensch, das vielleicht auch etwas von dem distanzierenden Hochmut der Marbacher Honoratioren gegenüber

dem handwerklich ausgebildeten Musikanten verrät. In Anspielung auf seinen Namen schrieb sie: »...von (dem) etwas mangelhaftem Choral vom Turme, den allsonntäglich unser Stadtzinkenist Herr Mensch blies, eine Illustration des Sprichworts: Irren ist menschlich.«

Von seiner Tätigkeit ist nicht viel in die diversen Protokolle gekommen. Wenig Feingefühl bewies Friedrich Mensch, als er ausgerechnet im Hungerjahr 1817, als es überall an Geld mangelte, die Anschaffung von drei neuen Posaunen für die Kirchenmusik forderte. Der Magistrat sah dann auch prompt keine Dringlichkeit für die Anschaffung.⁶² Für das Neujahrsblasen erhielt er im Januar 1823 22 Gulden.⁶³ Bei dem großen Markungsumgang unter Stadtschultheiß Brecht im Jahre 1825 war auch Stadtmusikus Mensch dabei und mit ihm sechs so genannte Musikgehilfen. Sie begleiteten den Zug und spielten auch dazwischen bei den Vesperpausen.⁶⁴ Als König Wilhelm I. 1828 die Bildung von bürgerlichen Schützenkorps in Städten des Landes anregte, wurde in Marbach, wenn auch mit ziemlicher Mühe, ein solches Korps von etwa vierzig Mann aufgestellt. Es gibt darüber nur wenige Nachrichten, aber wir wissen doch, dass dazu auch einige Musiker gehörten und dass Stadtmusikus Mensch der Leiter war.⁶⁵ Jahrzehnte später wurden noch sieben Uniformen der Schützenkorpsmusik versteigert.⁶⁶ Das entspricht genau der Zahl der bei dem Markungsumgang beteiligten Musikanten. Das Schützenkorps bestand bis 1848, aber da war Friedrich Mensch schon gestorben.

Finanziell stellte sich Mensch gut, und bei seinen Mitbürgern muss er angesehen gewesen sein, denn sie wählten ihn 1823 in den Stadtrat.⁶⁷ Die Sitzungen waren damals ziemlich häufig, im Durchschnitt fand alle zehn Tage eine statt, und zwar bei Tag, also während der Arbeitszeit, und es wurde keinerlei Verdienstausschlag ersetzt. Arme Handwerker oder Kleinbauern konnten deshalb gar nicht kandidieren. Bei Mensch lag das Problem anders. Er kam in einen Interessenkonflikt deshalb, weil er als Hochwächter dem Stadtrat untergeordnet war. Doch er wollte das Mandat annehmen und kündigte an, er wolle für die Hochwacht einen Ersatzmann stellen.⁶⁸

Eine einschneidende Veränderung brachte im Jahre 1828 ein Gesetz, das die Gewerbeordnung änderte und eine ganze Reihe von Zünften aufhob, unter denen auch die der Zinkenisten war.⁶⁹ In einer Durchführungsverordnung aus dem Jahr 1837 wurde den amtierenden Zinkenisten zugesichert, dass für sie alle die bei ihrer Anstellung gültigen Bestimmungen weiter Gültigkeit hätten. Den örtlichen Behörden blieb es überlassen, ob sie bei Erledigung der Stellen wegen des Turmblasens oder für die Kirchenmusik eigene Musiker weiterhin anstellen wollten. Auf eine »ausschließende Berechtigung zu anderem musikalischen Erwerbe hingegen, z. B. bei Tänzen und anderen Lustbarkeiten, haben diese keinen Anspruch zu machen.«⁷⁰ Dies verschlechterte die wirtschaftliche Situation der Stadtzinkenisten schlagartig, denn sie bekamen jetzt Konkurrenz vor allem von früheren Militärmusikern und anderen, die ihre musikalische Ausbildung außerhalb der zünftischen Ordnung Württembergs erhalten hatten. Es ist anzunehmen, dass damit auch die Ausbildung des musikalischen Nachwuchses nach Art der Handwerker aufhörte.

Welche Rolle Friedrich Mensch in den ersten Jahren des 1832 gegründeten Marbacher Liederkranzes gespielt hat, ist nicht mehr eindeutig festzustellen, weil die Unterlagen, die als Grundlagen für die Vereinschronik von 1932 benützt wurden, nicht mehr vorhanden sind. Es spricht aber viel dafür, dass der Verfasser der Chronik Friedrich Mensch und seinen Sohn Christian nicht auseinander gehalten hat. Bedenkt man, dass Christian bei der Vereinsgründung erst 16 Jahre alt war, dann spricht viel

dafür, dass Friedrich zu den Gründern des Vereins gehörte und 1837/38 auch als Dirigent wirkte. Er starb im August 1839, so dass danach nur noch Christian gemeint sein kann.⁷¹

Nach dem Tod von Friedrich Mensch war es fraglich, ob die Stelle eines Stadtmusikus überhaupt noch einmal besetzt werden sollte. Mit dem Wegfall des Monopols für Tanz- und Unterhaltungsmusik war die wirtschaftliche Basis wesentlich schmaler geworden. Zwar bestand natürlich nach wie vor Bedarf, aber es gab jetzt eben auch Wettbewerb. Erst anderthalb Jahre nach dem Tod des Amtsinhabers wurde im Stiftungsrat darüber beraten, ob man noch weiterhin einen Stadtmusikus brauche. Die Frage wurde bejaht, weil man für die Kirchenmusik, das Abblasen vom Torturm und für die Musik beim Schützenkorps durchaus jemand benötige. Gewählt wurde daraufhin Wilhelm Christian Mensch, der älteste Sohn des Vorgängers, geboren 1816. Er war unverheiratet und blieb es auch. Zusammen mit seiner Mutter und einem Bruder lebte er auf dem Torturm. Auch wenn die Hochwacht in herkömmlichem Sinne aufgehört hatte, weil die Amtsorte nichts mehr beisteuern wollten, so wurde eine eingeschränkte Wachtätigkeit auch weiterhin von ihm verlangt. Seine Entlohnung wurde auf 150 Gulden jährlich festgesetzt.⁷²

Eines der Argumente bei der Anstellung von Christian Mensch war, dass man für das bürgerliche Schützenkorps einen musikalischen Leiter brauchte. In den Unruhen der Revolution von 1848 ging das Schützenkorps in der neu gegründeten Bürgerwehr auf. Diese Bürgerwehr, von der 176 Mitglieder namentlich bekannt sind, brauchte für ihre beiden Kompanien auch eine Musikabteilung unter einem Stabsmusikus, und das war natürlich Christian Mensch. Außer ihm erscheinen auf der Liste die Namen von 15 Musikern und vier Tambours, wohl Pfeifer und Trommler.⁷³ Von irgendwelchen Auftritten dieser »Kapelle« ist nichts bekannt. Sie löste sich wohl mit der Bürgerwehr wieder auf, als das revolutionäre Feuer erlosch.

Mit etlichen seiner Gehilfen arbeitete der Stadtzinkenist jahrzehntelang zusammen. Wir finden die gleichen Namen unter der Musik der Bürgerwehr und bei den Musikanten, die nach Christians Tod auch weiterhin sich für Tanzmusik empfahlen.⁷⁴ Wegen des Anwachsens der Ludwigsburger Garnison gab es jedoch immer mehr Militärmusiker, die auch gerne nebenher etwas verdienten, ihre Dienste anboten und so eine ernsthafte Konkurrenz für die traditionellen Musikanten wurden. In dieser Situation musste man taktisches Geschick entwickeln, wenn man etwas erreichen wollte. Ein schönes Beispiel dafür ist das Gutachten, das Christian Mensch sich von Schullehrer Kicherer 1844 ausstellen ließ, als es darum ging, den Stiftungsrat für die Anschaffung eines neuen Instruments für die Kirchenmusik zu bewegen. Kicherer schrieb: »Dem Wunsche des Herrn Stadtzinkenisten Mensch gemäß bezeuge ich hiermit, daß die hiesige Kirchenmusik in Bezug auf Baßinstrumente schlecht berathen ist. Es fehlt nicht nur gänzlich an einem Quintbass, gewöhnlich Bassposaune genannt, sondern auch der Streichbass (Contrabass) befindet sich in so schlechtem Zustande, daß Herr Mensch schon seit längerer Zeit seinen eigenen Violonbass zum Zwecke der Kirchenmusik verwenden muß. Wenn er nun die Bitte um Erwerbung eines Quintbasses oder eher eines Bompardons [einer neueren, verbesserten Bassposaune, d.Vf.] stellt, so kann ich dieselbe einem verehrlichen Stiftungsrathe zu geneigter Gewährung nur empfehlen.«⁷⁵ Über einen Erfolg der Eingabe ist leider nichts überliefert.

Bereits vor seiner Bestallung als Stadtmusikus taucht Christian Mensch in Aufzeichnungen des Marbacher Liederkranzes auf. Im Mai 1840 wurde der 24-jährige



Marbacher Stadtmusikanten um 1900 vor dem Gasthaus zum Stern.

aus unbekanntem Gründen aus dem Verein »ausgestoßen«. Mit seinem Bruder zusammen gründete er noch im gleichen Jahr einen eigenen Gesangsverein, die »Harmonie«. In den folgenden Jahren muss das Verhältnis zwischen beiden Vereinen geschwankt haben zwischen Konkurrenz und Zusammenarbeit. Und Christian Mensch war immer dabei. Als Gesangsdirektor der »Harmonie« wird er 1850 genannt⁷⁶; ab 1858 kündigte er immer wieder Gesangsunterricht für junge Leute an, die dem »Liederkranz« beitreten wollten⁷⁷. Als dessen Gesangsdirektor wird er 1861 genannt, zwei Jahre später unterschrieb er sogar als Vorstand.

Schon zwei Jahre nach seiner Ernennung zum Stadtzinkenisten beantragte er eine Aufbesserung seines Gehalts um 50 Gulden, weil er in Cannstatt 300 Gulden verdienen könnte. Obwohl Diakon Palmer, der selber auch komponierte, von Musik also etwas verstand, den Antrag unterstützte, wurde ihm nur eine Zulage von 25 Gulden bewilligt.⁷⁸ Das Aufsicht führende Oberamt erhob Einspruch gegen die Regelung. Seit Aufhebung des Zunftzwangs zahlten die alten Amtsorte nichts mehr am Zinkenistengehalt. Ihren Anteil hatte die Oberamtsstadt übernommen. Nun beanstandete das Oberamt die Kostenaufteilung zwischen Kirche und Stadt, weil die Musiker nun mehr für kirchliche Anlässe spielten als für städtische.⁷⁹ Dagegen beschwerte sich der Stiftungsrat beim dafür zuständigen Innenministerium.⁸⁰ Doch die Beschwerde wurde abgewiesen, und wieder erwog man die Aufgabe der Stelle. Aber jetzt tauchte ein erstaunliches Argument auf. Die Kirchengenossen, so hieß es, verlangten eine Kirchenmusik schon deshalb, »damit man nicht zum Dorf herabsinke«. Dies war zwar nicht der einzige Grund, aber doch ein sehr gewichtiger. Man einigte sich schließlich dahin, dass die Stadt und die Kirche künftig je zur Hälfte das Geld für den Stadtmusikus aufbringen sollten.⁸¹

Das Eintreten von Diakon Palmer für Christian Mensch deutet an, dass er den Zinkenisten als Musiker schätzte. Palmer veröffentlichte in seiner Marbacher Zeit drei Kantaten, bei denen ein Chor von Orgel und Blasinstrumenten begleitet wurde.⁸² Wenn diese Kantaten in Marbach aufgeführt wurden, und einen Orgelchor gab es ja, so hat Christian Mensch sicher dabei mitgewirkt.

Nach langer Krankheit starb er am 13. Dezember 1866 im Alter von 50 Jahren⁸³, und damit endete nicht nur die Ära Mensch, sondern die Marbacher Stadtmusik überhaupt. Die Stelle des Stadtzinkenisten wurde nicht mehr besetzt, seine Aufgaben bei der Kirchenmusik übernahmen zwei Schulmeister, von denen einer, Schulmeister Schöffler, auch die vier seitherigen Musikgehilfen einsetzen und beaufsichtigen sollte. Die Gehilfen waren jedoch mit der Bezahlung nicht zufrieden. Sie mussten immerhin an jedem Sonntag zweimal, an jedem Feiertag dreimal vom Torturm herab blasen und »zuweilen auch an Werktagen«. ⁸⁴ Ein halbes Jahr nach Christian Menschs Tod forderten sie 100 Gulden für Kirchenmusik und Turmblasen. Man bot ihnen 60 Gulden insgesamt. Wenn sie dafür nicht abblasen wollten, dann hätte der Stiftungsrat ganz darauf verzichtet und die Gehilfen hätten sich mit 40 Gulden für die Kirchenmusik begnügen müssen. Darauf nahmen sie das Angebot an. ⁸⁵ Etwa um die gleiche Zeit empfahlen sie sich den »Herren Gastgebern« für Tanzmusik.

DREI CANTATEN:

1. Macht hoch das Thor, die Thür macht weit etc.
2. Wer ist würdig, das Buch aufzuthun etc. Weine nicht, siehe, es hat überwunden der Löwe aus Juda etc.
3. Ja, Tag des Herrn, du sollst mir heilig etc.

für einen Singchor

mit Begleitung der Orgel und einiger Blasinstrumente nebst Bass

componirt
von
CHRISTIAN PALMER, Diaconus in Marbach.



Verlag der *J. F. Steinkopfschen* Buchhandlung in Stuttgart.

Adolf Auberlen
Platzes
Resortiden.

Eins tragen in das Verzeichniss.

Preis: 1 1/4 Thlr. = 2 fl. rhein., jeder Cantate einzeln 1/2 Thlr. = 48 kr.

[18..]

Diakon Christian Palmer, 1838 bis 1843 in Marbach, veröffentlichte in dieser Zeit neben wissenschaftlichen Werken auch einige Kompositionen.

Noch lange wollte man in Marbach am Sonntag Choräle vom Torturm herab hören. Der Gemeinderat bezahlte dafür in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Musiker um Lambert Katz. Nach der Gründung der Stadtkapelle im Jahre 1900 führte diese die Tradition mit Unterstützung des Gemeinderates weiter bis zum Ersten Weltkrieg.⁸⁶

Für Christian Mensch aber, den letzten Marbacher Zinkenisten, wurde hoffentlich wahr, was der Dichter Schubart ungefähr 100 Jahre vorher gedichtet hatte unter dem Titel »Zinkenistentrost«:

Wie glücklich ist der Zinkenist,
Der Herr und sein Geselle!
Er kömmt, wenn er gestorben ist,
Gewiß nicht in die Hölle:
Denn Gott hält oft ein Freudenfest
Mit auserwählten Christen;
Und weil man da Posaunen bläst,
So braucht man Zinkenisten.

Anmerkungen

- 1 August Ludwig Reyscher (Hrsg.): Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, Bd. 13 (1842) S. 1221 ff.
- 2 Stadtarchiv Marbach (StAM) J 417.
- 3 Reyscher (wie Anm. 1) S. 1157.
- 4 Eugen Munz: Instrumental-Musikkunst im alten Marbach, Manuskript 115, S. 5.
- 5 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 582 Bü 203.
- 6 StAM o.S.
- 7 Eugen Munz: Die obere Torvorstadt, Marbacher Zeitung vom 19.8.1983.
- 8 HStAS A 202 Bü 1006.
- 9 HStAS A 38 Bü 10; Landeskirchliches Archiv Stuttgart (LKA) A 1 Bd. 16.
- 10 HStAS A 209 Bü 1557.
- 11 HStAS A 582 Bü 203.
- 12 HStAS A 281 Bü 823.
- 13 LKA A 1 Bd. 32.
- 14 HStAS A 302 Bd. 8030.
- 15 HStAS A 281 Bü 823.
- 16 HStAS A 214 Bü 557.
- 17 Ebd.
- 18 HStAS A 373 Bü 44.
- 19 Albrecht Gühring: Totale Zerstörung und stagnierender Wiederaufbau, in: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar Bd. 1, Marbach 2002, S. 461-640, hier S. 479.
- 20 StAM R 81.
- 21 StAM B 39.
- 22 HStAS A 288 Bü 3697; StAM B 41.
- 23 HStAS A 281 Bü 823.
- 24 HStAS A 288 Bü 3697; StAM B 41.
- 25 StAM B 41 (15.9.1718).
- 26 Wie Anm. 3.
- 27 LKA DAM Nr. 333.

- 28 Reyscher (wie Anm. 1) S. 1224.
- 29 Thomas Schulz: Die ehemaligen Lateinschulen im Kreis Ludwigsburg, Ludwigsburg 1995, S. 223; Hermann Schick: 600 Jahre Lateinschule Marbach. Eine Schulgeschichte von 1392 bis 1992, in: 600 Jahre Lateinschule Marbach a. N., Marbach 1992, S. 13-34, hier S. 22.
- 30 StAM B 41.
- 31 LKA DAM Nr. 333 (5.9.1739).
- 32 StAM Notabilienbuch der deutschen Schule.
- 33 StAM B 41.
- 34 Pfarrarchiv Marbach (PA) Ehebuch 1694-1774.
- 35 HStAS A 306 Nr. 164.
- 36 PA Totenbuch 1693-1762.
- 37 StAM B 42.
- 38 PA Totenbuch 1693-1762; LKA DAM Nr. 334.
- 39 StAM J 417.
- 40 StAM Notabilienbuch der deutschen Schule, S. 245.
- 41 HStAS A 306 Bü 165.
- 42 LKA DAM Nr. 334.
- 43 StAM o.S.
- 44 StAM B 55 (29.8.1768) und B 59 (4.5.1772).
- 45 StAM B 55 (11.5.1778).
- 46 StAM J 1455.
- 47 StAM B 55 (15.6.1778).
- 48 StAM B 55 (1.2.1779).
- 49 StAM B 65 (10.5.1798).
- 50 StAM B 61 (15.7.1790).
- 51 StAM B 62 (19.1.1794).
- 52 StAM Kirchenbuchkartei/Kirchenbuchmikrofilme.
- 53 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) E 173 III Bü 7500.
- 54 StAM B 69 (26.9.1803).
- 55 StAM B 68 (9.5.1803) und Notabilienbuch der deutschen Schule.
- 56 StAL E 173 III Bü 7500.
- 57 StAM B 71 (28.9.1807).
- 58 StAL E 173 III Bü 7500.
- 59 Ebd.
- 60 Reyscher (wie Anm. 1) Bd. 15, S. 689 f.
- 61 StAM Notabilienbuch der deutschen Schule.
- 62 StAM B 78 (22.7.1817).
- 63 StAM B 79 (14.1.1823).
- 64 Eugen Munz, Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart 1972, S. 307.
- 65 StAM B 724 (1.2.1841).
- 66 Der Postillon 12.11.1853.
- 67 StAM B 80 (17.2.1823).
- 68 StAM B 80 (18.2.1823).
- 69 Reyscher (wie Anm. 1) Bd. 15, S. 594.
- 70 Ebd. S. 1462.
- 71 Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Liederkranzes Marbach a. N., 1932.
- 72 StAM B 724 (1.2.1841).
- 73 Der Postillon 10.6.1848.
- 74 Der Postillon 11.4.1867.
- 75 StAM A 734.
- 76 Wie Anm. 72.
- 77 Der Postillon 1.5.1858 u.ö.
- 78 StAM B 724 (9.1.1843).
- 79 StAM B 724 (7.11.1843).

- 80 StAM B 724 (4.3.1844).
81 StAM B 724 (27.4.1844).
82 Georg Günther: »Ein zweiter Orpheus«. Christian Palmer, Diaconus und Komponist in Marbach am Neckar (1839-1843), Marbach 2003 (= Schöndrucke 7).
83 Der Postillon 13.12.1866.
84 StAM B 724 (29.1.1867).
85 StAM B 724 (2.7. und 22.7.1866).
86 Hermann Schick: 90 Jahre Stadtkapelle Musikverein Marbach a. N. 1900-1990, S. 9-11.

Die jüdische Gemeinde Hochberg 1772-1912*

von Gertrud Bolay

Im Gebiet des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg lassen sich jüdische Ansiedlungen schon im 13. Jahrhundert nachweisen. In den folgenden Jahrhunderten kam es aber immer wieder zu Verfolgungen und Vertreibungen, oft ausgelöst durch völlig unhaltbare Beschuldigungen, die Juden seien Hostienschänder, Ritualmörder und Brunnenvergifter. Zunehmend wurden sie in ihren Rechten beschränkt und aus dem Wirtschaftsleben verdrängt. Die christlichen Handwerker schlossen sich in Zünften zusammen und verweigerten Juden die Aufnahme, die Zunftzugehörigkeit war aber Voraussetzung für die Ausübung eines Handwerks. Landbesitz und der Besuch einer Universität waren Angehörigen der israelitischen Religionsgemeinschaft verboten. Zum Lebensunterhalt blieben nur Geldverleih und Handel.

Im 15. und 16. Jahrhundert wurden die Juden dann aus Städten und Herrschaften ausgewiesen. Im Herzogtum Württemberg war diese »Ausschließung« in der Regimentsordnung von 1498 festgelegt worden und blieb mehr als dreihundert Jahre gültig. Ausnahmen bildeten jüdische Geldgeber, die als Hoffaktoren im Dienste des Herzogs standen. Sie durften wie der bekannte Joseph Süß Oppenheimer in den Residenzstädten Stuttgart und Ludwigsburg wohnen.

In vielen kleinen weltlichen und geistlichen Herrschaften wurden Juden gegen Zahlung hoher Schutzgelder und anderer Sonderabgaben aufgenommen, so auch in Freudental und Hochberg. Die jüdische Gemeinde in Freudental bestand von 1723 bis zur Ausweisung und Deportation durch die Nationalsozialisten 1941/43, die Hochberger Gemeinde von 1772 bis 1912.

Hochberg ist heute Teilort der großen Kreisstadt Remseck und hat über 3000 Einwohner. Die ehemalige Herrschaft Hochberg mit den Orten Hochberg, Hochdorf und dem Kirschenhardthof (heute Gemeinde Burgstetten, Rems-Murr-Kreis) war von etwa 1300 bis 1684 im Besitz der reichsfreien Herren Nothaft, später nannten sie sich Nothaft von Hohenberg, Gefolgsleute der Württemberger Grafen. 1684 kam die Herrschaft durch Heirat an die Freiherren von Gemmingen. 1779 erwarb Herzog Friedrich Eugen von Württemberg die Herrschaft und verkaufte sie zwei Jahre später an seinen Bruder, den regierenden Herzog Carl Eugen. Das Schloss, Sitz der Ortsherrschaft, wurde zunächst noch als Jagdschloss genutzt. Seit 1830 befindet es sich in Privatbesitz.

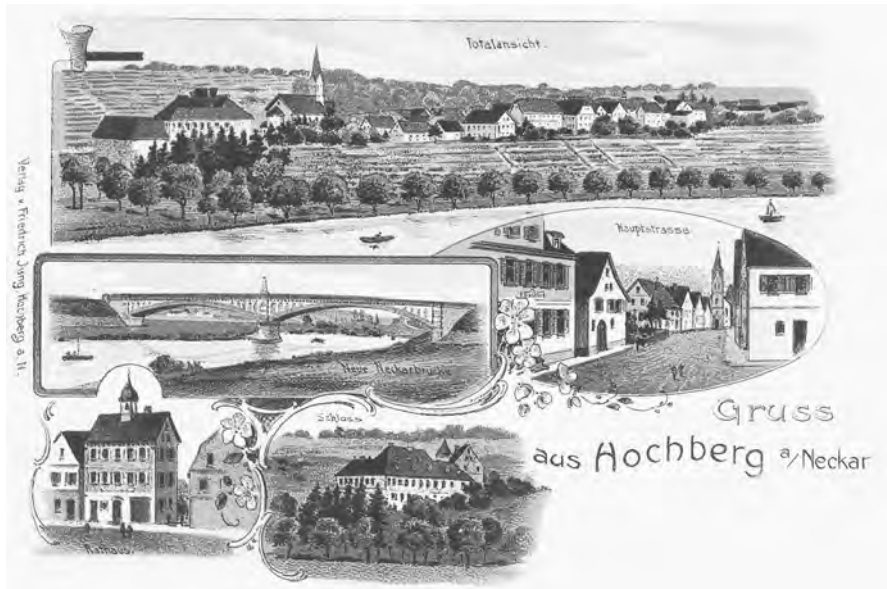
Um 1760 wohnten 42 christliche Familien in Hochberg, dies entspricht etwa 330 bis 350 Personen. Die Bürger waren gemmingische Untertanen. Die gesamte Markung gehörte der Ortsherrschaft. Etwa ein Drittel war als Erblehen den Bürgern zur Bewirtschaftung überlassen. Als grundherrliche Abgaben hatten sie einen Teil der Ernte oder einen festgesetzten Betrag an Geld, die »Gült«, und den Zehnten zu entrichten, ohne Rücksicht auf den jeweiligen Ertrag der Felder und Weinberge. Weitere Abgaben waren an die Kasse des Ritterkantons Kocher zu leisten. Da die Wiesen zum

* Bearbeitete Fassung des am 11. Oktober 2007 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Schlossgut gehörten und der Kartoffelanbau noch kaum bekannt war, fehlte das Futter für einen größeren Viehbestand. Nur der Weinbau brachte in guten Jahren einige Gulden ins Haus.

1752 war Karl Ludwig von Gemmingen gestorben. In den folgenden Jahren unterstützte ein naher Verwandter, der darmstädtische Regierungsrat Weitprecht von Gemmingen-Hornberg, die Witve und ihre einzige Tochter in der Verwaltung. 1761 heiratete die Witve den Vetter. In dieser Zeit kamen die ersten Juden nach Hochberg. Sicher waren auch finanzielle Gründe ausschlaggebend, dass ihnen die Ortsherrschaft die Ansiedlung erlaubte. Gegen die Entrichtung einer einmaligen Aufnahmegebühr und eines jährlichen Schutzgeldes durften sich Juden in Hochberg niederlassen, jedoch nur solche, die nach Abzug aller Schulden ein Mindestvermögen von 500 bis 600 Gulden nachweisen konnten und dadurch der Gemeinde nicht zur Last fielen.

Aus den Anfangsjahren der jüdischen Gemeinde liegen kaum Nachrichten vor. Zu den interessantesten frühen Zeugnissen zählt der für Samuel Isaac von Zaberfeld 1773 von der Ortsherrin ausgestellte Schutzbrief, der als Kopie erhalten ist. Darin



Hochberg um 1905.

heißt es: »Ich Maria Charlotta Freyfrau von Gemmingen, geborene Freyin Schenk von Schmidburg thun kund hiemit und bekennen, daß ich aus besonderm Gnaden den Juden Samuel Isaac in meinen Schuz und Schirm gegen all denjenigen, deren ich zu recht mächtig binn, biß auf mein wiederabschaffen, so Ich ihm ein ganzes Jahr zuvor ankündigen lassen will, anhero nach Hochberg auf- und angenommen habe, dergestalten und also, daß er daselbst wohnen, sich aber in allewege Meiner ausgehenden und besonders die Juden betreffenden Verordnungen und Verfügungen in

allen Punkten durchaus gemäß halten und sonst in allermaaß wie andere Meiner Unterthanen zu thun schuldig und pflichtig, gehorsam, getreu und gewärtig seyn, Meinen Schaden allezeit wahren, selbst keinen zufügen und sich aller schuldigen Gebühr nach erzeigen möge ...«

Als jährliche Abgabe beanspruchte die Herrschaft 10 Gulden, die Gemeinde für Wasser, Weide und das Bad jährlich 2 Gulden 30 Kreuzer. Solange ein Jude kein eigenes Haus besaß, musste er noch weitere 2 Gulden für Fronen, Einquartierung, Soldaten-Durchmärsche und dergleichen an die Herrschaft bezahlen. Die Gemeinde erhielt einen Anteil, »jedoch versteht sich dieser Punkt nur in so weit und lang, als der edle Friede andauern wird; sollte aber ein leidiger Krieg entstehen, und dadurch die Kriegslast und Aufwand vermehrt werden, so wird von seiten gnädigster Herrschaft ein anderweitiger Anschlag nach Billigkeit und Befund der Sache gemacht werden ...«

Wenn Samuel Isaac »diesem vorbeschriebenen in allem getreulich nachkommen wird, soll er von Mir und Meiner Dienerschaft in allen seinen billigen Sachen, auch Handel und Wandel geschützt, geschirmt und ihm in demjenigen, dazu er von Recht und Billigkeit wegen befugt, die Hand geboten und gebührende Amtshülfe verschafft werden. Da er sich aber in ein oder dem andern Punkten Meinen Befehlen und vorgeschriebenen Verordnungen nicht gemäß verhalten würde, soll er einer ernsten, scharfen und unausbleiblichen Strafe gewärtig seyn.«

Der zugesagte Schutz galt für den Antragsteller, seine Frau, seine Kinder und das für die Führung seines Hauswesens und Gewerbes erforderliche Gesinde. Für die Kinder und das Gesinde galt er allerdings nur, solange diese nicht verheiratet waren. Wollten Kinder oder Knechte sich verheiraten und einen eigenen oder gemeinschaftlichen Handel treiben, mussten sie bei der Ortsherrschaft um die Erlaubnis einkommen und deren Entscheidung ohne Widerrede anerkennen.¹

Weitere Juden, die sich in Hochberg niederlassen durften, kamen aus Berlichingen, Massenbach, Steinsfurt, Sindolsheim und Hechingen. 1772 schlossen sie sich zu einer Gemeinde zusammen. Abraham Gideon aus Nordstetten wurde von der Ortsherrschaft aufgrund seines beträchtlichen Vermögens zum Vorsteher der Gemeinde bestellt. Nehemias Jakob, ebenfalls aus Nordstetten und mit Blümle geb. Gideon verheiratet, wurde Schächter und Vorsänger der kleinen Gemeinde. Sein Haus war die Herberge für die heimatlosen oder als ambulante Händler umherziehenden Juden. Jakob Herz aus Diedelsheim »führte in den Bund ein und beschnitt Juden«, wie die Inschrift auf seinem Grabstein aussagt.

Vermutlich wohnten die ersten Juden in Häusern, die der Ortsherrschaft gehörten. 1777 kaufte Abraham Gideon mit herrschaftlicher Genehmigung das ehemalige Amtshaus mit Anbau und Garten unter der Bedingung, dass er »ohne Vorwissen und Erlaubnis der Gnädigen Herrschaft in dießem Hauß keine Schul [Gottesdienst] halten, noch viel weniger ein Bad [Frauenbad] einrichten« werde. 18 Jahre zuvor hatte der Herrschaftskäufer dieses Haus von der Herrschaft gekauft, aber bis jetzt noch nicht alle Raten bezahlt.²

Die Judengemeinde erwarb 1779 einen Hofplatz in der Vorderen Gasse zum Bau eines Hauses mit Betsaal und drei Wohnungen.³ Zur Finanzierung des Bauvorhabens wurde jedes Familienhaupt verpflichtet, mit einem »Kollekten-Buch auf das Land hinaus zu gehen«. Jeweils zwei Familien bekamen eine bestimmte Gegend zugewiesen, wo sie »kollektieren« sollten. Nach Abzug ihrer Unkosten war der Rest, mindestens jedoch 20 Gulden, an die Gemeindekasse abzuführen. Wer sich dazu



Die alte Synagoge, erbaut um 1780.

nicht bereit fand, hatte 20 Gulden direkt zu entrichten.⁴ In den folgenden Jahren musste jeder fremde Jude, der sich in Hochberg aufhielt, einen »Sabbatgroschen« zur Tilgung der Bauschulden bezahlen.⁵ Heute sind nur noch die beiden größeren Fenster im ersten Stock des Hauses in der Hauptstraße ein Hinweis auf die ehemalige Nutzung als Betsaal.

Unter Vorsitz des Rabbiners und dreier Schutzjuden aus Freudental wurde eine Hochberger Synagogen- und Gemeindeordnung erarbeitet, die für alle in Hochberg wohnenden Juden verbindlich war.

1779 verkaufte Weitprecht von Gemmingen als Vormund und im Namen seiner Stieftochter Maria Charlotta Esther von Gemmingen die Herrschaft Hochberg an Herzog Friedrich Eugen von Württemberg und zog mit der Familie nach Darmstadt.

Die »Judenordnung« von 1780

Der neue Ortsherr sicherte den ansässigen zwölf Juden und ihren Familien weiterhin den Schutz zu. In der Judengemeinde hatte sich in den letzten Jahren besonders im religiösen Bereich große Unordnung verbreitet. Der Herzog bestellte sofort die

beiden Schutzjuden Abraham Gideon und Samuel Isaac zu Aufsehern. Sie hatten für die Einhaltung von Ruhe und Ordnung in allen den Gottesdienst betreffenden Sachen Sorge zu tragen und Vergehen nach dem Gesetz zu bestrafen. Die Geldbußen gingen je zur Hälfte an die herrschaftliche Amtskasse und an die jüdische Heiligenkasse. Schlägereien und schwerere Vergehen mussten zur Bestrafung an das Oberamt gemeldet werden.⁶

1780 erließ Herzog Friedrich Eugen eine »Ordnung und Instruktion, wornach die zu Hochberg in unserem Schutzbefindlichen Juden sich zu verhalten haben«. Als Vorbild diente die Freudentaler Ordnung von 1731, doch legte die Hochberger Ordnung den Juden in 28 Paragraphen strengere Verhaltensregeln auf.

Die bestellten Vorsteher wurden bestätigt und waren für die kultischen Angelegenheiten zuständig. In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten waren die Juden der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit unterstellt. Als jährliches Schutzgeld waren jetzt 15 Gulden an die Herrschaft zu entrichten und auf Martini statt einer fetten Gans 1 Gulden 30 Kreuzer. Die übrigen Abgaben blieben unverändert bestehen. Weitere wichtige Bestimmungen waren unter anderem:

Juden durften nur mit Erlaubnis der Herrschaft aufgenommen werden und hatten dafür einen zuverlässigen Nachweis ihres Vermögens und weitere Angaben zum Unterhalt und Fortkommen ihrer Familie vorzulegen. Spätestens drei Monate nach dem Tod eines Schutzjuden musste dessen Familie Hochberg verlassen, wenn nicht ein Sohn oder Schwiegersohn in den Hochberger Schutz aufgenommen wurde.

Fremden Juden wurde der Aufenthalt sehr erschwert, den Betteljuden verboten. Übernachtung und Beherbergung eines fremden Juden während der Sabbate und der jüdischen Feiertage waren nur gegen eine Gebühr und mit ausdrücklicher Genehmigung der Herrschaft erlaubt.

Die Schutzjuden sollen bei allen Handelsgeschäften »aufrichtig und ehrlich zu Werke gehen, keine ungeziemende und gefährliche Betrügereien gebrauchen, gute, taugliche und unverfälschte Waren führen und keinen übermäßigen und unerlaubten Wucher nehmen«. Ehrlichkeit bei Handelsgeschäften mit württembergischen Untertanen der umliegenden Orte waren eine wichtige Voraussetzung für die Verlängerung des Schutzes. Alle Geschäfte über zehn Gulden zwischen Juden und christlichen Untertanen mussten vom herrschaftlichen Oberamt genehmigt werden.

Wer eine Wirtschaft betreiben und koscheren Wein herstellen wollte, hatte den Weinkauf beim Oberamt anzumelden, die Fässer visitieren und versiegeln zu lassen und für den verkauften Wein das vorgeschriebene Umgeld zu entrichten. Von jedem geschächteten Rind war die Zunge an die herrschaftliche Küche zu geben.

Die Juden hatten sich ordentlich, still, verträglich und unklagbar zu betragen, Unordnung und Zwistigkeiten zu vermeiden und den Vorgesetzten ihren gebührenden Respekt zu erzeigen. Nur wenn sie sich so verhielten, war ihnen Schutz und Schirm gnädigst zugesichert.⁷

Die Zeit Herzog Carl Eugens

Ein Jahr nach Bekanntgabe dieser Judenordnung übergab Herzog Friedrich Eugen aus unbekanntenen Gründen die Herrschaft Hochberg seinem Bruder, dem regierenden Herzog Carl Eugen. Dieser schlug Hochberg dem herzoglichen Kammerschreibereigut zu, seinem Privatvermögen, denn im Herzogtum Württemberg durften sich

keine Juden niederlassen. Herzog Carl Eugen hielt »aus Überzeugung die Juden im Land für höchst schädlich« und wollte auf »Verminderung derselben in der Herrschaft Hochberg« bedacht sein, versprach aber, die bereits ansässigen Juden auch weiterhin in Hochberg zu dulden.⁸

Zu der Zeit lebten in Hochberg 68 christliche und 15 jüdische Familien. Als sich weitere Judenfamilien niederlassen wollten, wandten sich die Hochberger an den Herzog mit der Bitte, den Juden den Zuzug zu verbieten. Acht der schönsten Häuser waren bereits in jüdischem Besitz. Sie fürchteten, dass Juden weitere Häuser erwerben könnten, weil die christlichen Einwohner durch den hohen Preis, den Juden bar zahlten, versucht würden, ihr Haus zu verkaufen. In absehbarer Zeit könnten dadurch die Ärmere keine Häuser mehr erwerben und sie würden dann der Gemeinde zur Last fallen.

Der zuständige Amtmann kam aber in seinem Bericht über die Hochberger Verhältnisse zum Schluss, dass die Juden für den Ort mehr nützlich als schädlich seien. »Hochberg würde ohne ihre Existenz eines der unbedeutendsten Weiler im Lande sein und die darin wohnenden 68 christlichen Familien einen beträchtlichen Nahrungszweig verlieren.« Die Juden ließen sich selten mit hiesigen Einwohnern in einen Handel ein, im Gegenteil, diese könnten Milch und andere Lebensmittel an sie verkaufen. Der christliche Metzger schächte sein Vieh gemeinsam mit den Juden, er könne mehr verkaufen als manche Metzger in einem Landstädtchen. Durch den weitläufigen Handel der Juden würden manche Fremde in den Ort kommen, die bei den Bäckern und Wirten einkehrten. In Hochberg fielen jährlich 250 Gulden Umgeld (Getränksteuer) an. Nach Abzug der Unkosten würde in Hochberg jährlich für 3750 Gulden Wein getrunken, das Wenigste allerdings von den Hochbergern selbst. Der Häuserkauf sei auch durch die hohen Mieten bedingt, die den Juden abverlangt würden. Der Vorteil wäre doch, dass jeder, der sein Haus verkaufen wolle, sofort für einen guten Preis und bares Geld einen Käufer finden könne.

Um in Zukunft den Frieden zu wahren, schlug der Amtmann vor, den Juden den weiteren Häuserkauf zu verbieten. Sie sollten sich auf die bereits in ihrem Besitz befindlichen Häuser beschränken oder sich neue Häuser bauen. Die Regierung folgte der Empfehlung des Stabsamtes. Die Bewilligung des Schutzes wurde nun auch vom Bau eines neuen Hauses abhängig gemacht. Doch scheint das Verbot des Häuserkaufes bald wieder in Vergessenheit geraten zu sein. Immer wieder kauften Juden Häuser, für die sich kein christlicher Käufer fand.⁹

Aufnahme in den Schutz

Wie schwer es überhaupt war, in den Schutz aufgenommen zu werden, zeigen die erhaltenen Schutzgesuche. Bis 1828 war das Aufenthaltsrecht an den persönlichen Schutz gebunden. Die Schutzgesuche mussten mit einer Vermögensaufstellung und der Stellungnahme des örtlichen Schultheißenamtes und des Oberamtes bei der herzoglichen, später der königlichen Regierung und seit 1817 bei der Kreisregierung eingereicht werden. Entscheidend für die Bewilligung waren ein ausreichendes Vermögen und ein guter Leumund.

Die Vertreter der jüdischen Gemeinde sahen ebenfalls streng darauf, dass nur Juden mit ausreichendem Vermögen oder bereits ortsansässige Judensöhne den Schutz erhielten, um Konkurrenten auszuschalten und möglichst auszuschließen, dass Orts-

ansässige der jüdischen Armenunterstützung anheim fielen. Trotzdem wuchs die jüdische Gemeinde: 1826 lebten 406 Evangelische, 224 Israeliten und sechs Katholiken in Hochberg.

1794 bat Judenvorsteher Abraham Gideon um den Schutz für seinen Sohn Seligmann. Dem Gesuch wurde stattgegeben, weil Abraham Gideon »wegen wucherlicher Händel niemals verklagt worden, mit den Seinigen einen ehrbaren Lebenswandel führt, der älteste Schutzjud in Hochberg und von seinen Kindern noch keines daselbst versorgt ist, er auch ein sehr ansehnliches Vermögen und bereits ein eigenes Haus besitzt, sein Sohn also der Einwohnerschaft nicht zur Last fallen wird, überhaupt aber durch die Annahme des jungen Seligmann Gideon eigentlich keine neue Judenfamilie entsteht, sondern derselbe bloß in die Stelle seines Vaters eintritt.«¹⁰

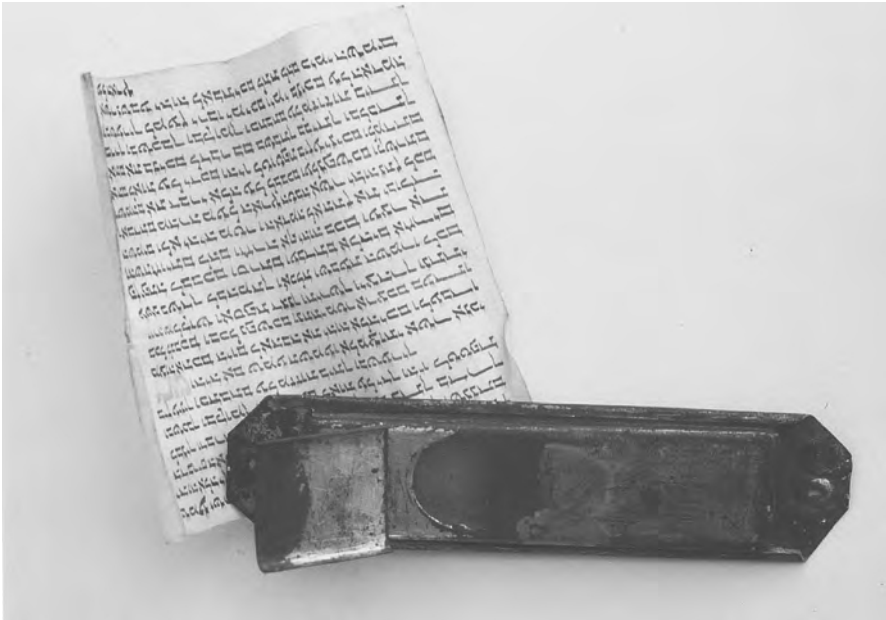
Ebenfalls 1794 bat der Schutzjude Nehemias Jakob für seinen ältesten Sohn Seligmann und die noch nicht verheiratete Tochter Madel um den herzoglichen Schutz. Er schrieb: »Mein Sohn ist jetzt 30 Jahr alt und ein eigenes Etablissement [Einrichtung eines eigenen Geschäfts] ist dringend. Die 23-jährige noch ledige Tochter und der Sohn sind beide von bekannt guter Aufführung. Durch meine vermöglichen Umstände würden sie niemand zur Last fallen. Der älteste Sohn hat schon zweimal heimliche Diebstähle entdeckt und wurde dafür in den Intelligenzblättern öffentlich belobt. Bei meiner zugenommenen schwächlichen Leibesconstitution ist er gleichsam der Vater für seine Geschwister und der Conservator [Erhalter] unseres gemeinschaftlichen Wohlstandes, mithin bleibt er uns auch sämtlich unentbehrlich.«

Der Amtmann schrieb dazu: »Es ist nicht gewöhnlich, daß jüdische ledige Weibspersonen jemals mit dem Herzoglichen Schutz begnadigt worden wären«, und lehnte die Aufnahme für die Tochter ab. Zum Sohn meinte er: »Der Seligmann wird von seinem Vater sehr wenig oder gar nichts erben, doch sein durch Handlung erworbenes Vermögen gibt er auf 3000 Gulden an. Er hat bisher den besten Lebenswandel geführt, hat bekanntermaßen noch kein eigenes Haus, nur sein Vorhaben zu erkennen gegeben, eines auf einem schicklichen Platz zu erbauen.« Der Amtmann schlug vor, ihn mit der Aufnahme in den Schutz zu »vertrösten«, bis er das Haus gebaut habe. Seligmann erhielt aber noch im gleichen Jahr den Schutzbrief.¹¹

Ganz schwierig war es für Moses Levi Kallmann, gebürtig von Olnhausen. 1801 war er zu seinem Bruder nach Hochberg gekommen, um ihn in seinen Geschäften zu unterstützen. 1818 wollte er ein Mädchen aus Freudental heiraten und sich dann mit seiner Frau in Hochberg niederlassen. Beide hatten ein gutes Zeugnis, Moses ein Vermögen von 800 Gulden, seine Braut sollte 700 Gulden und eine Aussteuer im Wert von 300 Gulden bekommen. Der Hochberger Gemeinderat lehnte das Gesuch jedoch ab, weil beide nicht in Hochberg geboren waren.

Kallmann richtete ein weiteres Gesuch direkt an den König und betonte, dass sein Bruder ihm die Hälfte eines Hauses zugesichert habe. Auch dieses Gesuch wurde abgelehnt, weil die Hochberger Judenschaft der Meinung war, die zugesagte Haushälfte sei nur eine List, um die Genehmigung zur Niederlassung zu bekommen.¹¹

Sechs Jahre später erhielt er den Schutz, weil er sich bereit erklärt hatte, die 36-jährige Witwe des an Auszehrung gestorbenen Jakob Henoch zu heiraten, da »kein hiesiger Schutzgenosse noch anderer Liebhaber vorhanden ist, der nicht nur die Witwe, sondern auch die Kinder zu versorgen und ernähren im Stande ist«. Jüdle Henoch war seit 1820 Witwe und hatte drei kleine Kinder zu versorgen. 1823 wollte sie der aus Stein im Großherzogtum Baden gebürtige Abraham Hirsch Moos heiraten. Dieser war seit sechs Jahren in Hochberg im Dienst und hatte sich »ehrlich und



Mesusa, beim Umbau des alten Amtshauses gefunden.

klaglos« aufgeführt und als guter Handelsmann 500 Gulden erspart. Seine Aufnahme in den Schutz war aber abgelehnt worden, »weil er kein Hochberger Schutzgenosse war und weil das hiesige Amt schon hinlänglich mit Juden besetzt, die den Christen durch Wucher Nachteil bringen, mithin deswegen keine mehr anzunehmen seien«. Der eigentliche Grund war nach Ansicht des abgelehnten Hirsch aber ein anderer: »bloß weil er wie jene einen Viehhandel treibt und [sie] daher einen Einbruch befürchten«. ¹³

Die Juden mit ihrer fremdartigen Sprache und ihren anderen Lebensgewohnheiten wurden von den Hochbergern, die bis dahin in ihrem abgelegenen Ort ganz unter sich waren, sicher mit Misstrauen beobachtet. Stabsamtmann Hiemer schrieb 1794: Die »eheworige Adlige Herrschaften haben ohne im mindesten mit ihren Unterthanen zu communizieren, Juden aufgenommen, wann und so oft es ihnen beliebt hat«. ¹⁴

1784 berichtete der Amtmann, dass »Juden von Hochberg und Freudental, welche sowohl zu Hochberg selbst als auch in der Gegend herum und besonders auch in der Amtsstadt Ludwigsburg ohne alle Scheu mit ihren Zwerchsäck und Waren auf den öffentlichen Gassen und Straßen herum laufen und hausieren, ja gar Pferde vorreiten und verhandeln, auch sonst zu Hochberg andere vielfältige Geschäfte treiben, dadurch die öffentlichen Gottesdienste mannigfaltig stören, zur Entheiligung des Sonntags häufig Anlaß geben und in den Gegenden großes Aufsehen, Verwirrung und Ärger verursachen«. ¹⁵

Dieses Pferdevorreiten war nicht nur dem Pfarrer ein Dorn im Auge und es wurde amtlich festgelegt: Juden dürfen ihre von ordentlichen Pferdemarkten heimgebrach-

ten Pferde an den gewöhnlichen christlichen Feiertagen vorreiten und verkaufen, aber nicht an Sonn-, Fest- und hohen Feiertagen und auch erst nach dem Ende des Nachmittagsdienstes. Damit konnten die Hochberger Pferdehändler nicht zufrieden sein, sie waren auf die an diesen Tagen abgeschlossenen Handelsgeschäfte angewiesen. Immer wieder wurde versucht, die Vorschrift zu umgehen. Aber der Kirchenkonvent wachte streng über die Einhaltung und belegte jede Übertretung mit Strafe.

1790 wandte sich der Judenvorsteher im Namen der Hochberger Judenschaft an die herzogliche Regierung: »Das allhiesige Pfarramt will absolute nicht gestatten, daß wir an Sonn- und Feiertagen, unerachtet diese Tage vor die Juden keine Feiertage sein, nach gehaltenem Gottesdienst kommerzieren sollen, weßwegen uns selbiges vor Kirchenkonvent beruffte und uns straffe.« Die Hochberger Juden verwiesen auch darauf, dass Juden in Aldingen und Freudental durch ein herzogliches Reskript sonntags Handel treiben dürfen und auf die Tatsache, dass »bei den Christen an den Sonn- und Feiertagen die beträchtlichste Käuf und Verkauf geschlossen werden«,¹⁶ Wenn sie an diesen Tagen ihre Geschäfte nicht ausüben könnten, würden sich auch die herrschaftlichen Steuereinnahmen verringern. Die Regierung entschied, dass es bei der Regelung von 1784 bleiben solle. Die Sonntagsentheiligung blieb auch in den folgenden Jahren der Hauptstreitpunkt im Zusammenleben zwischen Christen und Juden, und häufig wurden Ermahnungen und Strafen wegen Nichteinhaltung des Sonntagsgebots ausgesprochen.

Auch die jüdischen Essgewohnheiten wurden wahrgenommen, wie aus einem Bericht des Pfarrers von 1790 hervorgeht. Damals herrschte ein epidemisches Gallen- und Faul-Fieber in Hochberg. Über 140 Personen erkrankten, 14 Kranke starben und zwar solche, die entweder durch Alter oder andere körperliche Gebrechen schon zuvor entkräftet waren, oder die den Rat des damaligen Stadt- und Amtsphysikus Christmann von Winnenden nicht befolgten und sich lieber an Quacksalber hielten. Nur wenige Häuser blieben von der Epidemie ganz verschont. Von den 14 jüdischen Familien erkrankte nicht eine Person. Der Pfarrer fragte sich, ob der entferntere Umgang mit den kranken Christen oder der häufige Genuss von Zwiebeln, Knoblauch und anderem Lauch oder gar das starke Tabakrauchen ihnen dieses Glück verschafft habe.¹⁷ Hochberger Weingärtner konnten sich das Tabakrauchen nicht leisten. Die Kleidung wohlhabender Juden, wie sie in den Inventuren aufgeführt wird, weckte bei den Einheimischen sicher auch Neidgefühle.

Verwunderung, ja Unverständnis mögen auch die Schlagbäume hervorgerufen haben, die von der jüdischen Gemeinde 1783 außerhalb des Ortes auf der Almand aufgerichtet wurden, »um nach ihrer Religion den Ankommenden ein Zeichen zu geben, die Religionsbräuche zu beachten«.¹⁸

Besonderes Aufsehen erregten aber die Betteljuden. Aus Herrschaften ausgewiesene Judenfamilien oder solche, die aus finanziellen Gründen keine Aufnahme-genehmigung erhielten, zogen in großer Zahl von Judendorf zu Judendorf. Am Freitagabend kamen viele auch nach Hochberg, um den Sabbat bei ihren Glaubensgenossen zu verbringen. Die Juden waren nach ihren Religionsvorschriften verpflichtet, sie über den Sabbat zu beherbergen, zu verpflegen und am Gottesdienst in der Synagoge teilnehmen zu lassen. 1798 berichtete der Amtmann an die Regierung: »Seit einem Jahr geschieht der allwöchentliche Zulauf der Betteljudenfamilien zu 20, 30 bis 40 Personen in solchen Mengen, daß selbige in dem von der Schutzjudenschaft gemieteten bürgerlichen Haus fast nicht mehr untergebracht werden kön-

nen, der Schutzjudenschaft selbst zur größten Last gereichen und wegen ihrer unbeschreiblichen Unreinlichkeit, mancherlei sichtbaren Krankheiten und bei dem lumpigen oder nacketen äußerlichen Zustand, in dem sie den ganzen Ort durchlaufen und unverschämt betteln, bei der Bürgerschaft ein nicht geringes Grausen erregen und den größten Ekel verursachen. Die von überall herkommenden Juden können ihrer Menge wegen nicht einfach in das Gefängnis gegeben werden, noch ist es möglich, dieses schlimme, äußerst boshafte Gesindel gewaltsam auszutreiben, da sonst Brand und anderes Unglück zuverlässig befürchtet werden müßte.«¹⁹

Weder von der Regierung noch von der Hochberger Judenschaft kamen damals Vorschläge, wie diesem Problem begegnet werden sollte. Die Lage dieser armen Menschen besserte sich erst im 19. Jahrhundert, als Juden einen Beruf erlernen und sich ihren Wohnsitz frei wählen konnten.

Handel und Wandel in der Judengemeinde Anfang des 19. Jahrhunderts

1796 starb der erste Vorsteher der jüdischen Gemeinde. In den Wochen danach kam es zu Unruhen und Streitereien unter den Gemeindegliedern. Es fehlte an der rechten Ordnung, auch die Finanzen wurden vernachlässigt. Der zweite Vorsteher Samuel Isaac war in einen Gantprozess verwickelt und wurde wegen seiner Armut und seiner Amtsführung von der Judenschaft nicht respektiert. Trotz Unterstützung durch den Amtmann gelang es kaum, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Geringschätzung und ein verächtliches Misstrauen der immer stolzer und reicher gewordenen Judenschaft gegenüber Samuel Isaac konnten nicht ausgeräumt werden. Dieser bat schließlich 1799 um seine Entlassung.

Der Amtmann fürchtete, wenn »die Judenschaft nicht durch herzogliche Machtbefehle zur Wiederherstellung einer guten Ordnung angehalten werde, würde die Verwirrung immer größer und die Gemeinschaft ganz aufgelöst werden«. Er schlug vor, den Schutzjuden Gabriel Dreifuß zum neuen Vorsteher zu bestellen. Dieser sei »bei einem erworbenen ziemlichen Vermögen ein stolzer Jud, der die Eigenschaften [des Amtes] ohnfehlbar mißbrauchen würde, wann ob Seiten des Stabsamtes nicht alle Aufmerksamkeit auf ihn verwandt werden sollte«. Der Amtmann wusste aber »unter der ganzen Judenschaft keinen Tüchtigeren, des Schreibens und Lesens der teutschen Sprache so erfahrenen und bei den Glaubensgenossen beliebteren Mann als diesen, dermaßen andere Juden noch mit viel mehreren Fehlern behaftet sind, als solche dem Dreifuß beigemessen werden können«.²⁰ Dem 1763 in Hechingen geborenen Gabriel Dreifuß gelang es, als Vorsteher die Ordnung in der Judenschaft wieder herzustellen.

Dreifuß hatte bei seinen Geschäften eine besonders glückliche Hand. 1789 war er auf seinen Geschäftsreisen auch nach Hochberg gekommen. Nach der Heirat mit einer Hochberger Schächterstochter kamen weitere Familienangehörige nach. Zehn Jahre später bat er für seinen Schwager aus Mühringen um den Schutz, weil er seit einigen Jahren ein solch »weitläufiges Commerce« hatte, zu dem er nicht nur den größten Teil der hiesigen Schutzjuden, sondern auch andere Juden und seinen Schwager zuziehen musste. Der Amtmann vermerkte, dass die hiesige Gegend »vorzüglich für Dreifuß Commerce geeignet sei«.²¹

1800, nach dem Tod des Stabsamtmanns Fischer, wurde kein neuer Amtmann ernannt. Das Stabsamt Hochberg wurde zunächst vom Waiblinger Oberamtmann ver-

waltet. Der Pfarrer musste in das nicht genutzte Amtshaus umziehen und das reparaturbedürftige Pfarrhaus wurde auf herzoglichen Befehl verkauft. Dreifuß erwarb das Haus, ließ es aufwändig renovieren und rechts und links der Hofeinfahrt Säulen mit hebräischen Inschriften anbringen. Die rechte Inschrift lautete: »Wir wünschen den guten Eingang«, die linke: »Wir wünschen den guten Ausgang«. Beide Säulen sind heute nicht mehr vorhanden.

Dreifuß zog mit seiner Familie bald darauf in ein neu erbautes Haus oben im Dorf. 1804 kam wieder ein Amtmann nach Hochberg. Der Staat mietete von Dreifuß das renovierte Pfarrhaus. Bis 1821 wohnte der jeweilige Pfarrer in Hochberg in einem Haus, das in jüdischem Besitz war.

1805 erhielt Dreifuß von Kurfürst Friedrich den Hofschutz und durfte sich mit seiner Familie in Stuttgart niederlassen. Zusammen mit dem Tochtermann des Stuttgarter Schächters Benedikt betätigte er sich dort in »Lieferungsgeschäften«, offene Läden führten beide nicht.²²

In einer Steuerliste aus dem Jahre 1812 werden 27 Schutzjuden aufgeführt. Sechs besaßen ein Vermögen von mehr als 10 000 Gulden, darunter Seligmann Gideon mit 23 160 Gulden, zwölf Personen hatten zwischen 6000 und 1000 Gulden, sieben weniger als 1000 Gulden und zwei waren ohne Vermögen.²³

Die Hochberger Juden lebten fast alle vom Handel, die Wohlhabenden meist vom Pferde- und Viehhandel. Jüdische Viehhändler hatten eine wichtige Position im dörf-



Das von Gabriel Dreifuß 1802 renovierte ehemalige Pfarrhaus.



Säule mit hebräischer Inschrift an der Hofeinfahrt zum ehemaligen Pfarrhaus.

lichen Leben: Mit ihrer Hilfe konnte Vieh erfolgreich verkauft oder getauscht werden. Es gab kaum christliche Viehhändler.

Abraham Gideon verdiente mit seinem ausgedehnten Pferdehandel ein Vermögen, das 1794 mit 10 000 Gulden angegeben wurde. Die Pferde kaufte er auf den umliegenden Märkten, dabei kam er bis in das Gebiet um Ansbach.

Schutzjuden von Aldingen und Hochberg hatten eine Handels-Gesellschaft gegründet. Während der Koalitionskriege übernahmen sie u. a. die Verpflegung der württembergischen Truppen auf neun Monate. Als 1799 die Franzosen zurückkamen, machten sie auch mit ihnen erfolgreiche Geschäfte.²⁴

Diese wohlhabenden Pferde- und Viehhändler hatten aufgrund ihres Vermögens großen Einfluss auf das Gemeindeleben. Die Mehrheit der Juden aber lebte vom Schacherhandel, zu dem der Hausier- und Trödelhandel, das Leihen auf Faustpfänder, Maklergeschäfte und das Viehverstellen gerechnet wurden. Nur wenige wurden damit reich.

Die Schacher- und Kleinhändler handelten mit Ellenwaren, Spezereien (Gewürzwaren), Häuten und dergleichen. Die Waren nahmen sie bei Kaufleuten auf Kredit und zogen damit im Land umher. Das Hausieren war in Orten nur mit solchen Waren gestattet, die die dort ansässigen Kaufleute nicht führten, war aber erlaubt, wenn für die Waren alte Kleider und dergleichen eingetauscht wurden. Dazu kam noch der Geldverleih.²⁵

Die Männer waren in Handelsgeschäften viel unterwegs und kamen bis ins badi-sche Gebiet, ins Elsass und in die Schweiz. Die Frauen waren für die Familie und den Haushalt daheim zuständig. 1818 berichtete der Hochberger Schultheiß an das Waiblinger Oberamt u. a.: »Die verheirateten Weiber schaffen überhaupt wenig, außer ein wenig nähen, stricken, waschen, dagegen haben sie auch die ganze Woche fast nichts, bis der Mann am Schabes heimkommt, an welchem Tag dann froh gelebt, die übrige Zeit aber gehungert wird.«²⁶ Ehen waren nicht selten Wirtschaftsgemeinschaften. Wichtig war, dass die Braut eine ausreichende Aussteuer und möglichst Bargeld einbrachte, um die wirtschaftliche Basis zu stärken.

Nicht alle Hochberger Schutzjuden hatten ein sicheres Einkommen, aber gemessen an den ungewöhnlich ärmlichen Verhältnissen der Hochberger waren selbst die weniger bemittelten Juden immer noch als wohlhabend zu bezeichnen.

Es gab auch jüdische Familien, die auf Unterstützung angewiesen waren. Samuel Bär hatte durch seinen Handel mit »geringfügigen Sachen und alten Kleidern« seine Frau und drei Kinder immer redlich versorgt. 1795 musste er um Verminderung seines Schutzgeldes bitten. Als Begründung führte er an, er sei »durch eine langwierige Krankheit am Gewerbe gehindert« und habe daher »manchmal, um die Meinigen nicht gänzlich Mangel leiden zu lassen, der hiesigen vermöglicheren Judenschaft beschwerlich fallen und öfters einen Teil meines schuldigen Schutzgeldes erbetteln oder entleihen« müssen. Da er als ehrlicher und redlicher Jude bekannt war, wurde seiner Bitte stattgegeben.²⁷

Wie in christlichen Gemeinden üblich, wurde auch in der jüdischen Gemeinde der Abmangel der Gemeindekasse auf die Gemeindeglieder entsprechend ihrem Vermögen umgelegt. 1813 kam es wegen dieser Kostenumlage zum Streit. Der Amtmann berichtete: »Die Armen beklagen sich über Willkürlichkeiten und die Reicheren waren zufrieden, weil der Steuersatz ganz unter ihrer Direktion war und sie dabei im Trüben fischten.« Über den dann beschlossenen Steuersatz beschwerten sich die Schutzjuden Nathan Jakob und Ascher Weis, weil dabei »große Parteilichkeit und

Willkürlichkeit gespielt worden« sei. Der Steuersatz »der hiesigen Juden sei gerade, als wie wenn drei miteinander hopsen, der eine tue es, der zweite nähere sich und der dritte müsse zahlen«. Es wurde verlangt, dass sämtliche Juden zur eidlichen Angabe ihres Vermögens angehalten werden sollten. Dies stieß naturgemäß auf großen Widerstand. Der Amtmann stellte dem Oberamt eine Entscheidung anheim, hatte er doch Beweise, dass »Betrügereien vorgeloffen« waren. Erst im Jahr darauf, als ein neuer Judenvorsteher benannt worden war, konnte unter Leitung des Amtmanns und drei Delegierter die neue Steuerumlage festgesetzt werden.²⁸

In einem Schreiben an Kurfürst Friedrich beschwerte sich 1805 der Marbacher Magistrat über die Hochberger Juden und den »Handel auf Borg«, den sie trieben. Sie würden die bedrängte Lage von Familien ausnützen, um ihnen Vieh und andere Waren »anzuschwatzen«. Eine sofortige Bezahlung würden sie nicht verlangen, aber zusätzlich noch Früchte in natura fordern. Eine weitere Stundung würde gegen weitere Fruchtgaben zugestanden. Dadurch gerieten die Familien immer tiefer in Schulden und am Ende an den Bettelstab. Der Marbacher Magistrat verlangte, dass ein Handel auf Borg nur noch nach Genehmigung durch die Ortsobrigkeit gültig sein solle.

Die umliegenden Oberämter mussten dazu Bericht erstatten, doch wurde kein gravierender Fall gemeldet. Die Hochberger Judenschaft nahm zu der Beschwerde ausführlich Stellung und betonte u. a.: »Der Handel auf Borg ist den Christen meistens von größtem Nutzen. Der Jude wartet länger mit der Bezahlung. Er verkauft manchem Bürger, dem ein Christ vielleicht gar nicht verkaufen würde. Hundert Bürger hätten die Milch nicht, die ihnen und ihrer Familie zur Nahrung dient, wenn sie nicht von einem Juden eine Kuh kaufen könnten, der mit der Bezahlung zuwartet. Mancher Vater könnte seinem kranken Kinde kein Bett verschaffen, wenn es ihm der Jude nicht auf Borg verkaufte. Viele Bauern müssten ihr Feld brach liegen lassen oder mit den größten Kosten durch andere bauen lassen, wenn ihnen nicht der Jude ein Pferd oder ein Paar Ochsen verkaufte, die sie erst dann bezahlen dürfen, wenn sie die Früchte ihrer Felder bezogen und den Kaufpreis doppelt durch den Nutzen des erkauften Viehs genommen haben.«

Weiter heißt es: »Natürlich hat der Jude seinen Vorteil. Aber folgt daraus, dass dann der andere einen Schaden hat? Man hätte erwarten können, dass ehe der Marbacher Magistrat ein solches allgemeines, die Ehre der Judenschaft kränkendes Urteil gefällt hätte, genauer berichtet und wenigstens einen Fall namhaft gemacht hätte, denn ohne einen oder mehrere Fälle der Art zu kennen, wird doch wohl ein ganzer Magistrat keine solche Behauptungen aufstellen? Auch Christen können wucherliche Verträge machen! Ein Christ, der sich von einem Juden benachteiligt glaubt, kann sich durch die Obrigkeit zu seinem Recht verhelfen lassen. Nur auf diese Art kann dem Nachteil, der in einzelnen Fällen beim Handel auf Borg entsteht, begegnet werden.«

Der Hochberger Amtmann räumte ein, dass durch den Handel mit Juden, aber nicht nur beim Borgen, Unrecht angerichtet werde, meinte aber, diesem Übel sei schwer zu steuern, ohne dass die natürliche Handelsfreiheit zu sehr beschränkt würde. Weiter führte er aus, wenn der Handel mit Gerätschaften, Haushaltungs- und Fahrnisstücken nachteilig sei, dann weniger, weil die Juden auf Borg verkaufen, als vielmehr »verschwenderische Weiber und unwirtschaftliche Haushälterinnen Leinwand, Bettzeug, Hausgeräte und Viktualien um bares Geld an Juden verkaufen und so manche leichtsinnige Hausmutter verleitet wird, die besten Haushaltungsstücke zum Nachteil ihrer Familie heimlich zu verschleppen«. Die meisten Nachteile entstünden

»beim Leihen von Bargeld und dem Viehhandel auf Borg«. Mancher Landmann komme in die Lage, »auf kurze Zeit Geld zum Bezahlen von Steuern, für einen Viehkauf u. ä. zu borgen, bei wenigen Christen erhält er für eine kurze Zeit Geld, er schämt sich vor den Nachbarn und der Obrigkeit und baut auf die Verschwiegenheit des Juden«. Es sei aber unmöglich, »den Viehhandel obrigkeitlich zu registrieren«.

Der Vorschlag des Marbacher Magistrats wurde vom zuständigen Stabsamtmann als zu aufwändig abgelehnt. Doch ein allgemeiner Hinweis auf die geltenden Wuchergesetze und dazu die Verordnung einer obrigkeitlichen Untersuchung aller auf Borg geschlossenen »Viehhändler« würden den vorgesetzten Zweck zwar nicht völlig erreichen, könnten aber immerhin von Nutzen sein und wenigstens manche Benachteiligung eines »bloß einfältigen Landmanns, der betört und nicht mit eigenem Willen in einen für ihn verderblichen Handel einstimmt«, verhindern. »Ganz wird aber nie geholfen werden, solange die Juden nicht bürgerliche Gewerbe treiben und arbeiten wie andere Bürger.«²⁹

Der jüdische Friedhof

Die ersten Familien mussten ihre Toten auf dem jüdischen Friedhof in Freudental bestatten. Zu den Friedhofgebühren war noch der Leibzoll an die Herrschaft zu bezahlen.

Nachdem die Hochberger Gemeinde auf 16 Familien angewachsen war, kaufte sie 1795 zur Anlage eines eigenen Friedhofes von der Ortsherrschaft einen kleinen, bisher ungenützten steinigen Platz von »schlechter und unfruchtbarer Beschaffenheit« außerhalb des Ortes.³⁰ Dieser Friedhof wurde 1812 und 1826 erweitert. Auch Ver-



Der jüdische Friedhof in Hochberg (2002).

storbene aus den jüdischen Gemeinden Aldingen, Stuttgart und Ludwigsburg wurden hier beigesetzt, u. a. Mitglieder der Stuttgarter Bankiersfamilie Kaulla und der Ludwigsburger Familie Jordan. Die Friedhöfe in Stuttgart und Ludwigsburg wurden erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts angelegt.

Heute sind noch 245 Grabsteine erhalten. Der älteste stammt aus dem Jahr 1804, der letzte aus dem Jahr 1925. Leider setzen Feuchtigkeit und Schadstoffe aus der Luft den Grabsteinen sehr zu und beschleunigen ihre Verwitterung. Die Israelitische Religionsgemeinschaft in Stuttgart ist für den Friedhof zuständig, die Instandhaltung und Pflege liegt bei der Stadt Remseck.

Auf dem Weg zur Gleichberechtigung

Durch den Zusammenbruch des Alten Reiches und die dadurch ausgelöste napoleonische Flurbereinigung wurde Württemberg in den Jahren 1803 bis 1810 um mehr als das Doppelte vergrößert. Mit den an Württemberg gekommenen Deutschordensgebieten, den Reichsstädten, fürstlichen, ritterschaftlichen und vorderösterreichischen Gebieten kamen auch viele Juden unter württembergische Herrschaft. Um 1800 waren im Herzogtum 534 Juden ansässig. 1817 waren es im Königreich 8256 Juden in 79 Orten.³¹

Die Juden hatten unter verschiedenen Schutzherrschaften gelebt und die rechtlichen Verhältnisse sowie die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen waren recht unterschiedlich gewesen. König Friedrich wollte die Rechte dieser jüdischen Gemeinden vereinheitlichen und die Juden seinen christlichen Untertanen gleichstellen, nachdem durch die Beseitigung der altwürttembergischen ständischen Verfassung auch das seit 1498 in Württemberg geltende Ausschließungsgesetz aufgehoben worden war.

Die Bemühungen, Juden den Christen gleichzustellen, stießen im Land jedoch auf energischen Widerstand. Einen von der Oberregierung 1808 vorgelegten Entwurf zur Vereinheitlichung empfand der König als zu intolerant. Er lehnte ihn ab und versuchte in den folgenden Jahren durch Einzelverordnungen die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Lage seiner jüdischen Untertanen zu verbessern. 1807 wurde den Juden der Grunderwerb gestattet, 1808 wurden die noch vorhandenen Leibzölle aufgehoben, 1809 die Gewerbefreiheit zugestanden und 1812 das Schutzgeld und die Aufnahmegebühr neu geregelt.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der größte Teil der Hochberger Markung Staatseigentum. Auch die christlichen Einwohner besaßen nicht so viel eigenes Land, dass sie davon leben konnten. 1806 kam es zu einem ersten Verkauf von 60 Morgen Staatsgütern. 35 Christen und der Jude Abraham Herz waren die Käufer. 1817 gab König Wilhelm I. rund 58 Morgen Ackerland und 3 Morgen Wiesen zum Verkauf frei, die von 21 Christen und acht Juden erworben wurden. Dadurch verbesserten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Einwohner. Die Juden bauten die Güter nicht selbst, sondern hielten dazu christliche Knechte.

Zu einer umfassenden Neuordnung der rechtlichen Verhältnisse der Juden konnte sich König Friedrich nicht entschließen. Auch die Mehrheit der christlichen Bevölkerung stand einer Besserstellung oder gar Gleichstellung der Juden weiterhin ablehnend gegenüber. Erst unter der Regierung König Wilhelms I. wurden mit dem so genannten Judengesetz von 1828 die Verhältnisse der israelitischen Glaubens-

gemeinschaft in Württemberg in eine umfassende staatliche Ordnung gebracht, doch blieben einige Beschränkungen weiterhin bestehen. Das auf die Person beschränkte Schutzverhältnis wurde aufgehoben. Die Juden waren nun württembergische Untertanen, den württembergischen Gesetzen unterworfen und hatten alle Pflichten und Leistungen wie die übrigen Untertanen zu erfüllen.

Das Gesetz regelte die bürgerlichen Verhältnisse, das Schulwesen und die kirchlichen Verhältnisse der Juden. Die wichtigsten Bestimmungen waren: Juden müssen Familiennamen annehmen, bei Rechtsgeschäften muss die deutsche Sprache gebraucht werden, bei Eiden ist auf ihre Religion Rücksicht zu nehmen. Juden können Beruf und Gewerbe frei wählen und werden zum Studium zugelassen. Fremde Juden dürfen sich im Königreich nur niederlassen, wenn eine Gemeinde sie freiwillig in das Ortsbürgerrecht aufnimmt. Eine mindestens zehnjährige selbständige Ausübung eines Handwerks oder einer Tätigkeit in der Landwirtschaft ist die Voraussetzung, einer bestimmten Gemeinde als Bürger oder Beisitzer anzugehören. Schacherhandel treibende Juden sind vom Erwerb des Bürgerrechts ausgeschlossen.

Bei den Juden waren Familiennamen nicht üblich. Sie führten zwei oder drei Vornamen, von denen der letzte in der Regel der Name des Vaters war. Dies war bisweilen nicht ganz unproblematisch. So hat 1820 der in Talheim bei Heilbronn geborene Löw Manasse um die Genehmigung gebeten, seinen Namen in Thalheimer ändern zu dürfen, und zwar mit folgender Begründung: »Es gibt in Freudental einige jüdische Kaufleute mit demselben Namen, das brachte oftmals Irrungen, weil Viehhändler üblicherweise mit der niederen Volksklasse im Handel sich befinden.«³²

Für die ab 1828 verpflichtenden Familiennamen wurden jüdische Vornamen, jüdische Geschlechternamen, Ortsbezeichnungen oder Fantasienamen gewählt. Die neuen Namen mussten dem Oberamt gemeldet werden.

In Hochberg nahmen nur acht Familien eine Namensänderung vor: Jakob Simon nannte sich Fellheimer nach seinem Geburtsort Fellheim in Bayern; die Kinder des Jakob Henoah wählten den Namen Bissinger; Samuel Isak nannte sich nun Isak Samuel, Nathan Jakob nun Nathan Hausmann. Der 1806 nach Esslingen gezogene Judas Moses Ansel nahm den Namen Hochberger an.³³ Auch die Vornamen wandelten sich. Neben biblischen und typisch jüdischen Namen wurden jetzt auch gewählt: Leopold, Sigmund, Max, Albert, August, Rudolf oder die Mädchennamen Elise, Dorothea, Pauline, Emma, Babette.

Kernpunkt des Gesetzes von 1828 war die Eingliederung der Juden in den Arbeitsprozess. Dabei stand die Ausbildung der jüdischen Jugend im Vordergrund, um auf Dauer eine berufliche Umorientierung zu erreichen. Die Bezirksbeamten und Rabbiner sollten sich bemühen, dass Judensöhne ein ordentliches Gewerbe erlernten.

Die Möglichkeit, ein Handwerk zu erlernen, war in Hochberg kaum gegeben. Jüdische Jugendliche fanden nicht leicht eine Lehrstelle. Vorurteile christlicher Meister und auch die Einhaltung der jüdischen Speise- und Sabbatgebote behinderten die Suche und die Ausbildung. Nach erfolgreichem Abschluss der Lehre erschwerte die christliche Konkurrenz die Niederlassung. Für ein späteres Studium war der Besuch einer Lateinschule oder eines Gymnasiums Voraussetzung, was nur in den Städten möglich war. Für viele blieb als Ausweichmöglichkeit nur der Handel, in dem Juden jahrhundertelange Erfahrung besaßen.

Die Durchführung des Gesetzes stieß darum wie in anderen Orten auch in Hochberg auf Schwierigkeiten. 1829 wurde der Kreisregierung gemeldet, dass in Hochberg

drei Judensöhne den Schacherhandel ausübten, zwei wegen ihres vorgerückten Alters und einer wegen Krankheit. Laut Feststellung der Kreisregierung waren die beiden älteren noch nicht zu alt, um ein nützliches Gewerbe zu erlernen, und der kränkelige Judensohn sei durchaus im Stande, ein mit keiner körperlichen Anstrengung verbundenes Gewerbe zu erlernen, etwa das Schneiderhandwerk. Die Eltern wurden darauf hingewiesen, dass in Zukunft Judensöhne, welchen die Erlernung eines Gewerbes möglich gewesen wäre, keine Konzession mehr zum Schacherhandel erhielten.³⁴

Der Stand der Ausbildung der Judensöhne wurde vom Oberamt in regelmäßigen Abständen überprüft. 1835 wurde festgestellt, dass in Hochberg immer noch wenige der heranwachsenden Judensöhne geneigt seien, »stabile ordentliche Gewerbe« zu erlernen. Die meisten wählten angeblich das Metzgerhandwerk, um dann als Vieh- und Rosshändler ihr Fortkommen zu finden. Gleiches galt auch für die angeblichen Landwirte und Kaufleute, welche nur zum Schein in eine solche Lehre traten, um sich später dem Schacherhandel zu widmen. Wiederholt wurde versucht, mit Krankheit oder anderen Ausreden eine Lehre zu umgehen. Die Israeliten wurden erneut dringend ermahnt, ihre Söhne zu anderen Gewerben zu bestimmen.³⁵

1836 waren im Ort acht Juden, die den Schacherhandel mit Ellenwaren, Betten und den Hausierhandel das ganze Jahr über ausübten, zwölf Juden taten dies nur zeitweise und neun in geringem Maße.³⁶

Nach 1849 hatte die Regierung keine gesetzliche Handhabe mehr, auf die Berufswahl der jungen Juden bestimmend einzuwirken. Dies machte sich auch in Hochberg bemerkbar: 1860 hatten sich von 46 selbständigen Israeliten, die ein ordentliches Gewerbe erlernt hatten, 19 – also nahezu die Hälfte – wieder dem »Schacher- und Viehhandel im Umherziehen« zugewandt. Der Amtmann war der Auffassung, dass sich dieses ungünstige Verhältnis nicht bessern werde, denn infolge der zugestandenen Freizügigkeit sei zu erwarten, dass »die besseren Israeliten ihren Aufenthalt meist in größeren Städten nehmen und die für den Handel wenig günstig gelegenen Orte fast ausschließlich von Schacherjuden und Viehhändlern bewohnt sein werden«. Außer dem Bäcker- und Metzgerberuf lernten Hochberger Judensöhne meist bei auswärtigen Lehrherren das Glaserhandwerk, die Schneiderei, die Weberei und Tuchmacherei sowie die Schuhmacherei.

Die völlige Gleichstellung der württembergischen Juden mit den christlichen Bürgern wurde von der Regierung immer wieder aufgeschoben. Die Hochberger Judenschaft verfolgte die Entwicklung aufmerksam. Der Abgeordnete des Marbacher Oberamtes in der Ständeversammlung, Rechtskonsulent Veiel, setzte sich besonders für die völlige Gleichstellung der jüdischen Mitbürger ein. Im August 1845, abends 8 Uhr, »zog der Hochberger Liederkranz in Begleitung mehrerer angesehenen israelitischer Bürger vor dem Haus Veiels in Marbach auf und brachte ihm im Fackelschein nach mehreren gut ausgeführten Chören ein Lebehoch«. ³⁷ Im Oktober 1845 wurde ihm von einer Deputation aus Stuttgart im Auftrag und im Namen sämtlicher Israeliten des Landes eine Dankadresse überreicht.³⁸

Aufnahme in das Bürgerrecht

Bei der Verleihung des Bürger- und Staatsrechtes achteten Gemeinde und Regierung genau darauf, dass dieses keinem Unberechtigten erteilt wurde. Die Vorbehalte gegen

vermeintlich zu weit gehende Zugeständnisse und die Angst, die Fremden könnten einen zu großen Einfluss in Hochberg bekommen, waren groß, wie die folgenden Beispiele zeigen: 1837 baten Abraham Herz und Seligmann Röscher, Söhne einflussreicher Schutzjuden, um Aufnahme in das Hochberger Bürgerrecht. Im Gemeinderat gab es eine heftige Debatte. Es wurde argumentiert, wenn man diese als Bürger aufnehmen würde, könnten Juden in den Gemeinderat gewählt werden. Aber dies war schließlich vom Wahlverhalten der Bürger abhängig und konnte daher nicht als Hindernis betrachtet werden. Der Gemeinderat bestätigte: Herz und Röscher »besitzen großes Vermögen und ganz gute Prädikate, so daß ihnen durchaus nichts Böses und Nachteiliges zur Last gelegt werden kann. Unter dem Schacherhandel sind dieselben nicht begriffen, sie treiben nichts als den Viehhandel und Lieferungs-geschäfte zum Militär.« Gegen Zahlung der Bürgersteuer wurden beide in das Hochberger Bürgerrecht aufgenommen.³⁹

Acht Jahre später, im Oktober 1845, wurde Abraham Herz vom Gemeinderat mehrheitlich zum Gemeindepfleger der bürgerlichen Gemeinde gewählt. Herz versprach, auf seine Gefahr und Kosten nicht nur die gesetzliche Kautionsleistung zu leisten, sondern auch an seinen Fest- und Sabbattagen einen gesetzlichen Amtsverweser zu bestellen, der das Nötige besorge, so dass die Gemeindepflege keinen Nachteil zu befürchten habe.

Im Wahlbericht, den die Gemeinde an das Oberamt zu schicken hatte, heißt es, dass »der gewählte Herz hier Orts-Bürger und Landwirt ist, ein ganz eigenes Haus und zwei Scheuern und gegen 22 Morgen Boden besitzt, im Lesen, Schreiben und Rechnen erfahren ist, einen sittlichen Lebenswandel führt, überhaupt ein gutes Prädikat verdient und ein Vermögen von 36 000 Gulden besitzt, so daß ihm die Kasse ohne Gefahr anvertraut werden kann«. In der ersten Gemeinderatssitzung wurde Herz nahe gelegt, dass er »bei jeder amtlichen Verhandlung und Dienstverrichtung das eigene Interesse aus dem Auge zu lassen, sondern für das beste Wohl der Einwohner und der Gemeinde mitzuwirken hat«. Der Protokollschreiber fügte noch hinzu: »Überhaupt wurde dem ganzen Gemeinderat Ruhe, Einigkeit und Verschwiegenheit empfohlen.«⁴⁰

Herz hatte auch Sitz und Stimme im Gemeinderat. Das Amt des Gemeindepflegers legte er aus Zeitmangel bald nieder, in den Gemeinderat wurde er jedoch bis zu seinem Wegzug nach Heilbronn 1870 immer wieder gewählt. Nach der Waiblinger Oberamtsbeschreibung von 1850 war er der erste Jude in Württemberg, der »zu einem Gemeindeamt berufen wurde«.⁴¹

1842 beantragte sein Bruder Jakob Herz die Aufnahme in das Bürgerrecht. Der 1810 geborene Jakob hatte kein ordentliches Gewerbe erlernt, allerdings ohne eigenes Verschulden, denn »durch den Tod des Vaters 1829 und die zwei Jahre langen Abrechnungen und Teilungen, wo er als Geschäftsführer des verstorbenen Vaters immer anwesend sein musste und die erst im Mai 1831 zu Ende gingen, und durch die Erfüllung seiner Militärflicht wurde er davon abgehalten«. Jetzt war er zu alt dafür. Den Viehhandel, für den er keine Zulassung bekommen hatte, wollte er aufgeben und eine Landwirtschaft anfangen. Gemeinderat und Oberamt genehmigten den Antrag. Der Bürgerausschuss aber war der Auffassung, dass das Oberamt dem Juden Jakob Herz das Bürgerrecht zu Unrecht erteilt habe und bat um Rücknahme der Entscheidung. Er glaubte beweisen zu können, dass Herz ein Schacherhändler sei und meinte: »Wenn dieser Herz Bürger werden könne, dann könnten alle Juden Bürger werden.« Die Beschwerde des Bürgerausschusses wurde aber abgewiesen.⁴²

Der Tuchmacher Josef Weil aus dem bayerischen Binswangen hatte als Gehilfe bei einem Tuchmacher gearbeitet und wollte sich nun in Hochberg niederlassen. Er musste mehrere Anträge stellen, bis ihm das Bürgerrecht erteilt wurde. Ausschlaggebend war schließlich, dass seine zukünftige Braut in Hochberg 2000 Gulden besaß und er in dem früheren Spezereiladen seiner Schwiegermutter eine Tuchhandlung betreiben wollte. Da es eine solche Handlung in Hochberg noch nicht gab, entsprach seine Niederlassung auch dem Interesse der Gemeinde.⁴³

Der Edelsteinhändler Bernhard Herz aus Dessau, der sich in Württemberg niederlassen wollte, musste 1841 ausführlich darlegen, dass er ein wirklicher Kaufmann und kein Schacherhändler sei und seit mehreren Jahren ein selbständiges Großhandelsgeschäft betreibe. Als Beweis führte er an, er wolle die Tochter des Hochberger Bijouteriefabrikanten Lazarus heiraten und müsse daher »ein anständiger Mensch« sein, weil ihm Lazarus sonst seine Tochter nicht zur Frau geben würde. Dieses Argument überzeugte und Herz wurde in das Staatsbürgerrecht aufgenommen.⁴⁴

Die Neuordnung des religiösen Lebens

Um 1825 lebten in Hochberg 412 Christen und 224 Juden. Mit dem Anwachsen der Gemeinde kam auch der Wunsch nach einer neuen Synagoge auf, um so mehr, als die alte »bei ihrer Beschränktheit, noch mehr aber infolge ihrer Baufälligkeit« nicht mehr zu benutzen war.⁴⁵ 1827 wurde am oberen Ende des Dorfes mit dem Bau begonnen, denn eine Synagoge sollte nach rabbinistischer Tradition an der höchsten Stelle des Ortes stehen oder wenigstens die Dächer der benachbarten Häuser überragen. Den Bau musste die Gemeinde aus eigenen Mitteln finanzieren.



Die neue Synagoge, erbaut 1827/28, heute Methodistenkirche.

Der Zusammenschluss aller jüdischen Gemeinden Württembergs zu einer einheitlichen Landesorganisation mit der Israelitischen Oberkirchenbehörde an der Spitze brachte auch für die jüdische Gemeinde Hochberg einschneidende Veränderungen. Hochberg mit jetzt 241 jüdischen Bewohnern blieb zwar selbständig, wurde aber 1832 dem Rabbinat Stuttgart zugeordnet. Aufgrund der starken Zuwanderung nach Stuttgart in den folgenden Jahren wurde es 1857 wieder dem Rabbinat Freudental zugewiesen. Mit dieser Entscheidung waren die Hochberger nicht einverstanden, konnten aber eine Rücknahme nicht erreichen. Wahrscheinlich erschienen sie darum auch nicht zu der feierlichen Einsetzung des neuen Rabbiners in Freudental im gleichen Jahr.

Rabbiner und Vorsänger hatten nun für eine Anstellung ein Studium und zwei erfolgreich abgelegte staatliche Dienstprüfungen nachzuweisen. Auch die bereits amtierenden Vorsänger und Rabbiner mussten sich einer staatlichen Prüfung unterziehen.

Der Hochberger Vorsänger und Schächter Emanuel Davidsohn, seit 1810 im Amt, hatte die vorgeschriebene staatliche Prüfung nicht bestanden und wurde daher 1833 entlassen. Entlassene Vorsänger hatten keinen Anspruch auf ein Ruhegehalt. Davidsohn hatte noch Glück, die Gemeinde beschäftigte ihn mit einem bescheidenen Gehalt weiterhin als Schächter und Vorbeter. Nach 23-jähriger Vorsängertätigkeit fiel Davidsohn der Rücktritt schwer. Immer wieder kam es zu Missstimmigkeiten mit der Gemeinde und dem Nachfolger, die Davidsohn mit auslöste. Noch 1856 wird im Protokoll vermerkt: »Durch Einmischungen des pensionierten Vorbeters Davidsohn [sind] Störungen [in der Synagoge] aufgetreten.« Schließlich wurde ihm jede Einmischung untersagt und nur noch das Gebet am Versöhnungstag erlaubt. Die Gemeinde wollte ihm die seither freiwillig bezahlte Unterstützung auch nicht mehr zukommen lassen, da sie noch einen Lehrer und Vorsänger zu unterhalten hatte.⁴⁶ Nach einer positiven Stellungnahme des Ministeriums für das Kirchen- und Schulwesen erhielt Davidsohn ab 1854 eine jährliche Unterstützung von 80 Gulden.⁴⁷ 1856 beschloss das israelitische Kirchenvorsteheramt Hochberg »auf Bitten des bisherigen Vorbeters Davidsohn, der nun 82 Jahre alt, anbei 46 Jahre in dieser Eigenschaft funktioniert hat, übrigens mit einem Ruhegehalt von 80 Gulden pensioniert ist, eine jährliche Zulage von 55 Gulden« zu gewähren.⁴⁸ 1861 starb Davidsohn an Altersschwäche.

Der Judenvorsteher war bisher von der Herrschaft ernannt worden. Nun trat an seine Stelle der Gemeindevorstand, ein Gremium, dem neben dem Vorsänger noch vier, später drei gewählte Gemeindeglieder angehörten. Dieses Gremium war für den öffentlichen Gottesdienst, die Ausübung der Kirchenzucht, die Armenfürsorge und die ökonomischen Angelegenheiten der Kirchengemeinde zuständig.

Um den gleichen Ablauf der Gottesdienste in allen jüdischen Gemeinden Württembergs sicherzustellen, erließ die neu errichtete Israelitische Oberkirchenbehörde 1838 eine Gottesdienstordnung. Es war üblich gewesen, die von Gemeindegliedern im Gottesdienst ausgeführten Ehrendienste – etwa das Ausheben der Tora aus dem Schrein, das Tragen derselben zur Bima und wieder zurück oder das Sprechen des vorgeschriebenen Lobspruches vor und nach einem Abschnitt aus der Tora – an den Meistbietenden zu versteigern, um die Gemeindekasse aufzufüllen. Nach der neuen Ordnung sollte das Aufrufen zu diesen Diensten nach einer festgelegten Reihenfolge geschehen. Ein Verkauf war weiterhin noch möglich, jedoch zu einem festgelegten Preis. Auch jetzt kam es wieder zu Streitigkeiten.

1846 verklagte Moses Veis das israelitische Kirchenvorsteheramt beim Oberamt Waiblingen, weil es gestattet hatte, dass »das Aus- und Einheben der Tora innerhalb der Synagoge im öffentlichen Aufstreich versteigert und an den Meistbietenden abgegeben wurde, ein Verfahren, das ganz gesetzwidrig, ruhestörend und zugleich für den Gottesdienst schimpflich ist«. Es habe auch unter anderem statt der zulässigen fünf Personen acht Personen »zur Tora aufgerufen, weil der Vorbeter dadurch mehr Geschenke bekomme, ein Grund, der gewiß verwerflich ist, als könne man mit dem Heiligen immer wieder Gewinne erzielen«. Das Kirchenvorsteheramt verteidigte sich, dass man nur im Interesse der Gemeindegasse Ausnahmen von der Gottesdienstordnung zugelassen habe. Die israelitische Oberkirchenbehörde in Stuttgart, die in letzter Instanz über diese Klage zu entscheiden hatte, ließ die Sache für dieses Mal mit einer Ermahnung auf sich beruhen.⁴⁹

Die Regeln für das Verhalten im Gottesdienst waren bereits 1829 in der Hochberger neuen Synagogenordnung festgelegt, wurden aber oft nicht eingehalten. Schwätzen, Umherlaufen, Unruhestiften, ja sogar Beschimpfungen und Raufereien während des Gottesdienstes kamen immer wieder vor und wurden von der Kirchenleitung bestraft.⁵⁰

Auch die Einhaltung der Sabbatruhe wurde vom Kirchenvorsteheramt streng überwacht. Juden hatten praktisch in jeder Woche zwei arbeitsfreie Tage, den Sabbat und den christlichen Sonntag, und damit auch einen doppelten Verdienstausschlag. Immer wieder wurden Personen bestraft, die am Sabbat nicht zugelassene Arbeiten durchgeführt hatten, wie 1857 der Kronenwirt Thalheimer, der 45 Kreuzer Strafe bezahlen musste, weil er »ohne Not Futter vom Feld holen ließ«. ⁵¹ Das gleiche Problem gab es bei den Christen, denn auch hier wurde die Einhaltung der Sonntagsruhe vom Kirchenkonvent streng überwacht.

Der vom jüdischen Kirchenvorsteheramt bestimmte Kirchenpfleger verwaltete die Kirchenkasse. Einnahmen kamen aus dem Verkauf der Synagogenplätze, den Gebühren für Amtshandlungen, Personalbeiträgen und Spenden. Die Ausgaben umfassten die Gehälter für den Vorsänger und Lehrer, für den Vorbeter, die Unterhaltskosten für Synagoge, Schule, Friedhof und die Armenversorgung. Christliche Arme wurden von der bürgerlichen Gemeinde versorgt. Die Unterstützung jüdischer Armer lag ganz in den Händen der israelitischen Kirchengemeinde. Erst bei deren finanziellem Unvermögen wurde die bürgerliche Gemeinde zuständig. Aus den Zinsen israelitischer Armenstiftungen wurden u. a. arme Witwen unterstützt, Holz für arme Leute und Schulgeld für Kinder aus armen Familien bezahlt. Almosen gingen auch an christliche Einwohner. Bei Beerdigungen jüdischer Mitbürger wurden dem evangelischen Pfarramt immer wieder Geldbeträge für christliche Arme übergeben. Bis 1930 erhielt die bürgerliche Gemeinde von der in London lebenden Familie Falk eine jährliche Weihnachtsgabe, die an die Ortsarmen verteilt wurde.

Das Schulwesen

Wann die erste jüdische Schule in Hochberg eingerichtet wurde, ist nicht bekannt. 1808 wird berichtet: »Judenkinder besuchen die christliche Schule, teils aber haben sie wenigstens auf einzelne Zeiträume eigene Privatlehrer.«⁵² Wohlhabende Eltern ließen ihre Söhne und Töchter vom christlichen Schulmeister unterrichten, wie die erhaltenen Quittungen zeigen.⁵³ Kenntnisse und Fähigkeiten der von einigen Fami-

lien angestellten Hauslehrer ließen wohl manches zu wünschen übrig, wenn der Amtmann über die Hochberger Schulverhältnisse berichtete: »Der Unterricht der jüdischen Jugend ist ganz schlecht, die Lehrer, die sie haben, können größtenteils selbst nichts. In dem hiesigen Ort treten 5 bis 6 und mehrere Familien zusammen, diese dingen einen Lehrer auf ein halbes Jahr, welcher dann etwa 30 bis 40 Gulden Lohn bekommt und wochen- oder tagweise umgezogen wird [Essen im Wechsel bei diesen Familien]. Ist er nach Verfluß des halben Jahres nicht anständig, so wird er fortgeschickt und ein anderer angenommen. Derselbe Leute laufen auch das ganze Jahr.«⁵⁴

Ab 1825 galt auch für jüdische Kinder von sechs bis 14 Jahren die Schulpflicht. Wo keine jüdische Schule eingerichtet war, sollten die Kinder die christliche Schule besuchen. Das wurde in Hochberg kaum wahrgenommen. Die Schulstube war zu klein, als dass auch noch die Judenkinder darin Platz hätten finden können und die Verschiedenheit der Religion und andere Verhältnisse verhinderten den Schulbesuch.⁵⁵

Die Schulverhältnisse besserten sich erst, als 1828 der staatlich geprüfte Lehrer David Weil als Lehrer und Vorsänger angestellt wurde. Wo diese erste Schule eingerichtet wurde, ist nicht bekannt. Das Schulgeld betrug für jedes Kind jährlich zwei Gulden für den deutschen und einen Gulden für den hebräischen Unterricht. Der Lehrer erhielt 200 Gulden im Jahr und für jedes Kind noch zusätzlich 1 Gulden 12 Kreuzer. Er hatte täglich fünf Stunden allgemeinen Unterricht und zwei Stunden Hebräisch zu erteilen, alle in der Schule notwendige Tinte auf seine Kosten anzuschaffen und die von der Kgl. Regierung jeden Samstag vorgeschriebene Ansprache zu halten.

Unter großen Schwierigkeiten versuchte Lehrer Weil in Hochberg einen geordneten Schulunterricht einzuführen. Dabei stieß er immer wieder auf den Widerstand der Eltern und der israelitischen Gemeinde. Sein Gehalt wurde nicht immer pünktlich ausbezahlt. Er klagte, dass es so schwer sei, »die Ordnung zu erhalten und herzustellen« und dass manche Kinder »im Kommen zur Schule sowie im Mitnehmen der Lehrmittel, Bücher, Tafeln, Federn, Griffel etc. so nachlässig« seien.⁵⁶ 1833 bat er, »ungestört unterrichten zu dürfen und nicht einem Jeden sagen zu müssen, wie und was er unterrichtet.«⁵⁷

Die unmittelbare Aufsicht über die Judenschule lag beim evangelischen Pfarramt. Als Schulinspektor prüfte der Pfarrer auch den israelitischen Religionsunterricht. 1832 war der Hochberger Geistliche mit dem Unterrichtserfolg ganz zufrieden, meinte aber, »es sollte den Kindern eine bessere Bekanntschaft mit den deutschen Wortarten und der deutschen Rechtschreibung gemacht werden und die Schulzucht strenger sein«. Dem Lehrer bescheinigte er »Fleiß und Mut« in seinem Beruf.⁵⁸

Der evangelische Kirchenkonvent kümmerte sich wie in der christlichen Schule um die Schulversäumnisse. Für jedes Versäumnis und jedes Zuspätkommen wurden die Eltern bestraft. Die Gelder flossen in die israelitische Kirchenkasse.

Das Schulhaus am Alexandrinenplatz brannte 1841 ab. An gleicher Stelle wurde ein großzügiger Neubau errichtet, in dem auch eine Lehrerwohnung und das Frauenbad eingerichtet wurden.

David Weil starb im Mai 1847 im Alter von 47 Jahren an einem Nervenschlag. Seine Witwe mit ihren sieben Kindern bat mehrmals die jüdische Gemeinde um Unterstützung. Erst im Dezember war man von ihrer Notlage überzeugt und billigte ihr jährlich 40 Gulden zu. Später wanderten sechs Kinder nach Amerika aus und die Witwe zog von Hochberg fort.



Ehemaliges jüdisches Schulhaus, um 1980 abgebrochen.

Mitte des 19. Jahrhunderts besuchten 50 Kinder die Schule. Nach 1860 gingen die Schülerzahlen zurück. Als nur noch 19 Kinder schulpflichtig waren, erteilte der jüdische Lehrer Mainhardt mit Billigung des Kirchenvorsteheramtes fünf Wochenstunden an der christlichen Schule, deren Lehrer 132 Kinder zu unterrichten hatte.

Nach dem Tod Mainhardts im Dezember 1871 besuchten die jüdischen Kinder die christliche Schule, die damit zweiklassig wurde und eine zweite Lehrerstelle erhielt. Für den Gottesdienstbesuch am Sabbat und an den jüdischen Feiertagen wurden die Kinder freigestellt, auch waren sie vom Schreiben im Unterricht an diesen Tagen befreit.

1885 wurde das Schulzimmer zu einer Wohnung umgebaut und an Hochberger christliche Familien vermietet. Anfang 1980 musste das Judenschulhaus dem Neubau eines Geschäftshauses weichen.

Christen und Juden tolerierten sich, wo sie aufeinander angewiesen waren. Geschäfte zwischen Christen und Juden scheinen in der Regel zur Zufriedenheit beider Seiten verlaufen zu sein. In den Akten finden sich keine Klagen. Bei Geschäften mit Auswärtigen kam es hingegen häufiger zu Unstimmigkeiten. Die Christen klagten wegen schlechter Ware, Täuschung und hohen Zinsen, die Juden forderten die Bezahlung von Rechnungen ein. Juden prozessierten und stritten unter sich genau wie Christen. Die Anlässe dazu waren manchmal geschäftlicher Natur, oft aber auch völlig belanglos.

Der alte Streitpunkt der Sonntagsentheiligung aber gab immer wieder Anlass zu Auseinandersetzungen mit dem Schultheißenamt und dem Pfarrer. 1831 wurde eine Verordnung erlassen, in der festgelegt war:

1. Wer sonntags Vieh zum Verkauf anbietet, hat beim ersten Mal eine Strafe von 1 Reichstaler, im Wiederholungsfall das Doppelte oder eine Gefängnisstrafe zu erwarten.
2. Das »Waschen in Judenhäusern mit christlichen Tagelöhnern« und das Aufhängen der Wäsche in Gärten oder öffentlichen Plätzen unterliegt einer Strafe von 1 Gulden 30 Kreuzern. Ebenso ist am Sonntag das Arbeiten in Gärten oder Gütern verboten.
3. Das Stricken, Nähen oder andere Handarbeit auf der Gasse, vor oder neben den Häusern unterliegt einer Strafe von 45 Kreuzern.
4. Das Wasserholen am Sonntag während des Vor- und Nachmittagsdienstes ist bei 45 Kreuzern Strafe verboten.
5. Die Versammlung der Israeliten auf der Straße im Ort während der Gottesdienste, »wodurch öfters Geschrei entsteht«, ist ebenfalls für jeden bei 45 Kreuzern Strafe verboten.

Die Christen wurden noch besonders darauf aufmerksam gemacht, dass, »wer den Israeliten sonntags arbeitet, zur doppelten Strafe gezogen wird. Es wird daher jeder Bürger ermahnt, die Sonntagsfeier mit seinen Kindern und Gesinde nach dem göttlichen Gesetz zu feiern und wer von einem andern ein Vergehen der Art sehen tut, hat eine große Verantwortung auf sich liegen, wenn er solches nicht anzeigt.«⁵⁹

Am 18. Juni 1831 wurde im Stuttgarter Allgemeinen Anzeiger, dem damaligen Amtsblatt des Königreiches Württemberg, vom Schultheißen Döbele folgende Bekanntmachung veröffentlicht: »Hochberg, Oberamts Waiblingen. Seit einiger Zeit dringen sich von mehreren, in der Gegend und entfernten Oberamtsbezirken, an Sonn- und Festtagen hierorts Personen auf, die mit den hiesigen Israeliten Vieh handeln, dasselbe vorführen lassen und den Handel abschließen. Da dieses offenbar den Gesetzen zuwider und überhaupt von Christen eine schändliche Handlung ist, so werden sämtliche Ortsbehörden ersucht, ihren Einwohnern bekannt zu machen, daß, wer sich auf diese Weise hierorts treffen läßt, zur Strafe gezogen werde.«⁶⁰ Die Einhaltung dieser Verordnung wurde genau überwacht und Verstöße wurden streng geahndet.

1849 betrug der so genannte »Communschaden« (der nicht gedeckte Betrag) der bürgerlichen Gemeinde, der auf die Hochberger Familien umgelegt wurde, 901 Gulden. Die 103 christlichen Familien bezahlten davon 466 Gulden, die 48 jüdischen Familien übernahmen den Rest, 435 Gulden.⁶¹

Um 1840 wurden Backöfen in den Häusern wegen der bestehenden Feuergefahr verboten. Der bürgerlichen Gemeinde fehlten jedoch die Mittel, um ein Gemeindebackhaus zu errichten. Ein Jude, dessen 23-jähriger Sohn das Bäckerhandwerk erlernt hatte, erklärte sich aber bereit, auf sein Risiko und seine Kosten nach den Vorschriften

der Feuerschau in seinem Haus einen Backofen zu bauen und zu unterhalten. Alle Einwohner, Christen und Juden, konnten dann in diesem Ofen ihr Brot backen. Es war ihnen freigestellt, den Teig zu Hause oder im Backhaus zuzubereiten, im letzteren Fall hatte der Bäcker die Mulden, Wannen und Geschirre unentgeltlich zu stellen.⁶²

Ein Miteinander, das sicher aus der Not geboren war, aber doch auch zeigt, dass sich christliche und jüdische Einwohner näher gekommen waren. 1844 vermerkte der Pfarrer im Pfarrbericht: »Bettel ist trotz der großen Armut sehr selten, da bei den Juden immer einiges, wenn auch saurer und geringer Verdienst zu machen ist.«

Das Ende der jüdischen Gemeinde

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stieg in Hochberg die Zahl der Israeliten stetig an. 1852 lebten 490 Christen und 305 Juden im Ort. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der jüdischen Einwohner dann rapide ab. Immer mehr Juden verließen das verkehrsmäßig ungünstig gelegene Hochberg. Sie wollten sich in den Städten eine bessere Existenz aufbauen. Aaron Lazarus verlegte um 1860 »seinen Großhandel mit Zwilch, Betten und Barchet« nach Cannstatt. Seligmann Löw (Löb) Strauß hatte 1834 ein »Patent zum Vieh- und Warenhandel im ganzen Land« erhalten. Er gründete 1842 in Ulm eine Bettfedernfabrik, die er 1862 nach Cannstatt verlegte. Mit einer angegliederten Steppdeckenfabrik entwickelte sie sich dort zu einem international anerkannten Unternehmen. Der 1854 geborene Salomon Falk wanderte 1880 nach England aus. Als Agent einer Nürnberger Firma übernahm er den Vertrieb der Veritas-Glühstrümpfe und gründete 1887 die Firma Falk Stadelmann & Co AG.



Innenraum der ehemaligen Synagoge.

Besonders junge Leute wagten einen Neuanfang in Amerika. Zwischen 1848 und 1870 verließen 37 überwiegend junge und alleinstehende Juden Hochberg und hofften vor allem in Nordamerika auf ein besseres Auskommen. Zurück blieben Vieh- und Kleinhändler, Handwerker sowie alte und gebrechliche Menschen.

1912 zählte die Gemeinde nur noch fünf Männer, fünf Frauen und ein Kind. Damit war sie nicht mehr in der Lage, »ihren kirchenverfassungsgemäßen Obliegenheiten zu genügen« und wurde aufgelöst. Die Hochberger Gemeindeglieder wurden der Israelitischen Gemeinde Ludwigsburg zugewiesen.

Die Synagoge wurde 1914 von der Methodistengemeinde Hochberg erworben. An der Ostseite des Innenraumes, der Jerusalem zugewandten Seite, ist die Nische für den Toraschrein noch vorhanden. Im halbrunden Fenster darüber hat sich die Originalverglasung erhalten. Teile der Abschränkung der Bima – dem Podium, von dem aus die Schriftlesung durch den Vorbeter erfolgte – sind heute am Altar und im Vorraum. Die Frauenempore ist zu einem Gemeindesaal umgestaltet.

Auf dem Dachboden wurde 1993 eine Genisa gefunden. Die gefundenen Bücher sind nicht vollständig und die Seiten mehr oder weniger stark beschädigt. Sie besitzen keinen Seltenheitswert, zeugen aber vom religiösen Leben der ehemaligen jüdischen Gemeinde Hochberg.⁶³

1939 war der letzte noch in Hochberg lebende Jude, der 1858 geborene Metzger und Viehhändler Adolf Falk gezwungen, nach London auszureisen, wohin sein Stiefbruder bereits 1880 ausgewandert war. Mancher in Not geratene Hochberger hatte einst bei ihm Hilfe und Unterstützung gefunden.

An der 1854 eingeweihten evangelischen Kirche hat das runde Fenster an der Ostseite des Turmes über dem Haupteingang im Maßwerk einen Davidstern. Vielleicht sollte dies ein leiser Hinweis auf die örtlichen Verhältnisse sein. Zur Bauzeit zählte über ein Drittel der Einwohnerschaft zur israelitischen Gemeinde. Christen und Juden lebten im großen Ganzen recht friedlich zusammen und der damalige Ortspfarrer wurde auch von den jüdischen Mitbürgern geschätzt.

Heute können ältere Hochberger nur noch aus Erzählungen von Eltern und Verwandten von der Zeit des Miteinanders von Christen und Juden in Hochberg berichten. Aber auch im 21. Jahrhundert sollte diese Zeit nicht vergessen werden.

Anmerkungen

- 1 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) D 41 Bü 1467.
- 2 Stadtarchiv Remseck (SAR) HB B 118.
- 3 Ebd.
- 4 StAL E 173 III Bü 6275.
- 5 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 213 Bü 5764.
- 6 HStAS A 213 Bü 5747.
- 7 StAL D 41 Bü 1467.
- 8 HStAS A 213 Bü 5755.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd.
- 12 SAR HB Bü 5422.
- 13 Ebd.
- 14 HStAS A 213 Bü 5755.
- 15 HStAS A 213 Bü 5745

- 16 Ebd.
- 17 Wilhelm Streng: Bilder aus Hochbergs Vergangenheit. Ortschronik, Hochberg 1959 (maschinenschriftl. Manuskript), S. 167.
- 18 StAL E 173 III Bü 6275.
- 19 HStAS A 213 Bü 5749.
- 20 HStAS A 213 Bü 5752.
- 21 HStAS A 213 Bü 5754.
- 22 Paul Sauer: Geschichte der Stadt Stuttgart, Bd. 3, Stuttgart 1995, S. 187.
- 23 SAR HB Bü 5422.
- 24 Eduard Theiner: Die jüdische Gemeinde Aldingen, in: Der jüdische Friedhof in Remseck-Hochberg, Remseck a. N. 2003, S. 37-59, hier S. 48 f.
- 25 StAL D 41 Bü 1501.
- 26 Streng (wie Anm. 17) S. 605.
- 27 HStAS A 202 Bü 1681.
- 28 SAR HB Bü 5422.
- 29 StAL D 41 Bü 1467.
- 30 HStAS A 213 Bü 5746.
- 31 Paul Sauer: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 1966, S. 2 f.
- 32 StAL E 173 III Bü 6275.
- 33 Ebd.
- 34 SAR HB Bü 5422.
- 35 Ebd.
- 36 Ebd.
- 37 Schwäbischer Merkur, 21. August 1845.
- 38 Der Postillon. Amts- und Intelligenzblatt für das Oberamt Marbach, 11. Oktober 1845.
- 39 SAR HB B 15, S. 344.
- 40 SAR HB B 17, S. 563 ff.
- 41 Beschreibung des Oberamts Waiblingen, Stuttgart 1850, S. 156.
- 42 StAL E 173 III Bü 6275.
- 43 Ebd.
- 44 Ebd.
- 45 Ebd.
- 46 SAR HB B 72.
- 47 StAL E 212 Bü 229.
- 48 SAR HB B 72.
- 49 StAL E 212 Bü 438.
- 50 SAR HB B 72.
- 51 Streng (wie Anm. 17) S. 626.
- 52 StAL D 41 Bü 1501.
- 53 Streng (wie Anm. 17) S. 616.
- 54 Ebd. S. 605.
- 55 Ebd. S. 616.
- 56 Archiv der Ev. Kirchengemeinde Hochberg, Kirchenkonventsprotokoll Bd. 2, S. 263.
- 57 Ebd. S. 82
- 58 Streng (wie Anm. 17) S. 618.
- 59 SAR HB Bü 5422.
- 60 Streng (wie Anm. 17) S. 624.
- 61 Ebd. S. 429.
- 62 SAR HB Bauakten.
- 63 Die Hochberger Genisa enthält Gebetbücher, Teile einer deutschen Übersetzung der Tora von Mendelssohn von 1783, eine Abhandlung von Maimonides (bedeutender jüdischer Philosoph und Rechtsgelehrter des Mittelalters), eine Abhandlung über die 613 Gebote und Verbote der Bibel, Taschenkalender, einen Buchdeckel und den Rest eines Gebetbuches aus dem Besitz eines Hochberger Juden.

Die Versorgung des Hofes

Küche, Ernährung und Hausrat im Ludwigsburger Schloss¹

von Daniel Schulz

Die Hofküche

Zur Versorgung des Hofes, egal ob im 18. Jahrhundert oder zur Zeit König Friedrichs um 1810, war eine ausgeklügelte »Maschinerie« nötig. Allein der Küchenbau hat gewaltige Ausmaße. Das Gebäude liegt abseits hinter der Ordenskapelle, was mehrere Vorteile bot: Die Herrschaft wurde nicht von Rauch und Essensgerüchen belästigt, auch blieb die Arbeit des Küchenpersonals vor den herrschaftlichen Augen verborgen, und die Anlieferung der Waren konnte reibungslos erfolgen. Küchen wurden vor allem wegen der Brandgefahr abseits in den Erdgeschossräumen oder in Nebengebäuden untergebracht. So befand sich die Konditorei im Erdgeschoss des Festinbaus und im Erdgeschoss des Theaterbaus gab es die Kaffeekammer, in der täglich Kaffee frisch geröstet und gemahlen wurde.

Eine stattliche Zahl an Bediensteten sorgte dafür, dass der Hof versorgt wurde. Allein für die Zubereitung der Mahlzeiten und Getränke waren unter König Friedrich 36 Personen angestellt.² Das Küchenpersonal wohnte im oberen Stock des Hofküchengebäudes.³

1721 gab es dort das Meisterkochstübche (mit drei Betten), die drei Zimmer des Herrn Hofrats, die Stube des Kaffeesieders und die Stube des Küchenschreibers. 1788 wohnte und schlief dort folgendes Küchenpersonal: Der Maître d'Hôtel Levastre (er war der Hofmeister, dem die anderen Bediensteten unterstanden), der Bratenmeister (er hatte die Aufsicht über die gebratenen Speisen), die Küchenmeister (sie hatten die Aufsicht über Küche und Personal), der Mundkoch (er richtete die Speisen für die herrschaftliche Tafel zu), der Ritterkoch (er war zuständig für die Ritter- oder Marschallstafel, an der der Hofstaat gepflegt wurde), der Küchenschreiber (er führte die Rechnungen), die Küchenknechte und Mägde, die Küchenjungen (sie verrichteten Handlangerdienste wie Holz und Wasser holen, Feuer machen oder sie erlernten in der Küche die Kochkunst) und die Küchenpossler (sie waren die Wäscher der eisernen Töpfe und Kasserollen).⁴ 1817 wohnten hier der Maître d'Hôtel (1822 der Hofintendant Dambly), der Küchenmeister, der Koch, die Küchenjungen, die Mägde und es gab ein Speisezimmer für die Bediensteten.

Die alte Ludwigsburger Hofküche wurde 1715 unter Leitung des Baumeisters Widmann hinter dem Ordensbau errichtet. Hinter drei hohen Bögen lag der große zweigeschossige Küchenraum. Von seinem Inneren ist heute leider nichts mehr erhalten. Eine ungefähre Vorstellung vom Aussehen der Küchen können uns jedoch die Schlossinventare, der Fischer-Plan (um 1794) und der Plan des Bauaufsehers Rapp (um 1900) vermitteln.⁵

In den Ecken und an der Westwand des großen Küchengewölbes standen zehn unterschiedlich große Herde: Auf einem großen Kochherd, acht Castrolherden und



Blick von Norden auf den 1715 erbauten Küchenbau mit dem Hühner- und Fischhaus.

einem Bratherd dampften, kochten und brutzelten einst die Speisen für den herzoglichen bzw. königlichen Hof. Rechts vom Eingang stand unter einem Rauchfang der größte Herd mit verschiedenen Kochzonen. Der aus Ziegeln gemauerte Herdblock ragte mit der langen Seite in den Raum, so dass man von beiden Seiten daran stehen konnte. Auf dem Herdblock war eine große eiserne Herdplatte aufgelegt, auf der das Feuer direkt brannte, bzw. war das Holz dort in einem Feuerhund aufgeschichtet (ein eisernes Gestell, auch Feuerbock genannt), damit es von unten Luft ziehen konnte.⁶ Die Töpfe stellte man direkt ins bzw. ans Feuer oder hängte einen Kessel darüber. Übrigens war es eine Kunst, auf einem solchen Herd am offenen Feuer zu kochen, denn es erforderte viel Fingerspitzengefühl, die Töpfe im oder nahe am Feuer so zu platzieren, dass der Inhalt optimal zubereitet wurde.

An beiden Seiten des Herds waren ein kleinerer quadratischer und ein größerer rechteckiger Castrolherd angebaut. Dieser Herdtyp war eine Neuerung: 1735 entwickelte der französische Architekt Cuvillies den Castrolherd (von französisch Caserole, Topf) mit einer geschlossenen Feuerkammer.⁷ Die Herdplatte weist gesonderte runde oder viereckige Vertiefungen auf, so genannte Kochlöcher, die einen gemeinsamen Feuerraum besitzen.⁸ Die Kasserollen standen auf Dreifüßen oder Rosten über diesen Öffnungen, konnten aber auch eingelassen werden. Diese Töpfe und Pfannen mit Stil oder Henkel dienten zum Kochen von Saucen, Ragouts oder Frikassees.

Bevor wir uns in der Hofküche weiter umsehen, werfen wir einen Blick ins Untergeschoss von Schloss Monrepos, denn dort hat sich ein Herd mit Seitenherden erhalten – und wir können davon ausgehen, dass der Herd in der Küche des Residenzschlosses ganz ähnlich ausgesehen hat.

Das Seeschloss war ein Projekt Herzog Carl Eugens, 1760/65 von Philippe de la Guèpière erbaut, im Inneren aber unter König Friedrich ab 1801 umgestaltet. Bei den Küchenräumen in Monrepos handelt es sich um die eigentliche Küche, eine Pâtisserie (Konditorei), eine Confiserie (Herstellung von Süßigkeiten), eine Speisekammer und einen Getränke Keller.⁹ In der großen Küche von Monrepos steht unter einem riesigen Rauchfang ein gemauerter Herdblock mit Sandsteinplatten, in deren Mitte Gusseisenplatten eingelassen sind. Hier wurde am offenen Feuer gekocht. Im hinteren Teil des Herds befindet sich der Bratspieß, dort ist in die Herdplatte ein Rost eingelassen. Das Gewölbe unter dem Herd diente zur Bevorratung des Brennholzes, vielleicht auch als Zug für den Bratrost.

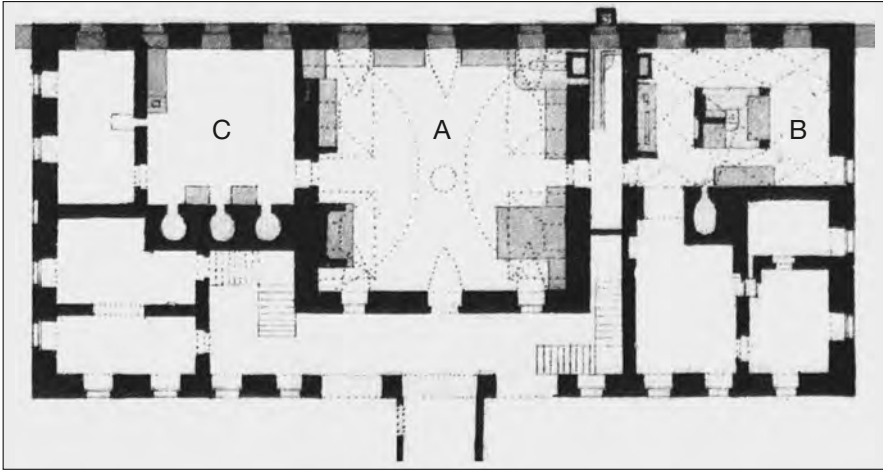
Die beiden hintereinandergeschalteten geschlossenen Herde rechts wurden vermutlich erst nach 1800 hinzugefügt (siehe Baufuge). Der hintere Herd enthielt ein so genanntes Schiff (ein hohles Gefäß ohne Füße und Henkel) zum Aufwärmen von Wasser.¹⁰ Daneben steht noch ein weiterer kleiner gemauerter Herd und auf der linken Seite ist ein Castrolherd angebaut, dessen Platte drei Kasserollen-Löcher hat. Auf diesen Herd wurde später noch ein kleiner Backofen gestellt. Schließlich ist in der Nordwestecke der Küche noch ein Spülstein erhalten. Durch einen Raum mit Arbeitstischen und Regalen betritt man in der zentralen Säulenhalle die Patisserie. Der Backofen befindet sich hinter einer so genannten Schürze, die um 1800 vor den Herd geblendet wurde, um den Rauch komplett packen zu können, da vermutlich der Ofen nicht ganz dicht war. Der Herd mit der runden Einlassung neben dem Backofen diente wohl zum Aufkochen von Wasser. Auch auf der Ostseite befanden sich weitere Küchen, von denen sich ein Castrolherd mit Rauchfang erhalten hat.



Der große Herd in der Küche des Seeschlosses Monrepos.

Doch kehren wir nun in die Ludwigsburger Hofküche zurück. Gegenüber dem großen Herd stand der Bratherd, an dem man ganze Schweine oder Ochsen am Spieß braten konnte und an dem sich der Bratbock befand. Der Bratbock, an den gemauerten Seitenwangen befestigt, war ein Ständer, in den die Bratspieße eingehängt und von vier Eisenstangen durch Handkurbeln gedreht wurden. Raffinierter war es, wenn die Stangen mit einem mechanischen Bratenwender verbunden waren.

In den dem Eingang gegenüber liegenden Ecken standen die Castrolherde, die mit gelochten Eisenplatten belegt waren. In der Südwestecke waren unterm Rauchfang ein länglicher und ein quadratischer Herd aufgestellt und ein weiterer rechteckiger stand daneben zwischen den Fenstern. Nach dem Fischer-Plan schwerer zu deuten



*Der Küchenbau im Plan von R. F. H. Fischer, um 1794.
A: Große Küche; B: Ritterküche; C: Backkammer.*

ist die Situation in der Nordwest-Ecke der Küche. Unterm Rauchfang steht ein breiter Castrolherd (?), dessen in den Raum stehende Ecke abgerundet ist. Seitlich schließen sich schmalere rechteckige Herde an. Auf dem breiten Herd stand vermutlich der gemauerte Wandschrank, den die Inventare erwähnen. Der Schrank speicherte die Wärme des Herds und diente zum Warmhalten von Speisen.¹¹

Für die Zubereitung der Speisen standen den Köchen vier große Eichentafeln (also Arbeitstische), drei lange Tafeln mit Schubladen, verschieden große Kreuzfuß- und Stollfußstische¹² und ein Haublock zur Verfügung. Das Mobiliar dürfte locker in der Mitte der Küche aufgestellt gewesen sein. Hervorgehoben war der ins Fenster eingebaute Tisch für den Bratenmeister. Schränke und Regale gab es wenige: einen Schrank mit Fächern und zwei Türen, einen Wandkasten und eine Stellage neben dem Bratherd.

Rechts neben der großen Küche befand sich die so genannte Ritterküche oder die »Gesindsküche« (1817).¹³ Hier wurde das Essen für den Hofstaat und die Marschallstafel zubereitet. An der Marschallstafel speisten die Personen, die von ihrem

Rang her nicht an die fürstliche Tafel gezogen werden konnten. Deren Essen wurde vom Ritterkoch und drei Köchen zubereitet. 1815 wurde die Marschallstafel aufgehoben, stattdessen erhielten die Beamten und Höflinge ein Tagesgeld von 48 Kreuzern, um in einer Wirtschaft essen zu können.

Der Fischer-Plan zeigt in der Mitte der Küche vier Pfeiler, die ein Gewölbe tragen, das vermutlich als Rauchfang ausgebildet war, unter dem zwei Castrolherde standen. An der Ostwand gab es einen Backofen, daneben einen Castrolherd, der 1797 aus der großen Küche hierher versetzt wurde.¹⁴ Das Küchenmobiliar bestand aus einer langen und zwei kleineren Tafeln mit Stollfüßen, einer langen Eichentafel und einer Tafel aus Tannenholz. Unter den Fenstern standen drei Tische (bzw. waren 1788 in den Fenstern eingemauert), zwei davon hatten Schubladen. Zum Sitzen gab es 1767 eine Schranne (eine lange Bank), 1788 drei Bänke und einen Stuhl. 1767 stand eine »alte abgängige Stellage beim Wasserstein«, also beim Spülstein, und einer der großen Tische hatte einen Aufsatz mit Fächern. Ferner gab es eine Hackbank (1721) und einen steinernen Reibmörser.¹⁵ Interessant ist, dass 1788 auch ein silberfarbener Bettkarren in der Ritterküche stand; offenbar schlief hier jemand.

Südlich lag neben der großen Küche die Backkammer. Hier gab es nebeneinander an der Ostwand drei Backöfen.¹⁶ Zwei Castrolherde standen zwischen den Öfen (mit zwei- und dreilöchrigen Platten) und ein Castrolherd mit einer vierlöchrigen Platte stand an der Südwand. Daneben gab es einen eingemauerten steinernen Reibmörser.¹⁷ Das Mobiliar bestand aus zwei tannenen Tafeln und einem Küchenbrett auf eisernen Trägern. In der sich anschließenden Backstube stand 1721 die Mehltreufe (Mehlsieb).¹⁸

Im Küchenbau gab es noch verschiedene Vorratsräume und Gewölbe. In der Küchengewölbskammer standen 1721 zwei lange Tafeln und ein Gewürzkasten mit 24 Schubladen.¹⁹ 1721 befand sich auch noch die Silberkammer im Küchenbau.²⁰ Sie beinhaltete auch einiges an Küchengeschirr: diverse Kupferkessel, Mörser und Leuchter aus Messing oder eiserne Pfannen. 1767/1788 hatte der Hofmetzger eine Stube mit zwei vergitterten Verschlagen²¹, 1817 »in der Mezig« genannt (vermutlich nordöstliches Eckzimmer). Sein Arbeitsplatz bestand aus drei Tischen, einem großen und zwei kleinen Hackblöcken und vier Fleischrechen (Gestelle, an denen die Fleischvorräte unter der Decke aufgezogen wurden).²² Im Gewölbe darunter lagerte das Fleisch.²³ Ein weiteres Vorratsgewölbe diente vor 1767 als Hühnergewölbe mit einer »Stellage zu Aufhebung der Hühner mit Fachen«.²⁴ 1788 befand sich dort neben anderem Mobiliar »1 eiserner Fleischrechen in der Form eines Reifes«.²⁵ Im Gartengewächsgewölbe standen auf zwei Stellagen die Gartengewächse, vermutlich Gemüse und Kräuter.²⁶ Hier gab es auch einen Muckenschrank, zum Schutz vor Fliegen mit Gaze bezogen.

Neben dem Küchenbau stehen schließlich das Hühnerhaus, das täglich die frischen Eier in die Küche lieferte, und das Fischhaus.²⁷ In dem schlichten Fachwerkgebäude sind bis heute drei Wasserbecken erhalten, in denen die Fische gehalten wurden. Eine Rechnung der Küchenverwaltung von 1815/16 zählt 31 Fischarten auf, dazu Krebse und Austern.²⁸ In den Fehlbodenfüllungen fanden sich zahlreiche Austernschalen und Krebspanzer. Bei der Geflügelhaltung und dank der zahlreichen Jagden auch beim Wildfleisch konnte sich der Hof größtenteils selbst versorgen.

Zwar war nach König Friedrichs Tod die Ludwigsburger Hofhaltung stark verkleinert worden, aber der Wittumshof der Königin Charlotte Mathilde hatte ab 1816 noch immer einen stattlichen Personalstab. Die Hofökonomie-Verwaltung umfasste zwei Mundköche, einen Mundschenk, einen Küchenknecht, zwei Küchenmägde,

einen Silberkämmerling, zwei Silbermägde, einen Lichterjungen, einen Holzverwalter, eine Leinwandverwalterin und zwei Schlossknechte, die alle unter der Aufsicht des Hofintendanten Dambly standen.²⁹ Für die Zubereitung der Speisen blieb dem Hof der Königinwitwe »die Hofküche nebst Fischhaus und Geflügel-Stall« überlassen.³⁰ Für die kleinere Hofhaltung wurden aber Veränderungen im Küchenbau vorgenommen. Die Ökonomieverwaltung der Königin beantragte, dass die Decken und Wände in der Küche frisch geweißt werden sollten und die Einrichtung eines kleineren Backofens, da »die vorhandenen für den Bedarf der Oeconomie zu groß seyen und deswegen zu viel Holz kosten«.³¹ Das Inventar verzeichnet für die große Küche »auf 7 Feuerherden 7 eiserne Platten«.³² Für den Bratherd sind »zwei eiserne Feuerhunde in dem Bratfeuer samt eiserner Platten« aufgeführt und es konnte »ein großer tannener Feuerschirm vor das Bratfeuer« gestellt werden, damit der Koch nicht ständig der Hitze ausgesetzt war. In der Nordwestecke der Küche waren die Herde und der Warmhalteschrank verschwunden. Stattdessen stand hier jetzt ein eiserner Brunnentrog.³³ Das Küchenmobiliar bestand aus sechs großen harthölzernen Küchen-Tafeln, einem Hackblock aus Eichenholz und einer eichenen Fleischbank, dem Arbeitstisch des Metzgers.

In der Ritterküche gab es einen großen eingemauerten eisernen Kessel (vermutlich an Stelle des Ofens), zwei Herde, einen eiserner Brunnentrog, zwei große, zwei kleine und zwei festgemachte Küchentische.³⁴ Ein Plan um 1900 bezeichnet die Ritterküche schließlich als Waschküche.³⁵

Im Inventar von 1837 ist bereits vieles von der Kücheneinrichtung der Hofküche gestrichen. Schon um 1840 wurden ältere Gegenstände abgegeben. In der großen Küche standen noch eine Zeit lang die alten Herde, denn noch immer vermerkt das Inventar »auf 7 Feuerherden 7 eiserne Platten nebst noch mehreren anderen dergleichen Platten«, aber alle wurden schließlich 1868/69 verkauft.³⁶

Seit 1851 wurde der Küchenbau wohl kaum mehr zum Kochen benutzt, denn hier waren die Angeklagten der Revolution von 1848/49 im oberen Stock in Zellen eingesperrt. Die Prozesse fanden im gegenüber liegenden Ordenssaal statt.³⁷ Letztmals gekocht wurde in der Küche bei Anwesenheit der Königin Pauline, die sich zwischen 1865 und 1873 manchmal in den Sommermonaten in Ludwigsburg aufhielt. Als Hauptküche diente aber wohl die kleinere der Backkammer, denn hier wurden moderne Herde aufgestellt. 1849 war ein »Herd mit 7 gußeisernen Platten, wovon in zweien 1 Brille angebracht ist, mit kupfernem Wasserschiff« neu angeschafft worden (1868/69 verkauft).³⁸ Das Wasserschiff war ein seitlich am Herd angebrachter Behälter, in dem durch die Hitze des Herdfeuers gleichzeitig Wasser erwärmt werden konnte. Die Brille meint sicher zwei Kasserollen-Löcher. Dann gab es in dieser Küche noch einen modernen, 1865 neu angeschafften »Flor'schen Herd von Eisen mit 4 Bratöfen, oben mit eiserner Platte und 4 Brillen mit 2 Deckeln und 6 Ringen von Eisen, auf 2 Seiten senkrecht angebrachte Wasserschiffchen von Kupfer mit Deckel«.³⁹ Mit den Ringen konnten die Löcher zum Einhängen der unterschiedlich großen Kasserollen entsprechend vergrößert oder verkleinert werden.

Die Konditorei und die Kaffeekammer

1721 gab es in der Hofküche auch eine Konfektkammer, in der süße Backwaren hergestellt wurden.⁴⁰ Im ersten Nachakkord mit dem Baumeister Retti wurde dann vereinbart, im Erdgeschoss des Festinbaus eine Küche einzurichten, mit Gewölben für

Brot und Wein.⁴¹ Hier wurde aber 1767/88 die Konditorei mit der »Konditorei Kuchen« und der »Backkammer« untergebracht.⁴² Im Inventar von 1797 werden mehrere Backöfen erwähnt, u. a. »1 eiserner runder Konditoreiofen«.⁴³ Genauere Auskunft gibt das Inventar von 1822, obwohl zu diesem Zeitpunkt die Konditorei anscheinend nicht mehr benutzt wurde, denn überall waren alte Möbel abgestellt. In der Küche der Konditorei gab es eine kleine Tafel von Tannenholz, einen alten Tisch, einen kleinen verschließbaren Kasten von Tannenholz, eine alte Bank mit altem Hautelisse beschlagen, einen alten Tritt mit drei Stufen und an der Wand festgemachte alte Schüsselbretter (Regale zum Einstellen von Tellern und Schüsseln, die von einer Querleiste festgehalten werden). Von den Herden sind im Inventar nur die zwei eisernen Herdplatten erwähnt.⁴⁴

Im »Drehsier Zimmer« wurden die Backwaren angerichtet, denn »dressieren« bedeutet die Zubereitung und das gefällige Anrichten einer Speise.⁴⁵ Beim Backen bedeutet dies das Formen von Cremes oder Gebäckstücken mit dem Spritzbeutel. 1822 stand hier ein eiserner Kasten-Ofen, darüber »eine Brat-Kachel von Sturz« (also ein Bratofen aus Blech als Aufsatz). Ein abgetrennter Verschluss war die Trocken-Kammer. Darin stand ein Lattengestell zum Trocknen und Dörren von Obst. Im »Poßler Zimmer« arbeiteten die Knechte, vielleicht lebten sie auch hier, denn neben verschiedenen Kommoden, Tischen und Sesseln gab es im darüber liegenden Halbstock eine Bettstelle. Die »Povisions Kammer« war die Speisekammer. Im Gang standen »eine große Waag mit eichenen Waagbalken, die Waagschalen von Bretter, woran die Sailer sehr schadhafft«, zwei Steine zum Reiben von Mandeln, ein Pumpbrunnen, weitere Schränke, Bänke und ein zusammenlegbarer Tisch.⁴⁶

In der Konditorei waren zu König Friedrichs Zeiten zwei Hofkonditoren, ein Geselle, drei Konditoreijungen und zwei Possler beschäftigt. König Friedrich liebte die »Spezereyen«, im August 1814 verspeiste er z. B. 13 1/2 Pfund Konfekt.⁴⁷ Dabei konnte die Konditorei auf eigenes Obst zurückgreifen. Zitronen, Orangen und Feigen stammten aus den Orangerien in Ludwigsburg und Hohenheim. Auch Speiseeis wurde selbst hergestellt. Unterhalb des Alten Corps de logis befindet sich heute noch der Eiskeller mit einem Fassungsvermögen von 100 Kubikmetern. Dort wurden im Winter Eisblöcke vom Monrepos-See eingelagert. Das Speiseeis bestand aus gezuckertem Fruchtsaft, der in einer Eisbüchse in diesem Keller zum Gefrieren gebracht wurde.

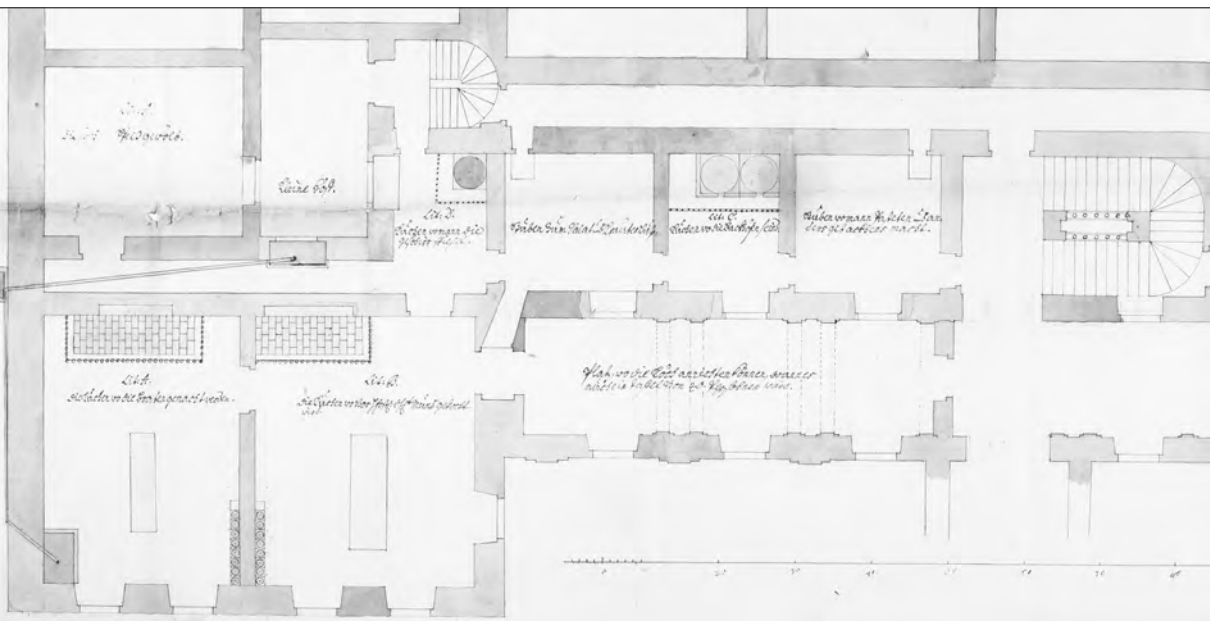
Für Kaffee, Schokolade und Tee war die Kaffeekammer zuständig. Sie befand sich mitsamt der Kaffeeküche im Erdgeschoss des Theaterbaues.⁴⁸ Hier arbeiteten ein Hof-Kaffeessieder, ein Reise-Kaffeessieder, der den König auf Reisen begleitete, und eine Kaffee-Magd. König Friedrich und Königin Charlotte Mathilde verbrauchten zusammen drei Pfund Kaffee pro Woche (der allerdings noch geröstet und gemahlen wurde) und Unmengen von Zucker.⁴⁹

Die Küchen im Neuen Corps de logis

Mit dem Bau des Neuen Corps de logis wurden im Erdgeschoss verschiedene Küchen eingerichtet, die die Hofküche entlasteten bzw. zeitweise ganz ersetzten. Dies geht aus einem Schreiben von 1752 hervor, in dem es heißt, dass die vormalige Hofküche wieder instand gesetzt werden sollte und die Küche im Erdgeschoss des Neuen Corps de logis aufzugeben sei.⁵⁰ 1770 wurde ein Bauüberschlag angefertigt, um die Küchen

zu Zimmern umzubauen: »In der ehemaligen großen Küche die Herdt und Casserol-Öfen auszubrechen, die Wandungen zu reparieren und zu weißen.«⁵¹

Ein Plan von Paolo Retti (um 1730) zeigt die Küchen im Neuen Corps de Logis, von denen heute nur wenige Spuren geblieben sind.⁵² Man betrat die Küche von den östlichen Arkaden aus und kam zunächst in einen Anrichteraum.⁵³ Es folgte die »Küchen, wo vor hochfürstl. dhl. Mund gekocht wird«, wo also die Speisen für den Herzog und seine Familie zubereitet wurden.⁵⁴ In der Ecke stand der große gemauerte Herd, auf dem eine eiserne Platte lag und darauf stand ein großer Feuerhund.⁵⁵ Eine »eiserne Platte an der Wand befestigt« hatte acht Löcher, in die Kasserollen eingehängt wurden. In der Mitte der Küche stand ein langer Arbeitstisch, zu dem es nur einen Stuhl gab. Es folgte die »Küchen, wo die Braten gemacht werden« mit einem Brunnen



Plan der Küchen im Neuen Corps de logis von Paolo Retti, um 1730.

in der Ecke.⁵⁶ Auf dem Herdblock der Bratenküche lag eine in die Wand gemauerte eiserne Platte, darauf standen drei Bratböcke, die die Bratspieße trugen. An der Seite stand ein Castrollherd mit acht Kasserolle-Löchern. Das Mobilium bestand aus einer großen Tafel.

Für die Wasserversorgung sollte Oberbaumeister Retti eine Dohle anlegen, »440 Schuh lang, nemlich von dem Haupt-Wasserreservoir an, so im vordem Hof an der neuen Gallerie gegen Orient [Ahnengalerie] steht, durch den mittleren Schloßhof bis unter der kleinen Communications-Gallerie [Galerie zum Festinbau], so an der dormaligen Kellern Stüblen stehet«. Die gemauerte Dohle sollte vor »wildem Wasser« geschützt sein, damit »das aus besagtem Haupt-Reservoir da durch und in die fürstliche Küche laufende gute Wasser sauber und rein dahin kommen möge«.⁵⁷ Bis zum

Bau der gemauerten Dohle wurde das Wasser von Osten durch die Schlosshöfe, die damals noch nicht gepflastert waren, in hölzernen Leitungen (Deicheln oder Teucheln) bis zur Küche geführt.⁵⁸

Gegenüber der Mundküche lag die »Küchen, wo man die Geschirr spühlt«.⁵⁹ Unter einem großen Rauchfang stand ein Herd mit einem eingelassenen Kessel, in dem das Spülwasser erhitzt wurde. Der Abdruck des abgebrochenen Rauchfangs ist heute noch an den Wänden sichtbar und erhalten ist auch der im Fenster eingelassene Spülstein mit dem Ausguss in den Lichthof. Im Gang daneben ist noch die steinerne Wasserleitung zu sehen, die das Wasser zum Brunnen in der Bratenküche führte.⁶⁰

Am Ende des Gangs kam man rechts in das Speisgewölbe, wahrscheinlich ein Vorratsraum, der auch vom Lichthof zugänglich ist. Das Gewölbe diente auch dem Küchenschreiber als Schreibstube, war dann aber ab 1767 die Stube des Aschenträgers.⁶¹ In seiner armseligen Stube, die kein Fenster hat, gab es einen eisernen Ofen, ein Kreuztischlein, acht hölzerne Sessel und einen alten Bettkarren. Das durch einen Verschlag abgetrennte Kohलगewölbe war seine Kammer.

Neben der Spülküche gab es eine »Stuben zum Salat und Kräuter lüften«, also wohl zum Trocknen.⁶² Daneben lag die »Küchen, wo die Backöfen seind«, also die Back- oder Pastetenkammer mit zwei großen Backöfen unter einem Rauchfang.⁶³ Der letzte Raum der Küche war dem Plan nach die »Stuben, wo man Pasteten und anders gebackhend macht«.⁶⁴ Hinter der Kavaliertreppe gab es noch eine Stube, »wo die Köch und andere Leuth, so zur Küch gehörig, speisen und sich aufhalten«. Von hier aus ging man auch austreten: Im Gang hinter dem Treppenhaus waren die Latrinen, von denen heute noch ein steinerner Toilettensitz erhalten ist.

In jedem Stockwerk des Neuen Corps de logis gab es zusätzlich mehrere kleine Küchen, in denen man zumindest Kaffee oder Schokolade zubereiten oder Speisen aufwärmen konnte. In der Beletage liegen solche Küchen an den westlichen und östlichen Enden des mittleren Dienerschaftsgangs. Eine etwas größere Küche liegt neben der Galerie des Gardesaals im zweiten Stock. Erhalten ist noch der breite Rauchfang, unter dem ein Herd stand. Größer war die Küche im Erdgeschoss bei der Silberkammer, die später als Waschküche diente. Nach dem Hiller-Plan von 1794 standen dort ein großer zweigeteilter Herd mit Herdplatte und einem Einsatz für einen Kessel und an der Seite ein Castrolherd mit drei Löchern. Das Inventar von 1817 vermerkt einen tannenen Kasten mit zwei Türen, zwei tannene Tische, einen tannenen Nachtstuhl samt Hafen, einen eingemauerter Kessel von Kupfer und zwei eiserne Platten auf einem Herd.⁶⁵ Königin Charlotte Mathilde hatte ihr Speisezimmer in der Bibliothek. Das Essen kam aus dem Küchenbau und wurde im Vorzimmer auf dem großen eisernen Rechaudofen warm gestellt.

Im späteren 19. Jahrhundert waren die Küchen im Ludwigsburger Schloss moderneren Bedürfnissen angepasst worden. Die Schlossbewohner hatten in den Wohnungen ihre eigenen Küchen. So gehörte z. B. auch zur Wohnung der Gräfin von Üxküll eine Küche. Sie war eine Hofdame der Königin Charlotte und bezog 1886 eine Wohnung im zweiten Stock des Neuen Corps de logis, während die Majestäten in der Marienwahl wohnten. Die Küche lag aber noch über der eigentlichen Wohnung im Dachstock (gegenüber von Raum 369). Dort stand ein Sparherd, ein eiserner, ausgemauerter so genannter »Darmstädter Herd« mit drei vollständigen Ringeinsätzen.⁶⁶

Als 1906 der Herzog von Urach sein Quartier bezog, befand sich die Küche mit einem Gasherd direkt in der Wohnung (Raum 267, heute Toiletten am Lichthof).⁶⁷

In der Küche standen laut Übernahmeprotokoll für die Wohnung: »2 weiße Tische mit Schubladen, 1 Ablauftisch, mit Zink beschlagen, 1 tannener Tisch, braun mit Schublade, 1 neuer Eimer unter den Ablauftisch, 1 Wasserbank, neu angeschafft, 1 Kehrlicheimer, 1 Tellerge­stell, 1 Stellbrett, 1 Löffel- und Deckelrechen, 1 Pfannenrechen, 1 Tellerge­stell, alt, 1 Gasherd mit 3 Kochlöchern und Schlauch.«

1900 bis 1932 wohnte Prinzessin Olga von Schaumburg-Lippe im westlichen zweiten Stock des Neuen Corps de logis, also im ehemaligen Appartement Herzog Carl Eugens. Zur Wohnung gehörten im Erdgeschoss eine Waschküche (Raum 7, die Küche bei der Silberkammer), eine Küche mit Speiseaufzug in den zweiten Stock (Raum 8) und eine Speisekammer (Raum 8a).⁶⁸ Nach 1919 gab es in der Wohnung immer wieder Verbesserungen, wie z. B. elektrisches Licht. 1920 wurde die Küche in den zweiten Stock verlegt mit dem Hinweis: »Bei dem Mangel an Brennstoffen kann der Betrieb der zur Hofhaltung I.K.H. Pr. Max gehörenden Küche im Erdgeschoss des Neuen Hauptbaus nicht aufrecht erhalten werden, da der große Herd bedeutende Mengen Holz und Kohle bedarf. Infolge des herrschenden Dienstbotenmangels ist auch eine Einschränkung im Personal erfolgt. Außerdem wird viel geklagt über die Kälte in der Küche und war dies schon mehrfach Veranlassung zum Weggang tüchtiger Köchinnen.«⁶⁹ Darum wurde im Anrichterraum im zweiten Stock ein Herd installiert, eine Spüle angebracht, eine Lüftungs­klappe in den Kamin gebaut, damit der Dunst abziehen konnte, und eine Tür angebracht, die sich automatisch schloss.

Die alte Waschküche im Erdgeschoss war wohl auch schon länger nicht benutzt worden. 1920 wurde die Wäsche in der Ritterküche im Küchenbau gewaschen. Wasch- und Brennmaterial mussten immer dorthin gebracht werden, was im Winter besonders unangenehm für die Dienstmädchen war. Die Waschküche sollte daher vom Küchenbau in die alte Küche der Prinzessin verlegt werden (Raum 8).⁷⁰



*Rechaudofen zum Warmstellen
von Speisen im Vorzimmer
der Königin Charlotte Mathilde.*

Essensreste und Verpackungen von Genussmitteln aus den Fehlböden des Schlosses

In den Fehlbodenfüllungen wurden neben diversem Küchengeschirr wie Milchkrügen, Dreibeingefäßen (Grapen), Tellern (sogar zerbrochene Teller aus Ludwigsburger Porzellan) oder Besteck auch einige Essensreste gefunden, z. B. Knochen, Fischgräten, Muscheln und Krebse. Es gibt aber auch Verpackungen von Genussmitteln wie Bonbonpapiere. Diese Essensreste vermitteln aber nur einen beschränkten Einblick

in die Teller und Töpfe bei Hofe, da es Einzelfunde sind, aus denen sich kein detaillierter Speiseplan rekonstruieren lässt, zumal viele Knochen und Kerne von Nagetieren in die Zwischenböden eingeschleppt worden sein könnten.

Werfen wir kurz einen Blick auf zwei Fundkomplexe aus dem Alten Corps de logis und dem Schlosstheater. Unter den Treppenstufen im Alten Corps de logis lagen neben Brieffragmenten und anderen Fundstücken Reste vom Kopf- und Brustpanzer sowie Zangen des Fluss- oder Edelkrebses, die man kochte. Diese Krebse leben in Bächen und Flüssen und sind heute eine bedrohte Art. Im Töpferort Neuenhaus (von dort stammt einiges der Gebrauchskeramik) war ein weiterer Wirtschaftszweig das Fangen von Krebsen aus der Schaich. Im Gegensatz zu heute kamen diese damals so reichlich vor, dass sie regelmäßig nach Stuttgart und Tübingen verkauft wurden. Austernschalen stammen aus dem Atlantik oder dem Mittelmeer. Dann gibt es noch das zerbrochene Haus einer Weinbergsschnecke und, passend zu den Muscheln und Krebsen, das abgeschnittene Unterteil einer Zitrone. Von Ziegen oder Lämmern (?), in jedem Fall Jungtiere, stammen zwei Unterkiefer. Sie haben noch das Milchgebiss, an einem sieht man, dass das Tier gerade im Zahnwechsel war.⁷¹

Im Schlosstheater wurden die meisten Essensreste gefunden. Aus dem Zuschauerraum stammen ein Beckenfragment vom Schaf (?) mit Schnittspuren, Schalen von Hühnereiern, aber auch Schädelfragmente mit dem Unterkiefer eines Eichhörnchens und ein Vogelskelett, wahrscheinlich ein Spatz. Aus dem Bühnenbereich stammen Hühnerknochen, Rippenfragmente vom Feld- oder Stallhasen und ein abgenagter Maiskolben. Im Gewichtsschacht wurde mehr gefunden, denn hier wurde alles Mögliche hineingeworfen. Von dort stammen Gänseknochen, Rippen von Schaf oder Ziege und von Rind oder Schwein, Beckenfragmente von Rind, Schaf oder Schwein und ein Fragment einer Schwarte (?). Dann wieder eine Austernschale, vier heimische Flussmuscheln⁷², ein Fragment eines Fischwirbels und Eierschalen. Hier fanden sich auch besonders viele Fruchtreste. Die Schale einer Zitrusfrucht (?), Pfirsich-, Zwetschen- und Aprikosenkerne, ein Stängel von Weintrauben, Obststiele von Äpfeln oder Birnen und Kirschen.

Im Übrigen stieß man während der Restaurierung überall im Theater auf Walnüsse, Haselnüsse, Esskastanien und Fruchtkerne. Die meisten Kerne sind von Mäusen abgebissen, wurden wahrscheinlich auch von den Tieren verschleppt. Die Menge der Kerne und die vielen dreieckigen Papiertütchen, die ebenfalls im Theater gefunden wurden, sprechen aber dafür, dass die Zuschauer Obst, Nüsse, Bonbons u. a. als Proviant mitbrachten.

Man kann sich gut vorstellen, dass Diener oder Handwerker Austern, Krebse und die Zitrone aus der Küche mitgehen und es sich im Treppenhaus schmecken ließen. Anschließend wanderten die Reste unter die Treppenstufen und wurden dort heimlich entsorgt. Allerdings zeigte sich im Bereich des Essens eine erstaunliche Liberalität. In der Regel blieben die Platten und Schüsseln gar nicht so lange auf dem Tisch, dass man von allem hätte kosten können. Es war aber den Bediensteten verboten, beim Abtragen der Tafel Speisen zu entwenden.⁷³ Der Maître d'Hôtel begutachtete die Speisen, die in die Küche zurückkamen. Was sich für eine weitere Verwertung eignete, stellte er beiseite, das meiste wurde aber an die Dienerschaft abgegeben.⁷⁴ Insgesamt stammen die Knochen aus den Fehlböden aber von fleischarmen Körperteilen (z. B. die beiden Unterkiefer), nur vom gängigen Hausgeflügel liegen auch fleischreichere Teile vor.

Welche Lebensmittel in der Küche verbraucht wurden, was alles auf dem Tisch landete, können wir einer Rechnung der Küchenverwaltung Stuttgart um 1803 entneh-

men.⁷⁵ Darin ist der Verbrauch an Fisch, Fleisch und Spezerei-Waren festgehalten: Austern, Kabeljau, Seefische, Hummer, französischer Essig und Senf, Bücklinge, Heringe, Sardellen, Kapern, Stockfisch, Laberdan (in Salzlake eingelegter Kabeljau), Stärkemehl, Ulmer Mehl, extrafeines und feines Öl, Magsamenöl (Mohnöl), Pistazien, Zitronen, süße Orangen, Schokolade, Raffinade- und Kandis-Zucker, großer Melis (grober gelblicher Zucker), Kaffee, Zitronat, Zibeben (Rosinen), süße Mandeln, »Caroliner Reis« (amerikanischer Langkornreis), ordinärer Reis, »Macis-Bluet« (Muskatblüten), »Negelen« (Gewürznelken), Zimt, weißer Pfeffer, schwarzer Pfeffer, Hirschhorn (Hirschhornsals als Backtriebmittel), Makkaroni und spanische Nudeln, Backblaten, Kochgerste, Sago, Oliven, Parmesan, Tee, Maroni und Kastanien, Vanille, Safran, Senfmehl, Anis, bittere Mandeln, dürre (getrocknete) Morcheln, dürre Trüffel, Hausen-Blase (Hausen ist ein Stöhr), Rindfleisch, Kalbfleisch, Hammelfleisch, Lämmer, Spanferkel, frische Rindszungen, Rindsmark, Nierenfett, Kalbsfüße, ungebrühte Kalbsköpfe, diverse Kalbsinnereien, Kalbsohren, Kalbshirn, Rindsgaumen, Salmen und Lachs, Forellen, Hechte, Karpfen, Aale, Barsche, Schleien, Grundlen, Weißfische, Gerste, Hafer, Welschkorn, extrafeines Mehl, »Mutschlen«⁷⁶, Brot, Roggenmehl, Hirsche, Wildkälber, Rehböcke, Rehkitze, Damwild, Wildschweine, Krametsvögel, Hasen, Fasanen, Feldhühner, Haselhühner, Wachteln, Schnepfen, Auerhähne, Lerchen, Wildgänse, Gänse, Enten, Kapaune, alte und junge Hühner, Tauben, Gänselebern, süßer Weinmost, gesottener Most, Kohlen, Salpeter, dürre und gesalzene Zungen, Kopfwurst, Braunschweiger Wurst, Schwartenmagen, Presskopf, Schinken, Pökelfleisch, dürrer Fleisch, dürrer Speck, frischer, Speck, Schweineschmalz, Bratwürste, Blutwürste, Leberwürste, Schweinedarm, Hirnwurst, Krebse, Butter, Schmalz, Eier, Rahm, Milch, Salz, Kümmel, Wacholderbeeren, frische Trüffel, Hafer- und Grießmehl, dürre Zwetschgen, Erbsen, Linsen, weiße Bohnen, »Schniz« (Kartoffeln?), Bierhefe, Senf, »Salz-Kukummern« (Gurken), Essigbohnen, Sauerampfer, Eingemachtes, Konfekt, Kirschen- und Himbeersaft.

Die Konditorei verbrauchte: trockene Früchte, Eingemachtes, Marmelade, »Essig-Weichsel« (Sauerkirschen?), Orangenblüten, Quitten-Käse (Gelee), allerhand Konfekt, weißes Konfekt, eingemachte Ananas, Himbeersaft, Kirschensaft, Johannisbeersaft, Kümmel-Likör, Zimtmandeln, allerhand Mandeln, Raffinade-Zucker, Kandiszucker, kleine und große Melis, Kaffee, Zitronen, Orangen, Feigen, Datteln, Rosinen, Äpfel, Birnen, Trauben, Pfirsiche, Zwetschgen, Nüsse, Ulmer Mehl, Stärkemehl, Anis, Zimt, Gewürznelken, Vanille, Muskatblüten, Safran, allerhand Käse, Pistazien, Sonnenblumen-Kerne, Zitronat, Maroni, Schokolade.⁷⁷

In der Kellerstube gab es fremde Weine, Landwein, Bier, Liköre, und Mineralwasser. Getrunken wurde auch Selterswasser, Pyramont Wasser, Wasser aus Bad Teinach, Vaihingen, Cannstatt und Berg und Rippoldsauer Wasser.⁷⁸

Neben den tierischen Essensresten fanden sich im Fundgut auch Verpackungen von Genussmitteln, vor allem viele Bonbonpapiere aus dem frühen 19. Jahrhundert bzw. Buntpapiere, in denen Konfekt eingepackt war.

Die einfachste Form der Verpackung waren schlichte, geklebte dreieckige Papiertüten, in denen vielleicht auch Obst oder Maroni verkauft wurden. Solche Tüten wurden in den Ludwigsburger Befunden zahlreich gefunden, vor allem im Schlosstheater. Manche Tütchen wurden aus zweitverwendeten Papieren gemacht. So ist ein im Spielpavillon gefundenes Tütchen aus einem Schriftstück »Weine im anderen Keller« mit den Jahreszahlen »1772, 1773« geklebt. Ein anderes Tütchen ist aus einer Buchseite geklebt, wieder ein anderes wurde aus einer Zeitung von 1819 gemacht.

Dass gerne Süßes genascht wurde, belegen schließlich 25 weiße Bonbonpapiere mit dem Aufdruck »Malzbonbons von E. Birkner in Breslau«, während in anderen Papieren Bonbons der Sorten »Citron«, »Punsch«, »Chocolade« und »Canel« (Canelle = Zimt) eingepackt waren.

Bei so viel Gaumenschmaus, Salzigem und Süßem, Austern und Punsch-Konfekt, wäre ein wirksames Magenmittel wünschenswert gewesen. Doch so etwas gab es erst später. Aus dem frühen 20. Jahrhundert erst stammt die Verpackung eines Kaugummis »Beeman's Pepsin Gum«. Der Arzt Edward Eugene Beeman (geb. 1840 in Ohio) hatte durch Beimischung des Verdauungsenzyms Pepsin Ende des 19. Jahrhunderts den Verdauungs-Gummi erfunden.

Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz ist eine Zusammenfassung zweier Kapitel meiner demnächst erscheinenden Dissertation: »Bei Herzogs an der Wand – bei Königs unterm Fußboden«. Graffiti und Depotfunde im Ludwigsburger Schloss. Eine Spurensuche und Spurensicherung zwischen »High & Low Art«.
- 2 Sabine Rathgeb: »Spezereyen« und Ananas. Labsal für den König, in: Schlösser Baden-Württemberg 4/2006 S. 3. Zur Stuttgarter Hofküche im 19. Jahrhundert siehe Eberhard Fritz: Bier und Gesinnsbrot für König Karl, in: Schlösser Baden-Württemberg 2/2007 S. 32-35.
- 3 Alle Angaben zur Hofküche entstammen folgenden Inventaren im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) oder bei der Schlossverwaltung Ludwigsburg (SVL): Inventar 1721 (HStAS A 21 Bd. 9, S. 358 ff.); Inventar 1767 (HStAS A 21 Bd. 11, S. 382 ff.); Inventar 1788 (HStAS A 21 Bd. 12, S. 380 ff.); Inventar 1795 (HStAS A 21 Bd. 13, S. 64 ff.); Inventar 1797 (SVL S. 384 ff.); Inventar 1817 (SVL S. 215 ff.). Der Küchenbau hat ab 1767 eine eigene Raumzählung, so dass die heutigen Raumnummern nicht ermittelt werden können, zudem wurde das Innere stark umgebaut.
- 4 Der »Küchenboszler« war ein Knecht. Die Bezeichnung kommt vom mundartlichen bosseln oder posseln, was die Verrichtung niederer Arbeiten meint; vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 2, Sp. 265 und Bd. 11, Sp. 2501. Zu den Berufsbezeichnungen in der Küche vgl. Krünitz, Oeconomische Encyclopädie, Bd. 54, S. 312 f.
- 5 HStAS E 221 Bü 122, Nr. 25 (Fischer-Plan); Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) FL 410/4 II Bü 758 (Rapp-Plan).
- 6 Die Inventare verzeichnen bis 1797 eine große Herdplatte und acht gelochte Kasserolle-Platten. 1797 vermerkt das Inventar (S. 386), dass eine Platte aus der großen Küche in die Ritterküche versetzt wurde.
- 7 Vgl. Walter Pötzl, Anni Hartmann: Geschirr und Gerät in alter Zeit, Augsburg 1995.
- 8 Gertrud Benker: In alten Küchen. Einrichtung, Gerät, Kochkunst, München 1987, S. 15 f.
- 9 Hans Eugen: Monrepos. Baugeschichte eines Lustschlosses, Stuttgart 1932, S. 14. Ein Plan von Carl von Schell (um 1760/65, erhalten in einer Fotografie im Landesdenkmalamt Stuttgart, Bild 4388) zeigt die ursprüngliche Konzeption der Küche.
- 10 Freundliche Auskunft von Herrn Bachmann, Kastellan in Monrepos.
- 11 Im Fischer-Plan ist auf der breiten Herdplatte in der Nordwest-Ecke ein hohles Gemäuer aufgesetzt, das vermutlich den gemauerten Wandschrank darstellt.
- 12 Ein Kreuzfußtisch ist ein einfacher Tisch, dessen Platte auf im rechten Winkel sich kreuzenden Füßen aufliegt (wie bei einer Schere); Krünitz Bd. 49, S. 173. Ein Stollfußtisch ist ein Tisch, der auf Stollen steht (kurze dicke Stützen bzw. starke massive plumpe Füße), denn einen Stollfuß nennt man auch einen Klumpfuß; Krünitz Bd. 174, S. 464.
- 13 Inventar 1721, S. 359; Inventar 1767, S. 383; Inventar 1788, S. 381.
- 14 Inventar 1797, S. 386.

- 15 Den Wasserstein und den Reibmörser zeigt der Fischer-Plan vermutlich an der Südwand.
- 16 Zu sehen auf dem Fischer-Plan. Die Inventare 1767/1788 führen drei eiserne Backofentüren auf; Inventar 1767, S. 384; Inventar 1788, S. 383.
- 17 Inventar 1797, S. 387. Der Fischer-Plan zeigt am Herd an der Südwand (ohne Rauchfang) einen Block mit quadratischer Aussparung. Hier konnte wohl der Mörser eingesetzt werden.
- 18 Inventar 1721, S. 358; Inventar 1767, S. 384; Inventar 1788, S. 384.
- 19 Inventar 1721, S. 359.
- 20 Inventar 1721, S. 360.
- 21 Inventar 1767, S. 384; Inventar 1788, S. 385.
- 22 Inventar 1817, S. 234h.
- 23 Inventar 1721, S. 360; Inventar 1767, S. 386; Inventar 1788: »Ein Gewölbe, ehemals für Äpfel, jetzt für das Fleisch des Hofmetzgers«.
- 24 Inventar 1767, S. 386. Diese Funktion ist im Inventar durchgestrichen.
- 25 Inventar 1788, S. 387.
- 26 Inventar 1767, S. 388; Inventar 1788, S. 388.
- 27 1729/30 wurde das alte Hühnerhaus abgebrochen und neu errichtet. Tagelöhner hatten den Bauplatz planiert; HStAS A 19a Bd. 975, S. 196.
- 28 Rathgeb (wie Anm. 2) S. 3.
- 29 Staatshandbuch 1824, S. 24; Staatshandbuch 1828, S. 25.
- 30 HStAS E 221 I Bü 111, Übergabeprotokoll vom 6.2.1818. Vgl. Inventar 1817, S. 230 ff. (das Inventar von 1822, S. 100 ff., ist identisch).
- 31 HStAS E 221 I Bü 112, Schreiben an das Präsidium der königl. Hof- und Domänenkammer 20. Juni 1817.
- 32 Inventar 1817, S. 232h. Im Übergabeprotokoll vom 6.2.1818 heißt es: »In der Schloßküche 7 große und kleine eiserne Herd und Kochplatten und 2 eiserne Bronnentröge« (HStAS E 221 I Bü 111).
- 33 Der Plan des Bezirksbauamts um 1900 (StAL FL 410/4 II Bü 758) zeigt den großen Küchenraum leer, mit dem Hinweis, dass er jetzt als Wintergarten und Wagenremise benutzt wird. In der nordwestlichen Ecke steht der Brunnentrog, ein weiterer im Gang zwischen Hofküche und Ritterküche (jetzt Waschküche). Der Fischer-Plan zeigt hier eine unklare Situation: An der Westwand befindet sich scheinbar ein Brunnen mit Rohrleitungen und einem Abfluss nach außen (?).
- 34 Inventar 1817, S. 233.
- 35 StAL FL 410/4 II Bü 758, Plan des Bezirksbauamts von Herzog um 1900.
- 36 Inventar 1837, S. 357.
- 37 Ein Plan zeigt den mit Zellen umgebauten Küchenbau; StAL FL 410/4 II Bü 758.
- 38 Inventar 1837, S. 353.
- 39 Inventar 1837, S. 354.
- 40 Inventar 1721, S. 358.
- 41 HStAS A 248 Bü 2243, »Zweiter Accord oder Ersterer Nach-Accord, so mit dem Oberbaumeister Retti getroffen auf Georgi Anno 1729«.
- 42 Inventar 1797, S. 108 ff.; Inventar 1822a, S. 414h ff.
- 43 Inventar 1797, S. 119.
- 44 Inventar 1822a, S. 427h.
- 45 Krünitz Bd. 9, S. 622. Grimm Bd. 2, Sp. 1406: Dressieren = zum Gebrauch dienlich machen. Dressieren meint aber auch Geflügel, Fisch oder Fleisch durch Zusammenbinden in die gewünschte Form bringen.
- 46 Inventar 1822a, S. 421h, 424f, 426h, 428h.
- 47 Rathgeb (wie Anm. 2) S. 3.
- 48 Inventar 1797, S. 223 f.
- 49 Rathgeb (wie Anm. 2) S. 4.
- 50 HStAS A 21 Bü 518, Schreiben vom 4.8.1752.
- 51 HStAS A 21 Bü 518, Bauüberschlag vom 26.7.1770. Nach dem Inventar von 1767 war die Küche im Neuen Corps de logis noch eingerichtet, erst 1788 stehen die Küchen leer (Inventar 1788, S. 259 ff.). Da der Hiller-Plan von 1794 (Städtisches Museum Ludwigsburg) immer noch die Rauchfänge in der Küche zeigt, wurden die Herde vielleicht erst im 19. Jahrhundert abgebrochen.

- 52 Der Plan der Küche liegt fälschlich einem »Überschlag wegen der Erbauung einer neuen Kuchen in dem fürstl. Schloss zu Stuttgart« vom 23.12.1735 bei (HStAS A 21 Bü 518). Der Fischer-Plan um 1794 zeigt in den Räumen 16, 17 und 18 die Rauchfänge der Herdstellen und in Raum 14 die Backkammer mit zwei Öfen mit ovalem Grundriss. Der Hiller-Plan von 1794 (Städtisches Museum Ludwigsburg) zeigt die Herde an der gleichen Stelle.
- 53 Die folgende Beschreibung der Küchen folgt dem Inventar 1767, dem auch die Zitate entstammen.
- 54 Im Plan Lit. B, Inventar 1767, S. 264, Raum Nr. 236, heute Nr. 17. 1770 sollte darin in Zukunft der »Cammertisch platziert« werden (also der Speiseraum für die Bediensteten).
- 55 Der Plan zeigt den Herd als Block aus Ziegeln gemauert. Fest eingebaute Elemente erwähnt das Inventar nicht, daher ist der Herd nur über die lose aufliegende Herdplatte nachweisbar.
- 56 Im Plan Lit. A, Inventar 1767, S. 265, Raum Nr. 237, heute Nr. 16.
- 57 HStAS A 248 Bü 2242, vierter Akkord mit Baumeister Retti vom 19.5.1731. Möglicherweise bestand immer noch die Planung, die ganze Hofküche im Festinbau unterzubringen.
- 58 HStAS A 248 Bü 2242, »Erleuterungen über ein und andern Anfragen, die mit dem Retti getroffen Accorde betreffend«, 9.8.1734.
- 59 Im Plan Lit. D, Inventar 1767, S. 265, Raum Nr. 238, heute Nr. 18.
- 60 Sie durchquert allerdings wesentlich kürzer den Gang, als es im Plan eingezeichnet ist, was nahe legt, dass der Brunnen sich ursprünglich auch an einer anderen Stelle befunden hat. Der Wandbrunnen, den der Plan im Gang zeigt, scheint heute vermauert zu sein.
- 61 Inventar 1767, S. 267, Raum Nr. 240/41, heute Nr. 19.
- 62 Heute Raum 15.
- 63 Im Plan Lit. C, Inventar 1767, S. 266, Raum Nr. 238, heute Nr. 14.
- 64 Heute Raum 12.
- 65 Inventar 1817, S. 206.
- 66 StAL FL 410/4 II Bü 668, »Beschreibung und Übergabe der Wohnung, welche nach Dekret vom 24. März 1886 der Palastdame Ihrer Majestät Königin Charlotte, Gräfin v. Üxküll [...] eingeräumt wurde«. Es handelt sich um die Zimmer 260-265 im 2. Stock des Neuen Corps de logis.
- 67 StAL F 1/66 Bd. 235, Verzeichnis der Wohnung für den Herzog von Urach. Es handelt sich um die Zimmer 254, 256-258, 266 im 2. Stock des Neuen Corps de logis.
- 68 StAL FL 410/4 II Bü 727, Bericht der Bau- und Bergdirektion an das Bezirksbauamt, 6. Dezember 1919. Der Schacht des verschlossenen Aufzugs zeichnet sich noch heute an der Decke in Raum 8 ab.
- 69 StAL F 1/66 Bd. 256, Kostanschlag des Bezirksbauamts, 28.5.1920.
- 70 StAL FL 410/4 II Bü 727, Schreiben der Hofhaltung der Prinzessin Max, 13.9.1920.
- 71 Für freundliche Hinweise zu den Tierknochen danke ich Herrn Bechmann, Naturkundemuseum Bamberg.
- 72 Eine Muschel enthält Farbreste, sie diente wohl zum Anmischen von Farbe.
- 73 Eberhard Fritz: Knecht, Kutscher, Koch, Kammerdiener, König. Zur Sozialgeschichte des königlichen Hofes in Württemberg (1806 bis 1918), in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 66 (2007) S. 267, S. 280 (Hofordnung 1807, § 11: »Verbot der Entwendung von Speisen beim Abtragen der Tafel«).
- 74 Bei Jürg Altweg: Die Kochkunst geht auf die Straße. Der Siegeszug des Restaurants in der Französischen Revolution, in: Uwe Schultz (Hrsg.): Speisen, Schlemmen, Fasten. Eine Kulturgeschichte des Essens, Frankfurt/M. 1993, S. 269-283, hier S. 271 f. heißt es: »Sie aßen zwar auch damals getrennt von den Herrschaften – und nach ihnen –, doch wurden sie vor der Revolution für durchaus würdig befunden, das gleiche feine Fleisch und die sonstigen Kostbarkeiten zu essen wie die Adligen. Diese Variante des kulinarischen Klassenkampfes wurde erst vom Bürgertum, dessen Personal nur die minderwertigen Stücke bekam, durchgesetzt.«
- 75 HStAS A 21a Bü 12. Vgl. dazu auch das Verzeichnis bei Eberhard Fritz: Der württembergische Hof im frühen 19. Jahrhundert, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 61 (2007) S. 43-62, S. 58 f.
- 76 Die Mutschel ist ein aus Reutlingen stammendes, traditionelles sternförmiges Gebäck aus einem mürben Hefeteig mit acht Zacken.
- 77 HStAS A 21a Bü 13, Lit. D.
- 78 HStAS A 21a Bü 13, Lit. F.

Klassizismus und Empire in Schloss Ludwigsburg

Der Umbau der Sommerresidenz unter König Friedrich I. von Württemberg und Königin Charlotte Mathilde

von Rolf Bidlingmaier

Nach dem Tod von Herzog Friedrich Eugen im Dezember 1797 bestieg dessen Sohn, Herzog Friedrich II. (1754-1816), den württembergischen Thron. Unter dem Einfluss Napoleons kam es in den folgenden Jahren in Europa und damit auch in Württemberg zu tiefgreifenden Veränderungen. Durch den territorialen Zugewinn entstand aus dem Herzogtum Württemberg ein deutscher Mittelstaat. Der Herzog avancierte 1803 zum Kurfürsten und 1806 zum König.

König Friedrich I. wurde zum Schöpfer des modernen württembergischen Staates. Er hob gegen den Widerstand der Ehrbarkeit die altwürttembergische landständische Verfassung auf und baute die Verwaltung nach modernen Grundsätzen um. Im Sinne des aufgeklärten Absolutismus hatte er stets das Wohl seines Landes im Auge, wollte über alles unterrichtet sein und alle Entscheidungen selbst treffen. Allerdings fielen diese nicht immer glücklich aus. Dies kennzeichnet auch die klassizistischen Umbauten im Ludwigsburger Schloss, die ohne ein einheitliches Konzept und meist in großer Eile vor sich gingen.¹ Wegen seiner diktatorischen Art, die keine Kritik zuließ, seiner Ungeduld und seiner Rücksichtslosigkeit war König Friedrich I. von seinen Untertanen mehr gefürchtet als geliebt.²

Gleich nach seinem Regierungsantritt verlegte er die Sommerresidenz von Hohenheim nach Ludwigsburg.³ Allerdings waren Schloss und Stadt in einen Dornröschenschlaf gefallen, seitdem Herzog Carl Eugen die Residenz 1775 nach Stuttgart zurückverlegt hatte. Die Innenausstattung des Schlosses entsprach nicht mehr dem damaligen Zeitgeschmack. So notierte Johann Wolfgang von Goethe bei seinem Aufenthalt in Ludwigsburg Ende August 1797 über das Schloss: »Das bekannte geräumige Schloß sehr wohnbar, aber sowohl das alte als das neue in verhältnismäßig bösem Geschmack ausgeziert und möbliert.«⁴

Die Umbauten im Ludwigsburger Schloss unter König Friedrich I. und seiner Frau Charlotte Mathilde leitete Hofbaumeister Nikolaus Friedrich von Thouret (1767-1845). Thouret kam von der Malerei zur Architektur. Auf Vermittlung von Goethe war er 1798/99 bei der Neuausstattung des Residenzschlosses in Weimar tätig, entschied sich aber dann für eine weitere Tätigkeit in Württemberg. 1799 wurde er zum Hofbaumeister ernannt. Aufgrund der guten Zusammenarbeit mit König Friedrich I. blieb er bis 1817 in dieser Funktion und betreute alle wesentlichen Bauprojekte des Königs. Er vertrat als Hofbaumeister einen etwas nüchternen Klassizismus.⁵

Im Ludwigsburger Schloss überformte Thouret den größten Teil der Innenräume im klassizistischen Stil, wobei immer wieder barocke Teile mit in die Dekorationen einbezogen wurden. Zur Ausführung dieser Arbeiten stand Thouret eine ganze Equipe von Hofkünstlern und Kunsthandwerkern aus Stuttgart zur Verfügung. Zu ihnen

zählten die Stuckatoren Johann Gottlieb Friedrich⁶, Ludwig Mack⁷, Heinrich Hofmann⁸, Wilhelm Fossetta⁹ und Carl Schmidt¹⁰, die ihre Ornamente zum Teil nach Vorlagen des Hofbildhauers Antonio Isopi¹¹ anfertigten. Dazu gehörten ferner die Bildhauer Georg Matthäus Schmid¹², Johann Wilhelm Ziegler¹³, Gottfried Marx¹⁴, Friedrich Göppel¹⁵ und Bernhard Frank¹⁶, die Dekorationsmaler Viktor Heideloff¹⁷ und Jean Pernaux¹⁸, Hofebenist Johannes Klinckerfuß¹⁹, die Vergolder Jean Heideloff²⁰, Christoph Braun²¹ und Carl Spitznas²² sowie der Marmorierer Anton Nissle²³. An den Arbeiten beteiligt waren darüber hinaus Kunsthandwerker und Handwerker aus Ludwigsburg, so die Schreiner Friedrich Heiligmann²⁴ und Johann Wilhelm Blaufelder²⁵, der Glaser Andreas Viehhäuser²⁶ und der Schlosser Carl Fortschunk²⁷. Die Marmorierer und Stuckatoren Eugen Schweiger²⁸ und Kaspar Seegmiller²⁹ entstammten der Wessobrunner Stuckatorenschule.

Verlegung der evangelischen Hofkapelle

Die Umbauarbeiten im Ludwigsburger Schloss begannen mit der Verlegung der evangelischen Hofkapelle aus der Ordenskapelle in die bislang katholische Schlosskapelle. Die Ordenskapelle wies damals erhebliche Feuchtigkeitsschäden auf. Als Herzog Ludwig Eugen während seiner kurzen Regentschaft 1794 seine Sommerresidenz in Ludwigsburg aufschlug, kam der Kirchenrat um eine Reparatur nicht umhin. Wegen der auf 3612 fl. (fl. = Gulden) veranschlagten Renovierungskosten fragte er bei Oberbaudirektor Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer nach, ob nicht »die mit Vergoldungen und Verzierungen zu reichlich versehene Kapelle nach dem heutigen Geschmack mehr simplificirt und dadurch ein Theil der Reparationskosten erspart werden« könnte. Fischer riet jedoch davon ab, da es sonst zu einem Missverhältnis in der Dekoration käme.³⁰ Durch den Tod des Herzogs blieb die Angelegenheit bis zum Februar 1798 liegen.

Da Herzog Friedrich II. im Gegensatz zu seinen Vorgängern evangelisch war, schlug der Kirchenrat vor, »die katholische als die ursprüngliche Hofkapelle für Höchstdero Gottesdienst zu widmen, welche dem äußerlichen Vernehmen nach solider, mit edler Simplicität und aller erforderlichen Bequemlichkeit gebaut ist«. Dem Kirchenrat ging es dabei vor allem um die Einsparung der Reparaturkosten in der Ordenskapelle. Friedrich II. entschied im Mai 1798, dass die evangelische Hofkapelle in die Schlosskapelle verlegt werden sollte.³¹

Im Juni 1798 wurden die Kanzel, die Orgel, der Altar und das Gestühl aus der Ordenskapelle in die Schlosskapelle übertragen. Dort mussten die bisherigen Seitenaltäre abgebrochen, der Hauptaltar umgebaut sowie der Stuckmarmor an den Wänden und am Gesims ergänzt werden. Die Marmorierer Eugen Schweiger und Anton Nissle ergänzten und polierten den Stuckmarmor. Die Stuckatoren Ludwig Mack und Sigmund Hezel schufen die Stuckdekorationen mit Abendmahls- und Passionsymbolen an den Säulensockeln des Altars. Obgleich die Arbeiten aufgrund des Durchzugs fremder Truppen im März 1799 vorübergehend eingestellt werden mussten, konnte die evangelische Schlosskapelle an Pfingsten 1799 eingeweiht werden. Die Umbaukosten betrugen insgesamt 7667 fl., mehr als doppelt so viel, wie fünf Jahre vorher für die Renovierung der Ordenskapelle veranschlagt worden war. Der eigentlich auf Kostenersparnis zielende Vorschlag des Kirchenrats hatte sich somit ins Gegenteil verkehrt.³²

Umbau der Bildergalerie

Die erste große Umbaumaßnahme im Schloss unter dem nunmehrigen Kurfürsten Friedrich bildete die Neugestaltung der Bildergalerie (R 231 - 233) in den Jahren 1803 bis 1805. Im Oktober 1803 bestellte die Bau- und Gartenkommission Ludwigsburg für die Bildergalerie vier große Kanonenöfen im Eisenwerk Königsbronn. Bei einem Aufenthalt in Königsbronn entschied Kurfürst Friedrich, dass die Öfen glatt und ohne Ornamente gegossen werden sollten.³³



Bildergalerie

Ein paar Tage später erfolgte der Abschluss eines Akkordes mit Hofschreiner Friedrich Heiligmann über die Neuverlegung des Fußbodens und die Anfertigung von vier neuen Doppeltüren. Die Bau- und Gartenkommission übersandte den Akkord an Kurfürst Friedrich zur Genehmigung: »Serenissime! Euer [kurfürstliche Durchlaucht] haben gnädigst zu befehlen geruhet, daß in den beeden Gallerien des hiesigen Schlosses neben denen anderen gnädigst befohlenen Veränderungen auch der Fußboden aufgebrochen und anders gelegt, auch vier neue Doppelthüren gemacht werden sollen. Die Bau- und Gartencommission hat hierauf den Fußboden untersuchen lassen, um zu erfahren, wie viel noch von dem alten Fußboden wieder bey der Umarbeitung benutzt werden könne und wie viel neues Holz dazu nöthig ist.« Nachdem sich gezeigt hatte, dass das alte Holz nur für zwei Drittel des neuen Fußbodens hinreichend war und »wenigstens ein Drittel neues Holz dazu nöthig seyn wird«, ließ die Bau- und Gartenkommission einen Kostenvoranschlag aufstellen und legte diesen den Ludwigsburger Schreinermeistern vor. Hofschreiner Heiligmann forderte für die Arbeit zunächst 776 fl., ging jedoch bei der Vergabe auf 671 fl. herunter. Kurfürst Friedrich genehmigte den Akkord mit Heiligmann schon am darauf folgenden Tag.³⁴

Aufgrund der Funktion als Bildergalerie wurden die Fenster im unteren Bereich vermauert, um mehr Platz für die Aufhängung der Bilder zu gewinnen. So entstanden im Raum ovale Fenster, so genannte Ochsenaugen, während an der Fassade schon aus Gründen der Symmetrie unter den Kreuzstöcken die alten Fenster als Blindfenster erhalten blieben. Nachdem Kurfürst Friedrich die Probeanfertigung eines Ochsenauges genehmigt hatte, schloss die Bau- und Gartenkommission einen Akkord »sowohl über die Rahmen und Verglasung zu denen in diese Gallerie nöthigen 24 Stück dergleichen Fenster, als auch über die dazu nöthigen Beschläge und zugleich über die nöthigen Berechneten die Arbeit auf 540 fl., doch erklärte sich Schreiner Blaufelder bereit, die Fenster um 288 fl. zu übernehmen, und Schlosser Fortschunk wollte die Beschläge für 110 fl. anfertigen. Kurfürst Friedrich genehmigte die Akkorde mit Blaufelder und Fortschunk, »als keine wohlfaillern Preise zu erhalten sind«. Schreiner Blaufelder baute die Ochsenaugenfenster bis zum Frühjahr 1804 ein.³⁵

Zwischen Oktober 1803 und September 1804 erhielt die Bildergalerie eine neue Wandgliederung mit toskanischen Pilastern. Die Stuckarbeiten führten die Stuckatoren Eugen Schweiger, Kaspar Seegmiller und Heinrich Hofmann aus.³⁶ Die Kapitelle der Pilaster lieferte Stuckator Carl Schmidt, während die kannelierten Pilasterschäfte auf Schweiger zurückgehen.³⁷ Einen besonderen Schmuck erhielt der Raum in der Mittelachse durch das von dem Bildhauer Philipp Jakob Scheffauer 1805 aus Carraramarmor geschaffene Porträtmedaillon des Kurfürsten Friedrich.³⁸ Das Medaillon wird von einem Rahmen und einer Wandfläche aus weißem und blauem Marmor umgeben, zu der der Marmor unter Leitung von Marmorierer Anton Nissle in Stuttgart geschliffen wurde.³⁹ Den unter dem Medaillon befindlichen offenen Kamin fertigte der Bildhauer Antonio Isopi.⁴⁰ Der gegenüber dem Porträtmedaillon von König Friedrich in einer Nische stehende Apollo von Bildhauer Pierre François Lejeune sowie das mit Marmor verkleidete Postament stammen aus dem Bibliothekszimmer von Schloss Hohenheim und wurden 1804 auf Veranlassung von Kurfürst Friedrich nach Ludwigsburg überführt.⁴¹ Galerieinspektor Johannes Danner suchte die Bilder im Schloss und im Grafenbau zusammen und firmisste sie neu, ehe sie in der Bildergalerie aufgehängt wurden.⁴²

Umbau der Ahnengalerie

Kaum waren die Arbeiten in der Bildergalerie beendet, begann im Frühjahr 1805 der Umbau der Ahnengalerie (R 164-166). Schon im Oktober 1803 war die Neuverlegung des Fußbodens und die Anfertigung von zwei Doppeltüren an Hofschreiner Friedrich Heiligmann verakkordiert worden.⁴³ Im April 1804 beauftragte Kurfürst Friedrich den Hofmaler Philipp Friedrich Hetsch, in den kurfürstlichen Schlössern nach Porträts von Mitgliedern des Hauses Württemberg zu suchen, um diese als Vorlage für noch anzufertigende Kopien zu verwenden.⁴⁴ Anfang März 1805 nahm Kurfürst Friedrich »die von dem Hofbaumeister Thouret projectirte neue Einrichtung der churfürstlichen Familiengemäldegalerie« in Augenschein und erteilte derselben »durchgängig Höchst Ihre Aprobation«. Thouret sollte sich wegen der Ausführung mit der Baukommission in Verbindung setzen und Hofmaler Johann Baptist Seele »zu Copirung der dahin gehörigen Gemälde« veranlassen. Seele wollte sich das Geschäft »nach Kräften angelegen sein lassen«.⁴⁵



Ahnengalerie

Auch in der Ahnengalerie wurde die bisherige Wandgliederung entfernt. Stattdessen verkleideten die Marmorierer Eugen Schweiger und Johann Abraham Wolff in Zusammenarbeit mit Stuckator Johann Gottlieb Friedrich und Quadrator Jakob Kärcher im Lauf des Jahres 1805 die Wände mit verschiedenfarbigem Stuckmarmor.⁴⁶ Die Vergoldungen führte zwischen Oktober 1805 und Sommer 1806 der Vergolder Carl Spitznas aus.⁴⁷ Da die Bildnisse der württembergischen Herzöge bislang oben einen halbrunden Rahmen hatten, musste Galerieinspektor Johannes Danner an den Gemälden oben Ecken ansetzen. Andere Bildnisse, darunter ein Porträt von König Friedrich I., wurden neu geschaffen.⁴⁸ Während in der Bildergalerie die weißen Wände und Pilaster einen kühlen Kontrast zum Deckenfresko und zum Parkettboden bilden, fügt sich die farbige Stuckmarmorverkleidung der Ahnengalerie mit dem Deckenfresko und dem Parkettboden zu einem farblich einheitlichen Raumbild zusammen.

Räume unter den Galerien

Bis zur Zeit König Friedrichs waren die beiden Galerien im Erdgeschoss durchgängig offen. Erst im Jahr 1809 wurden die Bögen im Erdgeschoss bis auf einen mittleren Durchgang vermauert und damit unter jeder Galerie je zwei abgeschlossene Räume geschaffen. Unter der Bildergalerie waren dies zwei Gewehrkmern und unter der Ahnengalerie ein Speisesaal und eine Wachtstube für die königliche Garde.⁴⁹

Modernisierung der Appartements im Neuen Corps de logis

In einer ersten Umbauphase erfolgte zwischen 1802 und 1806 die Instandsetzung der Vor- und Audienzzimmer und damit der Zeremonialräume in den Appartements des Herrscherpaares. Zwischen 1809 und 1811 ist im Appartement des Königs eine zweite Umbauphase zu verzeichnen, die sich auf das Privatappartement König Friedrichs sowie das Registratur- und das Schlafzimmer beschränkte. Das Privatappartement der Königin wurde erst in der Witwenzeit Charlotte Mathildes zwischen 1816 und 1824 einer Neugestaltung unterzogen.

Das Appartement der Königin

Vorzimmer der Königin

Das bisherige blaue Vorzimmer der Herzogin (R 147) wurde im Sommer 1802 zum Billardzimmer umgewidmet. Im Juli befahl Herzog Friedrich, das in Stuttgart vorrätige Billard nach Ludwigsburg zu transportieren und »dasselbst in dem neuen Billardsaal aufstellen zu lassen«. Schon im Frühjahr 1802 hatte der Raum ein neues Hauptgesims erhalten. Die Stuckarbeiten führten die Stuckatoren Carl und Gottlieb Schmidt sowie Eugen Schweiger aus. Im Januar 1803 wünschte der Herzog, dass die Wandbespannung, das Mobiliar und die Gemälde verändert werden sollten. Wegen einer neuen Wandbespannung legte Oberschlosshauptmann von Kniestedt zwei Muster gelben Stoffes aus Lyon vor. Hinsichtlich der Bilder schlug er die im Magazin befindliche Sammlung des Galeriedirektors Adolf Harper mit Gemälden italienischer Altertümer und Ansichten vor. »Alle diese Tableaus haben zwar vergoldete, aber etwas schmale Rahmen. Wenn daher Euer Herzogliche Durchlaucht von denen unterthänigst vorgelegten Damastmustern zur gnädigsten Auswahl keines schön finden sollten, so dürfte dadurch geholfen werden können, wenn die Wände des unterthänigst bemelten Zimmers mit Boiserie bezogen, die Tableaus darein eingepaßt und der noch wenig übrigbleibende Raum durch den neu gnädigst angestellten Hoflackir lackirt und mit einer gnädigst zu bestimmenden Farbe angelegt würde. Der gnädigste Befehl zur Ausführung dieser letzteren Arbeit würde den großen Vortheil gewähren, daß man mehr Meister über die bältere Verfertigung wäre, als über die so lange dauernden Bestellungen in Lyon.« Herzog Friedrich entschied sich jedoch gegen die Boiserie und für den hellgelben Damast: »Ist das gelbe Muster zu bestellen, wenn es in zwei Monaten fertig, ist es auch gut genug.« Ende Januar 1803 wurde die letzte Lieferung von gelbem Damast für das Billardzimmer auf Ende März versprochen, »wovon nur noch die Meubles in bemeltes Zimmer zu beziehen wären, welche Arbeit längstens 8 Tage dauern kann«. ⁵⁰

Assembléezimmer der Königin

Zeitgleich mit dem Vorzimmer wurde auch das Assembléezimmer (R 148) erneuert. Im Frühjahr 1802 erhielt der Raum ein neues Stuckgesims. Oberschlosshauptmann von Kniestedt übergab im September 1802 Musterzeichnungen über Bordüren und Fransen aus Lyon. Der blaue Atlas für die Wandbespannung war damals »in voller Arbeit«. Im Januar 1803 befand sich ein großer Teil der Bordüre aus Lyon auf dem Weg nach Ludwigsburg. Im folgenden Monat legte Kniestedt Risse und Überschlüge über die Kronleuchter für das blaue Assembléezimmer vor, wobei er empfahl, den

Lüster mit zwölf Lichtern in der Mitte des Raumes aufzuhängen, »da die Verzierungen am Plafond voriges Frühjahr eigens hiezu angebracht wurden«. Die beiden Lüster mit acht Lichtern sollten den großen Lüster links und rechts flankieren. Herzog Friedrich genehmigte die vorgelegten Risse und Überschläge. Die Ausführung übernahmen die Gürtler Dahlmann und Ostertag.⁵¹

Audienzzimmer der Königin

Im Januar 1806 wurde Württemberg zum Königreich erhoben. Dies bildete den Anlass für eine Neugestaltung des Audienzzimmers der Königin (R 149) im Frühjahr 1806.⁵² Noch im Januar 1806 befahl König Friedrich, »dass das Audienzzimmer der Königin in Ludwigsburg in dem Lauf dieses Winters ebenfalls neu hergerichtet werde.



Audienzzimmer der Königin

Der Plafond von überflüssigen Zierathen gesäubert, das Zimmer mit rothem Damast von dem aus Lyon oder Frankfurt erhaltenen ausgeschlagen, die Rückseite des Throns und dessen obere Decke aber von rothem Samt mit einfachen goldenen Tressen besetzt, ausgeschlagen werde. Sechs Tabourets machen das ganze Ameublement des Zimmers aus und werden mit rothem Damast beschlagen. Der Soggel aber wird mit rothem Samt bezogen.«⁵³

Unverzüglich begannen die Künstler und Handwerker mit den Arbeiten. Die Maurerarbeiten führte Maurer Jakob Hiller aus.⁵⁴ Marmorierer Anton Nissle versetzte im Februar einen offenen Marmorkamin in den Raum.⁵⁵ Die Stuckarbeiten, so das

Deckengesims und der mit Lorbeerkränzen und vergoldeten Rosetten verzierte Fries, schuf Stuckator Heinrich Hofmann.⁵⁶ Die vergoldeten Ornamente und Leisten am Trumeau, den beiden Kaminspiegeln und am Thronhimmel schnitzten die Bildhauer Johann Wilhelm Ziegler, Bernhard Frank und Wilhelm Göppel.⁵⁷ Die beiden Supraporten und die drei Surtrumeaus führte Hofmaler Viktor Heideloff bis April 1806 um 120 fl. aus. »In Ihre Majestät der Königin Audienzzimmer wurden zwei Surportes mit zwei runden Medaillons en Basrelief, den Kopf der Minerva und der Cybele vorstellend, weiß in weiß, das ganze auf einem grünen Grund, die Ornamente sehr reich gelb in gelb und mit Goldgrund für den Vergolder preparirt, gefertigt, nebst einem weißen Fries mit einem Stab von Wasserlaub geziert. Sodann drei Surtrumeaux in einem halben Zirkel, die Figuren weiß in weiß auf braunem Grund, die Weisheit, Stärke und Harmonie vorstellend.«⁵⁸ Die Deckenverzierungen, so die Spitzbögen, Palmetten und Arabesken in der Hohlkehle in gelben, zartgrünen und rosa Tönen, malte Dekorationsmaler Jean Pernaux.⁵⁹ Dabei wurde die barocke Stuckrosette, in der die trapezförmigen Felder von Pernaux mit Arabesken bemalt wurden, geschickt in die neue Dekoration integriert. Die reichen Vergoldungen besorgten die Vergolder Jean Heideloff und Christoph Braun.⁶⁰ Die Wände wurden mit rotem Seidendamast bespannt, so dass im Raum der für Thronsäle charakteristische Farbdreiklang Rot-Weiß-Gold dominiert. Königin Charlotte Mathilde hatte damit ein zeitgemäß ausgestattetes, repräsentatives Audienzzimmer erhalten.

Das Appartement des Königs

Vorzimmer des Königs

Das Vorzimmer des Königs (R 144) erhielt im Jahr 1802 eine neue Wanddekoration. In die Raumdekoration wurden mit den Trumeaus frühklassizistische Dekorteile mit einbezogen. Das barocke Deckenfresko wurde beibehalten und wohl 1804 durch einen mit Kassetten verzierten Fries eingefasst.⁶¹ Die Stuckarbeiten am Hauptgesims führten im Februar und März 1802 die Stuckatoren Carl und Gottlieb Schmidt aus.⁶²

Audienzzimmer des Königs

Im Juni 1803 bat Oberschlosshauptmann von Kniestedt den Kurfürsten, ihm mit der Auswahl der Stoffe für die neu zu dekorierenden Räume auch den Befehl zugehen zu lassen, »ob ich sowohl für die hiesigen, neu zu tapezirenden Churfürstlichen Zimmer als auch für die in Stuttgart neue Meubles verfertigen lassen darf«. Über die Ausstattung des Audienzimmers (R 143) verfügte Kurfürst Friedrich im Juni 1803: »Da der Damast in Meinem Ludwigsburger Audienzzimmer noch ganz gut ist, so habe Ich blos die mit B bezeichnete Bordure ausgesucht, um solche auf den rothen Damast zu setzen. Zu den Vorhängen müßte dasselbe Dessin, aber schmaler, bestellt werden, aber dieses auch erst auf den Winter. Wo alsdann auch die nöthigen Stühle, indem keine Sessel dahin schicklich, besorgt werden können.«⁶³

Anfang 1804 war die Neugestaltung des Audienzimmers und des Konferenzzimmers in vollem Gang. Im Februar arbeitete Quadrator Kärcher in beiden Räumen. Bildhauer Georg Matthäus Schmid lieferte im April 1804 die beiden glasierten Öfen, wobei es sich bei einem um eine Attrappe handelt.⁶⁴ Die vergoldeten Chimären mit Kandelaber in den Supraporten des Audienzimmers gehen ebenso wie die Chimären an den wuchtigen Konsoltischen auf den Bildhauer Antonio Isopi



Audienzzimmer des Königs

zurück.⁶⁵ An den Malereien am Plafond war neben dem Dekorationsmaler Georg Neuner auch Hofbaumeister Thouret selbst beteiligt.⁶⁶ Im März 1804 schrieb er, dass er von anderen Geschäften durch »dringende Bau- und hauptsächlich Malerei-Geschäfte an den Plafonds von drei großen Zimmern im Churfürstlichen Schlosse zu Ludwigsburg, welche auf Höchst gnädigsten Befehl Seiner Churfürstlichen Durchlaucht verändert und neu eingerichtet werden müssen«, abgehalten worden sei. Die Dekorationsmaler arbeiteten »schon seit geraumer Zeit unablässig allhier an den drei Plafonds«, wobei sich Thouret »aus Mangel an guten tüchtigen Arbeitern« veranlasst sah, »von morgens biß abends selbst Hand anzulegen, um auf die so baldige Ankunft Seiner Churfürstlichen Durchlaucht in Ludwigsburg nicht allein die Decken, sondern auch die Wände und sonstige Einrichtungen wo möglich beenden zu können«.⁶⁷

Konferenzzimmer

Für das Konferenzzimmer (R 142) wählte Kurfürst Friedrich im Juni 1803 die zukünftige Wandbespannung aus: »Zu meinem Conferenzzimmer in Ludwigsburg habe Ich das mit einem A bezeichnete gelbe Zeug und Bordure ausgesucht, wozu die Bestellung aber erst auf künftigen Winter zu machen ist.«⁶⁸ Anfang 1804 wurde das Konferenzzimmer neu gestaltet. Im Februar arbeitete Quadrator Jakob Kärcher im Konferenzzimmer und im Mai des Jahres erhielt Bildhauer Georg Matthäus Schmid eine Abschlagszahlung von 110 fl. für Arbeiten im Audienz- und Konferenzzimmer.⁶⁹ Die Malereien am Plafond stammen von Hofbaumeister Thouret und seinen Mitarbeitern.⁷⁰ Die Supraporten und die Eckfelder mit Personifizierungen der Stärke, der Weisheit, des Kriegsglücks und der Wohlfahrt sind Hofmaler Viktor Heideloff zuzuschreiben.⁷¹



Konferenzzimmer

Veränderungen im Appartement des Königs

Am 19. November 1808 gab der König Hofbaumeister Thouret genaue Anweisungen zur Umgestaltung der zwischen dem Alten Schreibzimmer und der Westlichen Galerie gelegenen Privaträume seines Appartements (R 129, 134-139), wobei die Veränderungen »unverzüglich« vorzunehmen waren und »noch vor Eintritt des Frühjahres ins Werk gesetzt seyn« sollten. Für jedes der umzugestaltenden Zimmer hatte der König ganz konkrete Vorstellungen (siehe bei der Beschreibung der einzelnen Räume). Außerdem ordnete er an: »Aus dem Corridor von dem Ausgang des bisherigen Fahnenzimmers an bis an die Thüre der Gemäldegalerie müssen zwei heizbare Zimmer gemacht werden, welche mit Tapeten von Papier zu beziehen sind. Die aus den vorbenannten Zimmern herausgenommenen alten Lamperien werden in diese zwei neue Zimmer gesetzt und es muß ein Parquetboden von Eichenholz gelegt werden. An sämtliche Thüren in den neu einzurichtenden Zimmern müssen neue Schlösser gemacht werden.«⁷²

Hofbaumeister Thouret leitete die Arbeiten unverzüglich in die Wege. Anfang Dezember 1808 fragte die Bau- und Gartenkommission Ludwigsburg wegen neuer Öfen bei der Bauverwaltung Stuttgart an und bat um Mitteilung, »welche Gattungen brauchbarer Öfen in dem königlichen Baumagazin vorrätig und zu haben seyen«. Anfang Januar 1809 forderte die Bau- und Gartenkommission Ludwigsburg beim Hofbaudepartement einen Betrag von 800 fl. an, »zu Abschlagszahlungen der Quadrators und Maurer«. Ende Januar 1809 lagen bei Hofbaumeister Thouret die Akkorde über die Schreiner-, Schlosser- und Glaserarbeit in Höhe von 960 fl. Die

Türbeschläge übernahm Hofschlosser Fortschunk, während die Türen von Schreiner Carl Bezner geliefert werden sollten.⁷³

Mitte Februar 1809 erhielt die Bau- und Gartenkommission den Betrag von 1100 fl. überwiesen, doch reichte er nur »zu nothdürftigen Abschlagszahlungen für die Handwerksleute«. Im Lauf der nächsten zwei Wochen waren zur Bezahlung der Handwerker weitere 1400 fl. notwendig, darunter 400 fl. »für den Vergolder Heideloff und Mahler Pernaux zu ihrer Subsistenz während ihrer Arbeit«. Die bis Anfang März ausbezahlten 2530 fl. verteilten sich auf »Tagelöhne der Zimmerleute und Maurer 781 fl., Maurer Hiller für Quadrators, Steinhauer und Maurer 650 fl., Mahler Pernaux 200 fl., Vergolder Heideloff 200 fl., für Kalch, Ziegel, Backensteine, Sand, Ips etc. 699 fl.« Am 20. März 1809 machte sich König Friedrich selbst ein Bild vom Stand der Umbauarbeiten und ordnete an, dass »den Arbeitern bei dem Bauwesen der Königlichen Zimmer im neuen und alten Corps de logis, welche mit bedeutendem Kostenaufwand Tag und Nacht arbeiten, wiederum verhältnismäßige Abschlagszahlungen geleistet werden sollen«. Die Bau- und Gartenkommission bat daher das Hofbaudepartement um einen weiteren Vorschuss von 4000 fl., darunter je 500 fl. für Hiller, Pernaux und den Vergolder Heideloff sowie 1000 fl. für Hofschreiner Carl Friedrich Schweickle.⁷⁴

Bis zum Mai 1809 waren die Arbeiten in den Privaträumen König Friedrichs weitgehend beendet. Mitte Mai bat die Bau- und Gartenkommission Ludwigsburg das Hofbaudepartement erneut um eine Abschlagszahlung über die bislang erhaltenen 6500 fl. hinaus: »Dieser Betrag ist nun zu Abschlagszahlungen verwendet. Da aber der Kosten dieses Bauwesens von solchem Umfang ist, daß verhältnismäßig hieran nur wenig bestritten werden konnte«, hatten viele der Handwerker und Tagelöhner noch gar nichts erhalten. Da diese nun täglich um Abschlagszahlungen nachsuchten, sah sich die Bau- und Gartenkommission veranlasst, das Hofbaudepartement zu bitten, dass »auf künftige Berechnung des ganzen Kostens, welche derzeit deswegen noch verhindert wird, weil noch nicht alle Zettel ausgefertigt werden konnten, der Bau- und Gartencasse dahier noch weiter 5000 fl. zu Abschlagszahlungen angewiesen und ausbezahlt werden möchten«.⁷⁵ Ende Mai traf die gewünschte Abschlagszahlung ein.

Eine Zusammenstellung der Rechnungen für die Umbauarbeiten der königlichen Zimmer im Alten und Neuen Corps de logis ergab Gesamtkosten in Höhe von 34 559 fl. Im August 1809 übersandte die Bau- und Gartenkommission das Kostenverzeichnis an das Hofbaudepartement und stellte diesem anheim, das Kostenverzeichnis »durch den Hofbaumeister von Thouret, unter dessen Leitung das Bauwesen vollbracht worden ist, revidiren und moderiren zu lassen«.⁷⁶ Im Januar 1810 bat die Bau- und Gartenkommission um eine Beschleunigung der Rechnungsrevision, um den Kunsthandwerkern und Handwerkern ihre Restforderungen auszahlen zu können. Die Gesamtkosten betragen nach der Rechnungsrevision durch Hofbaumeister Thouret 34 125 fl.⁷⁷ An den Umbauarbeiten beteiligt waren Maurer Johann Jakob Hiller, die Stuckatoren Wilhelm Fossetta, Heinrich Hofmann und Carl Schmidt, Schreiner Carl Friedrick Schweickle, Kabinettsebenist Johannes Klinckerfuß, Schreiner Friedrich Heiligmann, Bildhauer Gottfried Marx, Maler Jean Pernaux, die Vergolder Jean Heideloff, Christoph Braun, Philipp Scheele und Carl Spitznas, Glaser Andreas Viehhäuser und Hofschlosser Carl Fortschunk.⁷⁸ Damit hatten die Privaträume des Königs zwischen der Westlichen Galerie und dem Schreibzimmer bis zum Frühjahr 1809 Innendekorationen in klassizistischen Formen erhalten, die jedoch wesentlich schlichter gehalten waren als jene in den Zeremonialräumen des Appartements.

Altes Schreibzimmer

Der erste an das Zeremonialappartement anschließende Raum des Privatappartements ist das Alte Schreibkabinett (R 139). Aufgrund der Anweisungen von König Friedrich vom 19. November 1808 sollten in dem Raum »die Decke modernisirt und die Wandungen mit neuem blauen Papier überzogen werden«. Die rahmenden Deckenmalereien



Altes Schreibzimmer

stammen von Hofmaler Jean Pernaux. Bis zum Frühjahr 1809 erhielt der Raum seine heutige Raumdekoration. Nicht erneuert wurde damals der Fußboden. Im November 1814 schloss die Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg einen Akkord mit Schreiner Friedrich Heiligmann über das Verlegen eines neuen Parkettfußbodens im Alten Schreibzimmer. Verwendet wurden hierzu Parketttafeln aus Mergentheim. Bis zum Frühjahr 1815 verlegte Schreiner Heiligmann um 121 fl. das Eichenparkett mit Sternen.⁷⁹

Bibliothek des Königs

Für die Neugestaltung dieses Raumes (R 138) hatte König Friedrich folgende Anweisungen gegeben: »In dem daranstoßenden kleinen Kabinet soll die Decke ebenfalls verändert, die darin befindlichen lackirten Schränke sollen herausgenommen und es sollen darin neue Schränke von Mahagoniholz gesetzt sowie auch die Wandungen mit demselben Holz verkleidet werden.« Im Rahmen des Umbaus wurden die Wände bis zum Deckengesims mit Mahagoni vertäfelt und dann mit Bibliotheksschränken bestückt, die durch Pilaster gegliedert werden und mit einem Gesimsprofil abschließen. Die Schränke wurden in Stuttgart angefertigt und im April 1809 nach Ludwigsburg transportiert.⁸⁰

Toilettezimmer des Königs

Im Toilettezimmer (R 137), das unter Herzog Eberhard Ludwig entstanden war und später als Schlafzimmer von Herzog Carl Eugen diente, sollte nach den Vorstellungen König Friedrichs »die schwerfällige Boiserie von den Wänden abgenommen und solche dagegen mit Tapeten von grünem Damast bezogen werden. Außen herum müssen leicht vergoldete Tapetenleisten gesetzt werden.« Allerdings kam der König noch vor Absendung des Dekrets wieder von der Entfernung der Boiserie ab und strich diesen Passus heraus. Der Raum wurde von Thouret mit einfachen Mitteln verändert. Die Boiserien verschwanden hinter einer »sieben Ellen hohen Draperie von grünem Atlas«. ⁸¹

Neues Schreibzimmer

Auf Wunsch von König Friedrich sollte dieser Raum (R 136) – »das bisherige gelbe Vorzimmer« – »mit Tapeten von blauem Damast oder Gourgouran bezogen und mit neuen vergoldeten Leisten eingefasst, auch mit neuen Trumeaux versehen werden.



Neues Schreibzimmer

Der Plafond wird modernisiert, statt des Ofens ein französisches Kamin von Marmor eingerichtet, und eine neue Glashüre und Fenster mit großen Scheiben gemacht. Es muß ein Divan mit Blumenbehälter so groß als die Wand zwischen den beiden Türen, nebst 6 Fauteils und 6 Stühlen von Mahagoniholz, alles mit dem gleichen Stoff wie die Tapete bezogen, gefertigt, auch müssen Marquisen vor die Fenster gesetzt, ein neuer Kronleuchter angeschafft und Vorhänge wie die Tapete gemacht werden.« Bis zum Frühjahr 1809 erhielt der Raum eine blaue Wandbespannung. Die Decke wurde erneuert und von Maler Jean Pernaux mit einer umlaufenden Bordüre

versehen. Die Stuckrosetten am Gesims und am Deckenspiegel fertigte Stuckator Carl Schmidt. Die Supraporten über den Türen symbolisieren die Fruchtbarkeit, die Gerechtigkeit und die Staatsführung.⁸²

Der Fußboden wurde zunächst beibehalten. Im März 1815 ordnete Graf von Dillen wohl auf Wunsch des Königs an, dass »auch das neue Schreibzimmer Seiner Königlichen Majestät im Residenzschloß allhier mit neuen eichenen Barckettafeln, ganz nach dem Muster der neuen im Speißsaal kommenden Tafeln von dem Hofschreiner Heiligmann belegt werden sollen«. Kaum hatte Schreiner Heiligmann hierzu einige Tafeln vom Parkett für den Speisesaal zugerichtet, ließ König Friedrich die Arbeiten wieder einstellen. Im Oktober 1815 erhielt der Raum durch Schreiner Heiligmann um 677 fl. einen neuen Fußboden aus Eichenparkett.⁸³

Gelbes Vorzimmer

Das Gelbe Vorzimmer (R 135), »das bisherige Fahnenzimmer«, sollte nach den Vorstellungen des Königs »nach Veränderung der Decke mit gelbem Damast oder Gourgouran tapeziert und mit vergoldeten Leisten eingefast« werden. »Der Ofen wird abgenommen und statt desselben ein geschliffener Ofen gesetzt. Es muß ein neuer Kronleuchter angeschafft, die Vorhänge müssen von dem nemlichen Zeug wie die Tapete gemacht, ringsherum an den Wänden Divans, gleich denen im blauen Gobelinszimmer, gesetzt und 6 neue Stühle von Mahagoniholz benebst einem neuen Trumeau bestellt werden. Die Meubles werden sämtlich mit dem gleichen Stoff wie die Tapete bezogen.« Der Raum wurde weitgehend nach diesen Vorgaben umgestaltet. Die Decke schmückte Dekorationsmaler Pernaux mit einer Bordüre und einer spitzblättrigen Umrahmung der Deckenrosette.⁸⁴

Fahnenzimmer und Vorzimmer

Die beiden Räume (R 134 und 129) wurden 1808/09 von der Westlichen Galerie abgetrennt. Die Neuausstattung beschränkte sich auf Eichenparkettfußböden und eine schlichte Raumdekoration mit Papiertapeten.⁸⁵

Registraturzimmer

Im Jahr 1810 erhielt das Registraturzimmer (R 140) nach Angaben von Hofbaumeister Thouret eine neue Raumdekoration.⁸⁶ Den Fußboden aus Eichenparkett verlegte Hofschreiner Friedrich Heiligmann.⁸⁷ Einen besonderen Schmuck bilden die in Öl auf Leinwand gemalten Grottesken an den Wänden. Diese wurden von den Dekorationsmalern Viktor Heideloff und Jean Pernaux ausgeführt und zeigen Faune, Löwen, Schwäne, Arabesken und Palmetten sowie Medaillons.⁸⁸ Die runden und ovalen Medaillons lassen als abgewandeltes Vorbild die Loggien Raphaels im Vatikan erkennen. Als Vorlage für die Partie mit den Faunen, den Löwen und den beiden Medaillons diente ein Abschnitt aus dem Pilaster VI B.⁸⁹ Die Grottesken wurden je nach Breite des Wandfeldes variiert. So stehen die gegenständigen Löwen mit den Kugeln auf dem Wandfeld zwischen den Fenstern nahe beisammen, während sie auf den beiden breiteren Wandfeldern der Rückwand wesentlich weiter auseinander gerückt sind. 1811 musste Hofmaler Johannes Danner auf Befehl König Friedrichs die Grottesken mit »frischeren, lebhafteren Farben« nachmalen, da die Grottesken dem König nicht genug Farbigkeit hatten.⁹⁰

Die Dekorationsmalereien am Plafond mit Viktorien in den Ecken, mit Adlern, Füllhörnern und Köpfen der griechischen Götter Athene, Tyche, Hera und Apollo



Registraturzimmer

stammen von Jean Pernaux.⁹¹ Die Vergoldungen führten die Vergolder Jean Heideloff und Gottlob Moser aus.⁹² Aus anderem Zusammenhang stammen die mit Bronzebeschlägen verzierten, halbhohe Registraturschränke, die Johannes Klinckerfuß zuzuschreiben sind.⁹³ Der Raum gehört zu den gelungensten klassizistischen Interieurs im Schloss.

Schlafzimmer des Königs

Als letzter Raum im Appartement des Königs erhielt im Frühjahr 1811 auch das Schlafzimmer (R 141) eine neue Ausstattung.⁹⁴ Allerdings wurden die barocken Dekorationen an den Wänden belassen und lediglich mit hellblauen Seidendraperien überdeckt. Den Fußboden fertigte Schreiner Friedrich Heiligmann. Der Fries im Deckengesims und die Bogenlaibungen an der Bettische wurden mit vergoldeten Viktorien, Arabesken, Palmetten und Jupiterblitzen geschmückt, die von Jean Pernaux stammen. Die Vergoldungen führte Jean Heideloff aus.⁹⁵ Die Draperien und die vergoldeten Sterne an der Decke sollten den Eindruck eines Zeltes unter freiem Nachthimmel erwecken. In der Bettische befindet sich das Bett König Friedrichs, wohl eine Arbeit von Johannes Klinckerfuß.⁹⁶



Schlafzimmer des Königs

Das Mansardgeschoss im Neuen Corps de logis

Neben der Modernisierung der königlichen Wohnräume ließ König Friedrich die bislang nicht ausgebauten Räume im westlichen Mansardgeschoss des Neuen Corps de logis zu Wohnungen für das Hofpersonal einrichten. Im November 1808 ordnete er an, dass in den Mansarden des Neuen Corps de logis, »die bisher unbrauchbar gewesen sind«, Wohnungen für die Hoflakaien eingerichtet werden, »damit solche bey dem nächsten Sejour des Hofes in Ludwigsburg darein einquartirt werden können«. Die im Frühjahr 1809 ausgeführten Arbeiten kosteten insgesamt 7499 fl.⁹⁷

Im Dezember 1813 überreichte Oberhofintendant von Dillen dem König einen Riss samt Kostenüberschlag über die »allergnädigst befohlene Mansardzimmereinrichtung in dem hintern Flügel des neuen Corps de logis«. Die Kosten beliefen sich auf 8618 fl. Die einzelnen Arbeiten waren bereits an die Handwerker verakkordiert worden. König Friedrich genehmigte die Arbeiten, die unverzüglich ausgeführt wurden. Zusammen mit dem Ausbau des östlichen Mansardgeschosses erfolgte auch eine Neueindeckung eines Teil des Daches mit Schiefer, »wegen der vielen Wendungen, worinn die Ziegel nicht vor dem Eindringen des Wassers schützen können«. Die Abrechnung über die Einrichtung der östlichen Mansardzimmer ergab Gesamtkosten von 5079 fl.⁹⁸

Umbau des Ordenssaals

Nach der Erhebung Württembergs zum Kurfürstentum wurde 1805 der Ordenssaal (R 213), der damals als Versammlungsraum der Ritter des württembergischen Hubertus-Jagdordens diente, durch Hofbaumeister Thouret in klassizistischen Formen

umgestaltet.⁹⁹ Schon im Frühjahr 1804 waren durch die Marmorierer Eugen Schweiger und Kaspar Seegmiller die vier Stuckmarmorsäulen erneuert worden.¹⁰⁰ Im Sommer und Herbst 1805 arbeiteten Schweiger und die Hofstuckatoren Johann Gottlieb Friedrich und Wilhelm Fossetta im Ordenssaal.¹⁰¹ Schweiger schuf neue Pilasterschäfte aus Stuckmarmor, während Friedrich die mit schwarz gefassten Adlern verzierten Kapitelle zuzuschreiben sind, die Vergolder Jean Heideloff anschließend mit Gold belegte.¹⁰² Die barocken Stuckornamente an den Wänden wurden abgeschlagen. Dekorationsmaler Carl Keller übermalte die Scheinarchitektur des barocken



Ordenssaal, um 1930

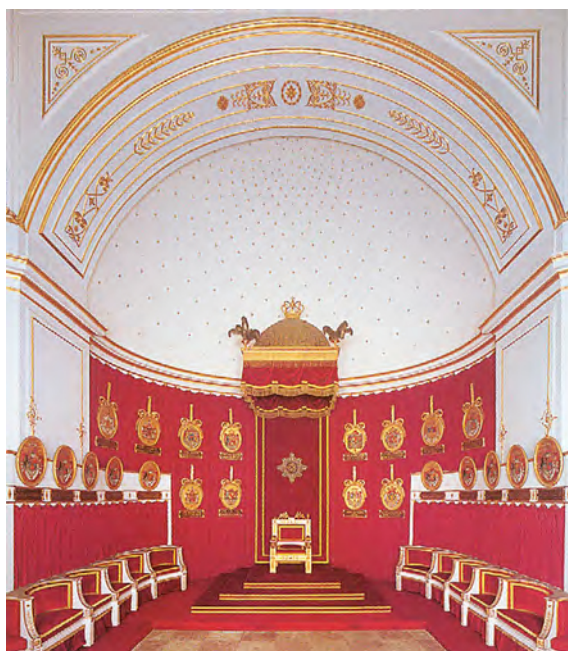
Deckenfreskos mit Arabesken und Palmetten, während die Felder über den Fenstern mit Kränzen und dem Hubertus-Jagdorden geschmückt wurden.¹⁰³

Nach der Erhebung Württembergs zum Königreich und der Verlegung der Ordensversammlungen in die Ordenskapelle wandelte König Friedrich den Ordenssaal zum Thronsaal des Schlosses um, um den neuen Staat in der Sommerresidenz angemessen repräsentieren zu können. Um jene Zeit entstand der wohl von Hofbaumeister Thouret entworfene Thronessel, der sich mit den geflügelten Löwenköpfen und den Adlern stark am *Recueil* von Charles Percier und damit an der napoleonischen Hofkunst orientiert. Der Bezug besteht aus liturgischen Textilien säkularisierter Klöster.¹⁰⁴ Die Ausstattung vervollständigten ein repräsentatives Staatsporträt des Königs, gemalt von Johann Baptist Seele, sowie vier große und zwölf kleine Kandelaber von Bildhauer Antonio Isopi, wobei die vier großen nach Vorlagen von Giambattista Piranesi geschaffen wurden.¹⁰⁵

Im Mai 1810 genehmigte König Friedrich die Verlegung eines neuen Fußbodens mit Parketttafeln aus Mergentheim um 373 fl. Nachdem die Schreiner Heiligmann und Conrad die Parketttafeln zugerichtet hatten, stellte sich heraus, dass diese nicht hinreichend waren. So bat die Bau- und Gartenkommission Ludwigsburg im September 1810 um die Abgabe weiteren Holzes aus dem Mergentheimer Vorrat, »damit die noch zu fertigende Tafeln und übrige Arbeit in Absicht der Farbe und Stärke des Holzes den Mergentheimer Parquettafeln ganz gleich werden«. König Friedrich ordnete daraufhin an, dass »der alte Boden im Rittersaal allhier verbleiben solle«. Im März 1811 wurde allerdings die Anfertigung der noch erforderlichen Parketttafeln an Schreiner Heiligmann übertragen und anschließend der Boden neu verlegt.¹⁰⁶

Umbau der Ordenskapelle

Nachdem die evangelische Hofkapelle 1798 ihre bisherige Funktion verloren hatte, bestimmte sie König Friedrich 1807 zur Ordenskapelle.¹⁰⁷ Hier fanden von nun an



Ordenskapelle

die Versammlungen des württembergischen Ritterordens vom Goldenen Adler statt, in den König Friedrich 1807 den bisherigen Jagdorden aus staatspolitischen Gründen umgewandelt hatte. Dementsprechend waren neben den württembergischen Prinzen vor allem Napoleon, dessen Brüder und Gefolgsleute sowie die württembergischen Standesherrn Mitglieder des Ordens.¹⁰⁸

Im Juni 1807 ging Hofbaumeister Thouret nach Ludwigsburg, um dort den Umbau der Ordenskapelle in die Wege zu leiten. Hierbei bemerkte er, dass »Augustissimus dabey selbst Baumeister sind«, der Umbau erfolgte also nach den Vorstellungen des Königs.¹⁰⁹ Zunächst wurde die Empore der Westkonche abgebrochen und durch eine brückenartige Apsis mit Sternenhimmel und dem königlichen Wappen ersetzt. Die Fenster in der Westkonche und im Erdgeschoss des Kirchenraums wurden zugemauert sowie zwei zusätzliche Emporen eingezogen. Im Oktober 1807 befahl der König, dass »die Ritterkapelle spätestens innerhalb fünf Wochen beendet« sein müsse. Hofbaumeister Thouret wurde aufgegeben, dass »er 1) den Königlichen Thronessel und Thron besorge, 2) wegen der Decoration der Kanzel das nöthige angebe, 3) die Rückwand und Wappen der Ritter hinter den Chorstühlen bestelle, 4) dem Hofvergolder Heideloff anzugeben, wie die Chorstühle in Absicht auf Vergoldung etc. decorirt werden sollen, und endlich 5) daß Herr Thouret selbst heraus kommen möchte, die bißher gefertigte Arbeit in Augenschein zu nehmen und zu bestimmen, ob solche nach Vorschrift gemacht worden, wobey es nicht undienlich seyn würde, wenn Herr Hoftapezier Richard mitkommen würde, um das Nöthige wegen den Draperien vornehmen zu können.« Im Februar 1808 legte der König die Sitzordnung anhand der vergoldeten ovalen Wappenscheiben der Ordensritter fest, die über den einzelnen Stühlen angebracht wurden.¹¹⁰

Bis zum Sommer 1808 konnten die Arbeiten weitgehend abgeschlossen werden, wobei die Umbaukosten von der Generalstaatskasse übernommen wurden.¹¹¹ Der Umbau fiel jedoch unglücklich aus, so dass der Kirchenraum des Rokoko viel von seiner einstigen Schönheit verlor. Ursache hierfür war vor allem der Einbau der Apsis mit dem Thron, die in ihren Proportionen nicht zum Kirchenraum passt.

Umbauten im Alten Corps de logis und im Riesenbau

Im zweiten Stock des Alten Corps de logis befand sich die von Herzog Eberhard Ludwig eingerichtete Bildergalerie (R 299), die zugleich auch als Ahnensaal diente. Im Mai 1808 befahl König Friedrich, den bislang als Pagensaal genutzten Raum »in sechs abgesonderte Zimmer abtheilen« zu lassen. Dies sollte »so schleunig als möglich« geschehen, weshalb die Wände »nur leicht und mit Brettern verschlagen werden« durften. Als Türen sollten die »noch vorrätigen, von dem ehemaligen römischen Rathaus zu Hohenheim herrührenden Thüren samt Schlösser« verwendet werden. Die Arbeiten wurden im Lauf des Jahres 1808 ausgeführt, so dass im September das Rechnungsverzeichnis an das Hofbaudepartement übergeben werden konnte.¹¹²

Zwei Jahre später ließ König Friedrich die Appartements in der Beletage des Riesenbaus (R 183-188) modernisieren. Im März 1810 erteilte er den mündlichen Befehl, »in dem so genannten Pagebau die Veränderung von 4 Zimmern und 2 Cabinets« vorzunehmen. Noch im selben Monat wurde die Anfertigung neuer Fußböden, der Lambris, der Türen und der Türfutter an die Schreiner verakkordiert. Nach Abschluss der Bauarbeiten übergab die Ludwigsburger Bau- und Gartenkommission die Rechnungen an Hofbaumeister Thouret zur Revision und Moderation. Im Mai 1812 wurden vier Räume »im ersten Stock des Pagebaues links beim Haupteingang« modernisiert und neu eingerichtet.¹¹³

Trotz der teilweise einschneidenden Umbauten im Innern des Schlosses blieben die barocken Fassaden der weitläufigen Anlage mit wenigen Ausnahmen unangetastet. An neuen Bauten kam lediglich der 1810 hinter der Schlosswache errichtete Piquetstall hinzu.¹¹⁴ Im Jahr 1806 wurden als Zeichen der neuen Königswürde die vergoldete Königskrone, das Wappen des Königreichs und das Monogramm FR des Königs an jenen Stellen angebracht, die bislang mit dem herzoglichen Wappen oder dem Herzogshut geschmückt waren. So finden sich die genannten Hoheitssymbole an den Fassaden der beiden Galerien wie auch am Alten und Neuen Corps de logis.¹¹⁵

Der Brunnen im Schlosshof wurde 1807/08 nach einem Entwurf von Hofbaumeister Thouret errichtet. Im achteckigen Brunnentrog steht auf einem runden Postament der reich ornamentierte, vier-eckige Brunnenstock. Er wird von vier schreitenden Löwen umgeben, aus deren Mäulern Wasser fließt. Der Brunnenstock ist mit dem württembergischen Wappen, dem Monogramm des Königs, der Königskrone und dem Goldenen Adlerorden geschmückt. Sämtliche Eisenteile des Brunnens wurden in der württembergischen Eisenhütte in Königsbronn gegossen. Die plastischen Teile, darunter die Löwen und Wappen, modellierte Stuckator Friedrich wohl nach Entwürfen von Antonio Isopi in Wachs, ehe sie von Leimformermeister Johann Sigismund Montigel in Königsbronn in Eisen gegossen wurden. Montigel war von Juni bis Oktober 1807 mit der Anfertigung der Formen zu den vier Löwen und von Januar bis April 1808 mit der »Form- und Abgießung der zu Decoration der 17 Schu hohen Bronnensäule gekommenen zerschiedenen andern Figuren und Behänge samt Kapitäl und der oben angebrachten Artischoke« beschäftigt.¹¹⁶ Die von der Generalstaatskasse übernommenen Gesamtkosten beliefen sich auf 11 786 fl.¹¹⁷ Die zunächst auf dem Brunnenstock angebrachte Artischoke gefiel König Friedrich nicht. 1809 wurde sie auf Befehl des Königs durch einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln ersetzt, der wiederum von Leimformermeister Montigel in Königsbronn abgeformt und abgegossen worden war. Die Krone des Adlers fertigte Ziseleur Gotthard Bertrand.¹¹⁸



*Wappen und Königskrone
an der Bildergalerie*



Brunnen im Schlosshof

Die defekte Uhr auf dem Alten Corps de logis wurde im Frühjahr 1812 auf Anordnung des Königs durch eine Turmuhr aus der Klosterkirche in Zwiefalten ersetzt.¹¹⁹ Im August 1813 befahl König Friedrich, die bislang offenen Eingänge in den vorderen und hinteren Schlosshof mit Toren versehen zu lassen. Sogleich wurden provisorische Holztore eingesetzt. An ihre Stelle traten 1814 die in der Eisenhütte in Königsbronn gefertigten Tore aus Gusseisen, die geometrische Formen zeigen und oben mit dem Monogramm des Königs und der Königskrone geschmückt sind. Im März 1814 erhielt das Hüttenamt Königsbronn von der Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg Zeichnungen und genaue Anweisungen über die Anfertigung der Tore.¹²⁰

Zu einer erheblichen Veränderung kam es 1814/15 vor dem Mittelrisalit an der Gartenseite des Neuen Corps de logis. Der dort befindliche, bislang offene Brunnenhof wurde überbaut und mit zwei Treppenabgängen versehen. Im August 1814 genehmigte König Friedrich den Kostenvoranschlag in Höhe von 1717 fl. und ließ den Bauriss der Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg zur Ausführung zustellen. 1815 wurde auch die Balustrade vor dem Mittelrisalit abgeändert und eine Freitreppe vom Marmorsaal in den Garten angelegt.¹²¹

Umbau des Schlosstheaters

Bereits 1802 war unter der Leitung von Hofbaumeister Thouret das Schlosstheater instand gesetzt worden.¹²² Zu Beginn des Jahres 1812 ordnete König Friedrich eine Modernisierung des Zuschauerraumes an. Ende Februar kam Thouret nach Ludwigsburg, um »eine von Seiner Königlichen Majestät befohlene Veränderung im Theater allhie vorzunehmen«,¹²³

Zwischen März und Mai 1812 wurde der Zuschauerraum in klassizistischen Formen umgestaltet. Die baulichen Veränderungen konzentrierten sich auf die Verbreiterung des ersten Ranges und auf die Einfügung einer neuen Königsloge in Form einer Serliana. Über der Königsloge wurden als Hoheitssymbole das württembergische Wappen und die Königskrone angebracht. Die Malereien am Bühnenportal mit den Dichtermedaillons, der Puttenfries an der Brüstung und die ornamentalen Verzierungen der Pilasterschäfte am zweiten Rang schufen die Dekorationsmaler Viktor Heideloff, Carl Keller und Antonio Mutti.¹²⁴ Die Malereien am Plafond mit Arabesken, Thyrsusstäben, Lyren, Kränzen und einem Medaillon mit den Musen hatte dagegen Dekorationsmaler Pernaux bereits im Frühjahr 1811 im Zusammenhang mit einer Dachreparatur ausgeführt.¹²⁵ Der Zuschauerraum erhielt durch den Umbau 1812 eine kühle blau-graue Farbgebung, wobei die Kapitelle und Gesimse durch Vergoldungen hervorgehoben wurden. Einen Kontrast hierzu bildet die mit roter Papiertapete und Draperie ausgeschlagene Königsloge.

Umgestaltung des MarmorsaaIs im Neuen Corps de logis

Im Mai 1813 waren im Schloss unvermutet Teile einer Gipsdecke heruntergestürzt. Oberhofintendant von Dillen befahl der Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg »unverzüglich anzuzeigen, wie es gekommen, daß in dem königlichen Residenzschloß ein Theil eines Plafonds heruntergefallen ist und was die Ursache davon war«.



Schlusstheater

Wie sich herausstellte, war die Ursache ein Fehler beim Bau des Neuen Corps de logis. Der Gips an den Decken war nur an glatten Latten befestigt und nicht verdrahtet worden. Dillen ordnete daraufhin an, »die übrigen Plafonds in dem hiesigen königlichen Residenzschloß, bey welchen zu vermuthen ist, daß sie nur auf glatte Latten befestigt sind, statt gerohrt und gedratet zu seyn, näher untersuchen und, im Fall die Vermuthung richtig erfunden wird, vollkommen gut herstellen zu lassen, damit nicht wieder ein Herunterfallen zu befürchten ist.«¹²⁶ Im Oktober 1813 berichtete die Bau- und Gartendirektion an Dillen, dass »der Plafond in dem Speisesaal des hiesigen königlichen Residenzschlosses sowol als der Plafond des Gardesaals vor dem Speisesaal mehrere Sprünge hat, und daß um so mehr zu besorgen wäre, daß etwas von den Plafonds herunterfallen und dadurch ein Unglück entstehen könnte, weil diese Decken nicht verrohrt, sondern der Gips nur auf Latten angebracht ist. Wir finden daher für notwendig, diese Plafonds untersuchen zu lassen. Hierzu ist aber nötig, daß diese Säle eingerüstet werden müssen.«¹²⁷

Nachdem König Friedrich die Untersuchung der beiden Saaldecken genehmigt hatte, legte die Bau- und Gartendirektion bereits Ende Oktober 1813 das Untersuchungsergebnis vor: Bei der Untersuchung »der schadhafte Plafonds in dem Speise- und Gardesaal des königlichen Schlosses wie auch in beeden Steegenhäusern« habe

sich ergeben, dass »selbige dergestalt schadhafft sind, daß selbige heruntergeschlagen und frisch gemacht werden müssen«. Die Renovierungskosten wurden auf rund 730 fl. beziffert. Gleichzeitig bat die Bau- und Gartendirektion darum, dass Hofbaumeister Thouret »hierher abgeordnet werden möchte, um wegen den Decorationen das Nöthige anzugeben«. ¹²⁸

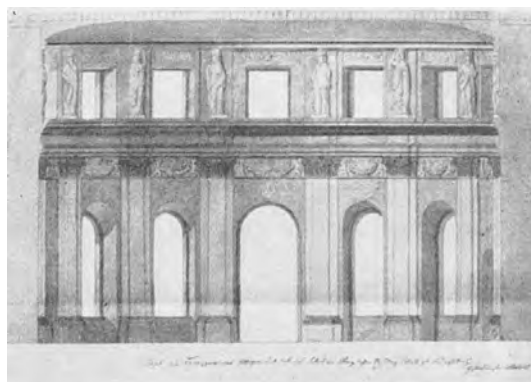
Das Ergebnis der Untersuchung bedeutete das Ende für die barocken Deckenfresken und Stuckdekorationen in vier zentralen Räumen des Neuen Corps de logis. Im Winter 1813/14 wurden die Decken der beiden Säle und der Treppenhäuser abgeschlagen. An ihre Stelle traten schlichte, zurückhaltend profilierte weiße Stuckdecken mit Rosetten in klassizistischer Manier, die durch die Stuckatoren Johann Gottlieb Friedrich und Ludwig Mack ausgeführt wurden. ¹²⁹

In den nach oben offenen Deckengewölben der Treppenhäuser und dem Obergeschoss des Gardesaals wurde durch die neuen schlichten Decken der barocke Raumeindruck zwar etwas gemindert, jedoch nicht erheblich beeinträchtigt. Im Marmorsaal hingegen, der damals als Speisesaal bezeichnet wurde, war mit dem Entfernen der Deckenverzierungen ein ganz erheblicher Teil der Raumdekoration verloren gegangen. Deshalb veranlasste Hofbaumeister Thouret die gänzliche Umgestaltung des Raumes in klassizistischen Formen. Die Ausführung erfolgte in mehreren Abschnitten zwischen 1814 und 1816.

Als erstes wurde 1814 anstelle des Deckengewölbes eine leicht gewölbte Flachdecke eingezogen, so dass eine Attikazone entstand. Die Flachdecke dekorierte Hofmaler Jean Pernaux nach Angaben von Thouret im Frühjahr 1815 mit einer illusionistischen Deckenmalerei, die den Raum als einen nach oben offenen Gartensaal erscheinen lässt. Am blauen, wolkgigen Himmel kreisen ein Adler und vier Wildenten, die in ihren Krallen die fünf Kronleuchter zu halten scheinen. ¹³⁰

Im Juli 1815 forderte die Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg Hofbaumeister Thouret auf, über sämtliche Arbeiten im Speisesaal mit Ausnahme des Bodens Kostenvoranschläge vorzulegen und mitzuteilen, wie weit die Arbeiten gediehen sind. ¹³¹ Zur Wanddekoration legte Thouret dem König im September 1815 einen Entwurf vor, der im Hauptgeschoss korinthische Pilaster mit Rücklagen und zwischen den Kapitellen Früchtestons mit Kandelabern zeigt. In der Attikazone über dem Hauptgesims setzen sich die Pilaster durch Koren fort, während die Flächen über den dazwischen liegenden Fenstern mit diagonal gekreuzten Thyrsusstäben geschmückt sind. ¹³² König Friedrich genehmigte »die anliegende Zeichnung zur Decoration der Attique der Decke des Speißsaals« mit der Änderung, dass »die Pilastres nicht von Stuck, sondern von Alabaster werden sollen«. Am 22. September 1815 erhielt Thouret die Anweisung, dass »mit dem Schneiden, Sägen und Zubereiten des Alabasters nach besonderem hochfürstlichen Befehl ohne allen Verzug angefangen werden solle«. ¹³³ Thouret sah jedoch bei der Verwendung von Alabaster erhebliche Schwierigkeiten. Da der Alabaster »in einer sehr großen Quantität für nötige Auswahl in Würmlingen erst gebrochen, erkaufft, mehreres Fuhrwerk und eine große Anzahl von allerhand Arbeiter zum Brechen, Sägen, Schleifen und Polliren angestellt« werden müsse, könne »ohne die größte Anstrengung und ohne sehr bedeutenden Kostenaufwand der Speißsaal nicht wohl diß Jahr mehr fertig werden«. Er schlug deshalb vor, die Pilaster wie ursprünglich geplant in Stuckmarmor auszuführen und versicherte, dass dann der Saal »auf die bestimmte Zeit mit einem bedeutend geringeren Costen fertig« werde. Der Ausführung der Pilaster in Stuckmarmor stimmte König Friedrich Ende September 1815 schließlich zu. ¹³⁴

Marmorierer Eugen Schweiger und seine Gesellen dekorierten 1815/16 die Wände des Marmorsaals mit weißem, gelbgrauem und rötlichem Stuckmarmor.¹³⁵ Bereits im August 1815 waren die Stuckatoren im Marmorsaal tätig.¹³⁶ Die Koren in der Attikazone schuf der Stuckator Ludwig Mack nach Entwürfen von Johann Heinrich Dannecker.¹³⁷ Mit Tellern und Kannen nehmen sie auf die Bestimmung des Raumes als Speisesaal Bezug. Die Stuckornamente, so die Medusa Rondanini und den Hermes Ludovisi über den Türen, die Früchtestons mit Kandelabern zwischen den Kapitellen, die Palmetten, Greifen und Kandelaber im Fries des Hauptgesimses, die Kränze und diagonal gekreuzten Thyrsusstäbe über den Fenstern des Attikageschosses fertigten die Stuckatoren Johann Gottlieb Friedrich, Ludwig Mack, Wilhelm Fossetta und Heinrich Hofmann nach Entwürfen des Bildhauers Antonio Isopi.¹³⁸ Den Bildhauern Gottfried Marx und Friedrich Göppel sind die vergoldeten Kapitelle



Entwurf zum Marmorsaal, von Nikolaus Friedrich von Thouret, 1815

und Basen zuzuschreiben. Die Vergoldungen führten Christoph Braun, Jean Heideloff und Carl Spitznas aus.¹³⁹

Der Sockel und die Nischen des Speisesaals sollten nach Angaben von Thouret mit grauem Ochsenwanger Landmarmor verkleidet werden. Da in Ludwigsburg keine passenden Räumlichkeiten zum Bearbeiten des Marmors vorhanden waren, musste dieser ab Dezember 1815 in Stuttgart gehauen, zugesägt, geschliffen und poliert werden. Die Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg schickte zum Sägen des Marmors acht Sträflingsarbeiter nach Stuttgart, doch forderte die Bau- und Gartendirektion Stuttgart insgesamt 40 Mann, um die Arbeiten termingerecht fertig stellen zu können. Da dies offenbar nicht funktionierte, wurde im Januar 1816 ein Akkord mit dem Marmorierer Anton Nissle über das Hauen, Schleifen und Polieren des Marmors abgeschlossen, in dem er sich zur Fertigstellung der Arbeiten bis Ende März 1816 verbindlich machte. Im April 1816 wurden der Sockel und die Nischen im Marmorsaal mit Ochsenwanger Landmarmor verkleidet.¹⁴⁰

Wegen der Anfertigung eines neuen Parkettfußbodens für den Marmorsaal hatte die Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg schon im November 1814 mit Hofschreiner Friedrich Heiligmann einen Akkord getroffen. Für 2165 fl. sollte dieser bis April 1815 einen neuen Parkettboden aus Eichenholz legen. Obgleich Heiligmann



Marmorsaal

die Parketttafeln termingerecht lieferte, stellte Thouret den Einbau des Bodens zurück, da die Wanddekorationen noch nicht ausgeführt waren. Der Einbau erfolgte wohl erst im Frühjahr 1816.¹⁴¹ Im Februar 1816 wurde die Ausführung der Fenster, Spiegel- und Glastüren der Hofglaserei in Stuttgart übertragen. Allerdings hatte der Ludwigsburger Hofglaser Viehhäuser auf Weisung von Hofbaumeister Thouret die Rahmen zu den oberen Fenstern bereits angefertigt.¹⁴²

Da König Friedrich den Marmorsaal während des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg in Gebrauch nehmen wollte, drängte er zur Eile und befahl, dass der Saal »mit allem, was zu seiner Einrichtung gehört, durchaus am 15. April ganz vollendet seyn müsse«.¹⁴³ Daraufhin wurden die Arbeiten im Marmorsaal im April zum Abschluss gebracht und im Mai die noch ausstehenden Verdienstzettel eingezogen. Die Kosten des Umbaus beliefen sich nach der im Oktober 1816 genehmigten Kostenzusammenstellung auf 32 688 fl.¹⁴⁴

Die eisernen Postamentöfen in den Nischen waren Anfang 1814 von der Bauverwaltung Stuttgart geliefert worden. Im Juni 1816 waren als Aufsätze zunächst Abgüsse von vier im Stuttgarter Neuen Schloss befindlichen Marmorstatuen, darunter einer Ceres, vorgesehen. Schließlich entschied sich König Friedrich aber für Kandelaber, die Schüler von Hofbildhauer Antonio Isopi anfertigen sollten. Nach dem Tod König Friedrichs wurden diese im Februar 1817 wieder abbestellt. An ihre Stelle traten als Ofenaufsätze vier Nachbildungen des Medici-Kraters aus Ton von Bildhauer Isopi mit Reliefs, die die Opferung der Iphigenie zeigen.¹⁴⁵

Schloss Ludwigsburg als Witwensitz von Königin Charlotte Mathilde

Am 30. Oktober 1816 starb König Friedrich in Stuttgart. Zwei Tage später wurde er in der Gruft unter der Ludwigsburger Schlosskapelle beigesetzt. Die Witwe, Königin Charlotte Mathilde, vereinbarte im November 1816 mit König Wilhelm I., ihren Witwensitz nicht – wie im Heiratsvertrag festgelegt – in Stetten im Remstal, sondern in Ludwigsburg nehmen zu können, um ihrem verstorbenen Gemahl nahe zu sein. Da Wilhelm I. Schloss Ludwigsburg nicht als Sommerresidenz nutzte, räumte er ihr im November 1816 das gesamte Schloss mit Ausnahme des Appartements des Königs und jenem des Schlosshauptmanns ein.¹⁴⁶ Charlotte Mathilde (1766-1828), die Tochter König Georgs III. von England, hielt sich von politischen Dingen fern und widmete sich ganz dem häuslichen Leben. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, mit der auch eine künstlerische Ausbildung verbunden war. So zeichnete sie und führte Porzellanmalereien und Stickereien aus.

Königin Charlotte Mathilde richtete ihren Witwensitz in ihrem bisherigen Appartement im östlichen Flügel des Neuen Corps de logis ein. Die Umbauarbeiten erfolgten in den Jahren 1816 bis 1824 unter der bewährten Leitung Thourets und seines Schülers Joseph Mühlbacher.¹⁴⁷ Dementsprechend waren auch die ausführenden Kunsthandwerker dieselben, die bereits unter König Friedrich im Schloss tätig waren. Neu hinzu kamen der Maler Johannes Danner¹⁴⁸, der Gipser Carl August Weigel¹⁴⁹ und der Vergolder Gottlob Moser¹⁵⁰.

Bereits zwei Tage nach dem Tod seines Vaters befahl König Wilhelm I., das Appartement seiner Stiefmutter im Ludwigsburger Schloss instand zu stellen.¹⁵¹ Dabei handelte es sich überwiegend um eine Instandsetzung der Wohnräume, wobei auf Befehl des Königs die Öfen überprüft und erneuert und Fußstepiche in die Zimmer



Sommerarbeitszimmer der Königin

gelegt wurden. Wenig später, noch im November 1816, erstattete Schlosshauptmann von Wechmar detaillierten Bericht: »Auch wünschen Ihre Königliche Majestät, daß in dem Gang, um den Zug abzuhalten, eine gleiche Einrichtung, wie des Höchstseligen Königs Majestät auf Ihrem Flügel haben treffen lassen, ebenfalls getroffen werden möchte, wodurch zwei weitere Vorzimmer gewonnen würden, deren eines ohne Mühe heizbar gemacht werden könnte, das andere aber unheizbar bleiben würde. Diese Einrichtung, die bloß die Einziehung zweier Bretterwände erfordert, und wozu die Thüren und sonstigen Materialien aus dem königlichen Magazin abgegeben werden können, ist mit keinem bedeutenden Kosten verknüpft und daher von dem gehorsamst Unterzogenen um so mehr auf der Stelle angeordnet worden, als diese zwei Zimmer zu Aufwartzimmern bestimmt und bey dem permanenten Aufenthalt der verwitweten Königin Majestät ganz unentbehrlich sind. Anlangend die Böden in diesen zwei Zimmern, so können die steinernen Platten liegen bleiben und dürfen bloß mit Fußsteppichen belegt werden, wozu ein in einer der Gallerien im Alten Corps de logis befindlicher Fußsteppich verwendet werden kann.«¹⁵² Allerdings war die Königin mit den Plattenböden in den Vorzimmern (R 157-158) nicht einverstanden, sondern wünschte Parkettböden aus Eichenholz. Im Juli 1817 legte die Hofbauverwaltung einen Überschlag über Parkettböden, Lambris und eine Glastüre in Höhe von 1111 fl. vor, den Landbaumeister Kümmerer auf 960 fl. moderierte. König Wilhelm I. war diese Summe aber immer noch zu hoch, weshalb er lediglich Böden von Tannenholz mit eichenen Friesen genehmigte. Auf Betreiben von Königin Charlotte Mathilde wurden im Oktober 1817 im Rahmen der Baumaßnahme die zunächst durch Bretterwände abgetrennten Räume vergipst.¹⁵³

In seinem Bericht vom November 1816 ging Schlosshauptmann von Wechmar



Vorzimmer der Königin, um 1930

auch auf die von der Königin gewünschten neuen Wandbespannungen ein: »Was aber die meisten Kosten verursachen wird, ist die Anschaffung neuer Tapeten in das Wohn-, Bibliotheks-, Vor- oder Speise- und Aufwartzimmer, da die vorhandenen Tapeten nicht mehr so beschaffen sind, daß sie mit Anstand länger so belassen werden können, und Ihre Majestät die verwitwete Königin schon mehrmals gewünscht haben, daß die genannten Zimmer mit neuen Tapeten versehen werden möchten. Zu diesem Endzweck könnte verwendet werden: in das Vor- oder Speisezimmer: gelber Damast, zu einem Zimmer im vormals kronprinzlichen Palais bestimmt; in das Wohnzimmer: grüner Gourgourant, welcher in der königlichen Gewölbsverwaltung auf Commission im Vorrath liegt; in das Bibliothekszimmer: blauer Damast, ebenfalls in das vormals kronprinzliche Palais bestimmt, oder da dieses Zimmer ganz mit Bücherschränken angefüllt wird, nur blauer Atlas; in das Aufwartzimmer: blauer Ziz, aus dem Schloß zu Ellwangen.«¹⁵⁴ Die Hofdomänenkammer wies in ihrem Beibericht an den König darauf hin, dass die Wandbespannungen auf über 6000 fl. zu stehen kommen würden. König Wilhelm I. genehmigte ein paar Tage später die vorgesehenen Arbeiten, nur könne »wegen der beschleunigten Abreise der verwitweten Königin Majestät in diesem Winter die Tapezierung der genannten vier Zimmer nicht wohl vorgenommen werden«. Die Ende 1816 erfolgte Instandsetzung des Appartements der Königin kostete 5857 fl.¹⁵⁵

Zwischen 1818 und 1824 ließ Charlotte Mathilde sämtliche Räume ihres Appartements (R 147-158) mit Ausnahme des bereits erneuerten Audienzimmers in klassizistischen Formen modernisieren und nach ihrem Geschmack einrichten. Allerdings war König Wilhelm I. immer weniger bereit, den Wünschen der Königinwitwe nachzukommen, was sicherlich vor dem Hintergrund der katastrophalen Hunger-

krise gesehen werden muss, die Württemberg in den Jahren 1816/17 heimsuchte.

Nachdem das Sommerarbeitszimmer (R 155) im November 1816 provisorisch mit einer blauen Papiertapete bezogen worden war, bat die Königinwitwe im Mai 1817 erneut um eine Tapezierung mit blauem Seidendamast. Die Schlosshauptmannschaft regte die Bestellung von neuem Seidendamast in Lyon an, doch die Oberhofintendanz ordnete an, hierzu eine der drei im Kronmobiliemagazin vorrätigen blauen Damasttapeten zu verwenden und die Vorhänge und Möbelbezüge in Frankfurt am Main zu bestellen. Als Hoftapezierer Johann Richard im Juni nach Ludwigsburg reiste, um das Sommerarbeitszimmer auszumessen, kam Charlotte Mathilde hinzu, begutachtete den mitgebrachten blauen Damast mit gelbem und weißem Muster – und lehnte ihn rundweg ab. Sie sprach sich in bestimmter Form gegen jede nicht einfarbige Damasttapedierung aus. Der Oberhofintendanz ließ sie ausrichten, dass »Ihro Majestät lieber noch ein Jahr warten und mit der einfarbigen Papiertapete gerne noch so lange vorlieb nehmen wollen, bis die Vorräthe im Magazin gestatten, dieses Allerhöchst Ihnen wegen der Malereien vorzüglich schätzbare Zimmer mit einer einfachen einfarbigen blauen Damasttapete, welche nach der Äußerung Ihrer Majestät einzig und allein zu denen im Zimmer befindlichen Malereien passe, versehen lassen zu können«. König Wilhelm I. verschob daraufhin die Tapezierung zunächst um ein Jahr, genehmigte dann aber im August 1817 doch die Bestellung von blauem Seidendamast bei den Gebrüdern Peyron in Lyon. Königin Charlotte Mathilde war darüber sehr erfreut und fand an dem ausgesuchten Stoffmuster Gefallen. Sie bat, »die weitere Verfügungen rücksichtlich dieses Stoffes treffen zu wollen, welcher mit dem ersten Blick gleich solchen Beyfall erhielt und Freude machte, daß auch sogleich entschieden wurde, hiezu schwarz samtene Meubles mit bunter Stickerey machen zu lassen«. Im November 1817 traf der Seidendamast in Stuttgart ein.¹⁵⁶

Da Charlotte Mathilde über ein erhebliches Vermögen verfügte, entschloss sie sich, den Umbau und die Neuausstattung ihrer Räume größtenteils aus eigener Tasche zu finanzieren.¹⁵⁷ Die Umbauarbeiten begannen im April 1818 im Vorzimmer (R 147) und im Assembléezimmer (R 148). Auf Kosten der Staatsfinanzverwaltung erhielten zwischen Juni und August 1818 das Sommerarbeitszimmer (R 155) und die Bibliothek der Königin (R 156) eine neue Raumausstattung. Zwischen 1818 und 1822 wurden das Arbeitszimmer (R 151), das Toilettezimmer (R 152), das Zimmer der Kammerfrau (R 153) und das Lesezimmer (R 154) auf Kosten von Charlotte Mathilde neu ausgestattet. Als letzter Raum folgte 1824 das Schlafzimmer (R 150).¹⁵⁸

Während das Lesezimmer und das Sommerarbeitszimmer biedermeierlich schlicht dekoriert wurden, besitzen das Arbeitszimmer, das Toilettezimmer und das Schlafzimmer Pilastergliederungen aus Holz, die mit ihrer Bemalung Marmor vortäuschen. Das Arbeitszimmer wurde in Anlehnung an den barocken Vorgänger als Spiegelkabinett gestaltet. Das Appartement der Königin weist sowohl repräsentative Räume im Empirestil wie auch biedermeierlich schlichte, fast bürgerliche Privaträume auf. Das Mobiliar fertigte Hofebenist Johannes Klinckerfuß. Charlotte Mathilde schmückte jeden Raum individuell mit Bildern und Erinnerungsstücken aus. Einen Teil der Stickereien auf den Bezügen des Mobiliars fertigte die Königin selbst an.

Vorzimmer der Königin

Das 1802/03 neu ausgestattete Vorzimmer der Königin (R 147), das von Charlotte Mathilde als Speisezimmer benutzt wurde, wurde 1818 ein weiteres Mal umgestaltet. Die Königin war gesonnen, »das zunächst an dem Marmorsaal befindliche Gelbe



Bibliothek der Königin

Speisezimmer und das daran stoßende Blaue Assembléezimmer« auf ihre eigene Kosten neu einzurichten und möblieren zu lassen. Anstelle der Wandbespannung aus gelbem Seidendamast, die in die Bibliothek der Königin transferiert wurde, erhielt der Raum wohl durch Marmorierer Schweiger eine Wanddekoration aus weißem Stuckmarmor und ionische Pilaster mit blau marmorierten Schäften. Hinzu kamen vier Medaillons über den Türen und zwischen den Fenstern sowie zwei Nischen an den Querwänden, wobei in der einen ein Abguss eines Amors von Johann Heinrich Dannecker zur Aufstellung gelangte. Die rahmenden Teile des Deckenfreskos wurden übertüncht.¹⁵⁹

Assembléezimmer der Königin

Zusammen mit dem Vorzimmer wurde 1818 auch das benachbarte Assembléezimmer (R 148) neu ausgestattet. Anstelle der Stuckdecke »mit vieler Vergoldung und mit drei vergoldeten Rosetten« trat eine glatte Gipsdecke. Die bislang mit blauem Atlas bezogenen Wände wurden zunächst mit blauem, halbseidnem Zeug und später mit blauem Damast bespannt.¹⁶⁰

Sommerarbeitszimmer

Die Neugestaltung des Sommerarbeitszimmers (R 155) und der Bibliothek der Königin erfolgte auf Kosten der Staatsfinanzverwaltung. Im Mai 1818 erhielt das Kameralamt Ludwigsburg einen Kostenvoranschlag über die Modernisierung des Blauen Eck- oder Wohnzimmers. Unter Zuziehung von Landbaumeister Abel wurden die Arbeiten im Juni 1818 an die Kunsthandwerker und Handwerker verakkordiert und im selben Monat vom Finanzministerium genehmigt. Die Arbeiten wurden

innerhalb von zwei Monaten ausgeführt, so dass bereits Ende August 1818 eine Abrechnung vorgelegt werden konnte. Demnach kosteten die Arbeiten 1816 fl. Im Einzelnen umfassten sie Reparaturen am Plafond, den Gesimsen und Veränderungen an den Fenstern. Schreiner Friedrich Heiligmann erneuerte die Lambris und die Türverkleidungen. Gipsler Carl August Weigel malte den Raum neu aus und in die Mitte des Plafonds kam eine Stuckrosette von Stuckator Carl Schmidt. Die Supraporten über den Türen schuf der Maler Johannes Danner um 99 fl. Die Schlosshauptmannschaft hatte die Supraporten bereits in Auftrag gegeben, jedoch mit falschen Maßangaben. So fielen sie zu klein aus und Maler Danner musste sie entsprechend



Arbeitszimmer der Königin

vergrößern. Er löste diese Aufgabe, indem er die Grisaillemalereien auf blauem Grund mit einem gelben Rahmen umgab, den er mit roten Arabesken und blauen Palmetten verzierte. Die Vergoldungen der Tapetenleisten und des Spiegelrahmens besorgte Vergolder Gottlob Moser.¹⁶¹

Bibliothek der Königin

Zusammen mit dem Sommerarbeitszimmer erhielt auch die Bibliothek (R 156) 1818 eine neue Raumausstattung. Auf Wunsch von Charlotte Mathilde wurden beim

Umzug Ende 1816 aus dem Neuen Schloss in Stuttgart vier große, sehr wahrscheinlich von Hofebenist Johannes Klinckerfuß gefertigte Bibliotheksschränke nach Ludwigsburg transportiert, die zunächst im Lesezimmer und 1817 an den Querwänden der Bibliothek Aufstellung fanden. Für die Rückwand entwarf Thouret hierzu passend drei weitere Bibliotheksschränke mit verbindendem Kranz. Ein wohl von Klinckerfuß erstellter Kostenvoranschlag wurde dem Hofbaumeister im Dezember 1816 zugestellt. Im Januar 1817 moderierte ihn Thouret auf 1051 fl. Obgleich König Wilhelm I. die Anfertigung der Bibliotheksschränke erst im März 1817 genehmigte, muss Klinckerfuß unmittelbar nach der Moderation mit der Fertigung der drei Bibliotheksschränke begonnen haben, denn die Schlosshauptmannschaft meldete im März 1817, dass die »Bibliothekskästen in das Gelbe Zimmer der verwitweten Königin Majestät« nun soweit gediehen seien, dass sie »nächsten Sonnabend aufgestellt werden können«. Nach der von Hofbaumeister Thouret entworfenen Zeichnung bringe es jedoch »die Construction mit sich, daß an die Stelle des in diesem Zimmer befindlichen Säulenofens ein geschliffener Postamentofen gesetzt wird«. Da der Ofen gleichzeitig mit den Kästen aufgerichtet werden müsse, bitte man um die Legitimation zur Abgabe eines solchen Ofens aus dem Magazin. »Auch werden noch zur Gleichstellung mit den vorhandenen Bibliothekskästen hinter die Glsthüren der neuen Kästen Vorhänge von blauem Taffent erfordert, wozu 42 Ellen hinreichen, zu deren Abgabe die königliche Gewölbsverwaltung angewiesen seyn möchte.«¹⁶² Gleichzeitig wurden die Wände des Raumes provisorisch mit gelbem Papier tapeziert. Die Kosten der drei Bibliotheksschränke und der Einrichtung des Bibliothekszimmers beliefen sich auf 1367 fl.¹⁶³

Im Jahr 1818 erfolgte dann die Modernisierung der Raumausstattung um 681 fl. Hierzu zählte die Anbringung einer neuen Wandbespannung aus gelbem Seidendamast aus dem Vorzimmer der Königin, die Anfertigung neuer Supraporten, Tapetenleisten und die Erneuerung des Plafonds. An den Arbeiten waren Maurer Johann Georg Danzer, Schreiner Friedrich Heiligmann und Maler Carl August Weigel beteiligt. Die Deckenrosette fertigte Stuckator Carl Schmidt. Die beiden Supraporten mit Darstellungen der Poesie und der Musik schuf Maler Johannes Danner.¹⁶⁴

Arbeitszimmer der Königin

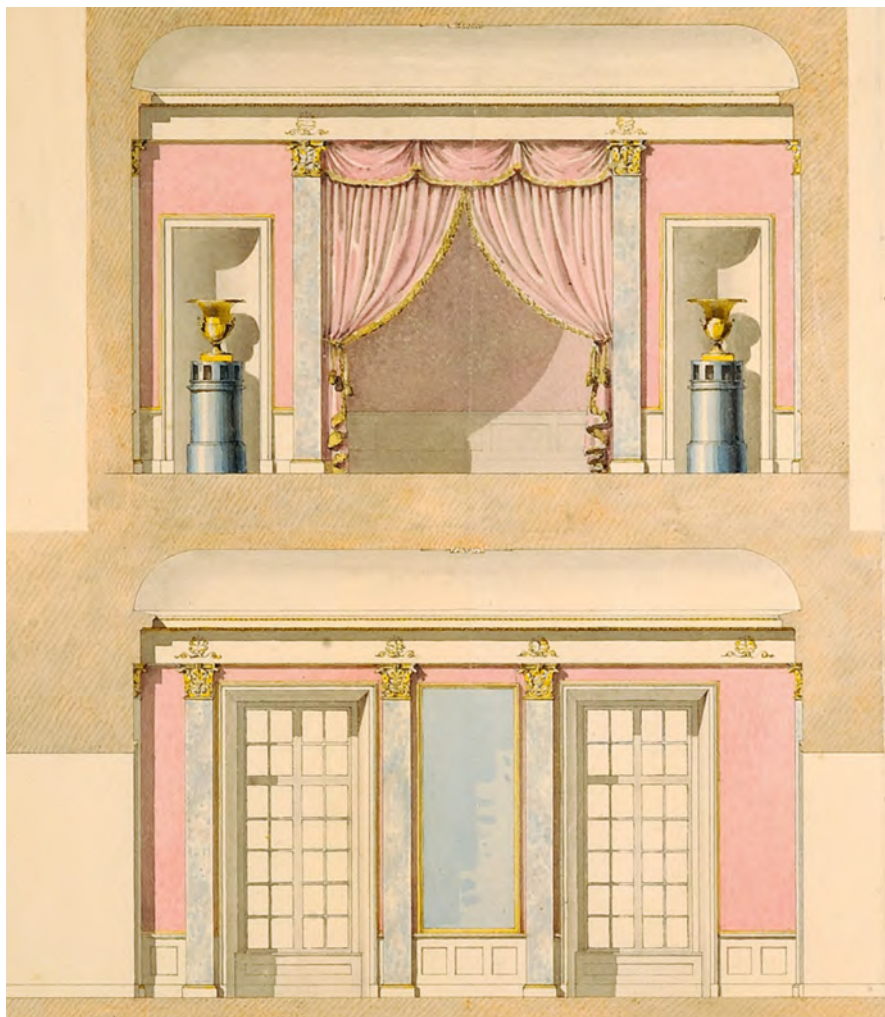
Das Arbeitszimmer (R 151) war ursprünglich das barocke Spiegelkabinett. Beim Umbau durch Thouret zwischen 1818 und 1822 wurden die Spiegel wieder an den Wänden angebracht, so dass ein klassizistisches Spiegelkabinett entstand. Der in den Farben gelb und weiß gehaltene Raum wird durch grünlich marmorierte Holzpilaster mit vergoldeten Kapitellen gegliedert. Der Plafond besteht aus einer glatten Gipsdecke. Die Grisaillemalereien über den Spiegeln mit Porträtmedaillons, Putten und Festons sind dem Maler Johannes Danner zuzuschreiben.¹⁶⁵ Das Arbeitszimmer war, wie das Protokoll über die Kamine und Öfen im Schloss vermerkt, der »gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin«.¹⁶⁶

Toilettezimmer der Königin

Das Toilettezimmer (R 152) erhielt zwischen 1818 und 1822 eine neue Raumausstattung »mit gelbem Damast und Säulen«. Der Plafond wurde als glatte Gipsdecke gestaltet. Die gelbe Wandbespannung bildet einen starken Kontrast zu den schwarz marmorierten Pilastern aus Holz und den ebonisierten Möbeln. Die drei Supraporten stammen wohl von Maler Johannes Danner und zeigen familiäre Szenen.¹⁶⁷

Lesezimmer der Königin

Das Lesezimmer (R 154) diente 1816 provisorisch als Bibliothek und wurde mit einer blauen Zitztapete mit bunten Blumen aus Schloss Ellwangen neu tapeziert. Im März 1817 wurde der Raum als Lesezimmer eingerichtet und die Zitztapete ergänzt.¹⁶⁸ Zwischen 1818 und 1822 erfolgte eine erneute Umgestaltung in schlichten Formen. Anstelle der Zitztapete trat eine Tapete aus gelbem Taft. Die Decke wurde als glatte Gipsdecke gestaltet. Die vorhandenen Supraporten ließ die Königin zurückgeben und durch drei neue ersetzen, die dem Maler Johannes Danner zuzuschreiben sind. Auf gelbem Grund sind in Grisaille Allegorien der Malerei und der Geschichte sowie ein Blumenarrangement dargestellt. Die Supraporten werden von roten Mäandern eingefasst.¹⁶⁹



Entwurf für das Schlafzimmer der Königin, von Joseph Mühlbacher, 1824



Schlafzimmer der Königin

Zimmer der Kammerfrau

Im Zimmer der Kammerfrau (R 153) blieb das barocke Deckenbild erhalten. Die Wände wurden 1816 mit grünem Damast bespannt, der jedoch bis 1822 durch eine blaue Papiertapete ersetzt wurde.¹⁷⁰

Schlafzimmer der Königin

Das Schlafzimmer (R 150) besaß 1817 eine Wandbespannung aus türkisblauem Rips. Die Bettstelle mit vergoldeten Schnitzereien war mit türkisblauem Levantin mit Fransen besetzt. Im Januar 1824 legte der Architekt Joseph Mühlbacher einen Entwurf zur Umgestaltung des Raumes vor. Er zeigt eine Raumlagerung durch bläulich marmorierte Pilaster mit vergoldeten Kapitellen. Die Wände und der Alkoven sollten mit rotem Stoff bespannt werden. Die Bettische wird von zwei kleineren, halbrunden Nischen flankiert, in denen mit Vasen bekrönte gusseiserne Öfen stehen. Der Fries am Deckengesims sollte mit Lorbeerkränzen geschmückt werden.¹⁷¹

Der Entwurf gelangte im Lauf des Jahres 1824 in etwas veränderter Form zur Ausführung. Der Raum erhielt eine glatte Gipsdecke, ein weißes Deckengesims sowie grünbraun marmorierte Pilaster aus Holz mit vergoldeten ägyptisierenden Kapitellen. Die beiden Ofennischen wurden abweichend vom Entwurf rechteckig gestaltet. Links kam ein gusseiserner Säulenofen mit einer Schale und rechts auf einem Sockel eine Vestalin von Johann Heinrich Dannecker zur Aufstellung. Die Wandbespannung aus blauem Rips wurde abgenommen und durch roten Seidendamast ersetzt. Die vier Supraporten mit Blumenkörben auf rosa Grund stammen wohl von Maler Johannes Danner. Auch das Bett und der Betthimmel wurden mit rotem Seidendamast behangen.¹⁷²



Tafelzimmer im Alten Corps de logis, um 1930

Umbauten im Alten Corps de logis

Nach der Vollendung ihres Appartements ließ Königin Charlotte Mathilde 1826/28 die als Gastappartement verwendeten Räume in der Beletage des Alten Corps de logis in einfachen Formen neu gestalten. Acht Räume sollten neue Parkettfußböden erhalten, wobei die Arbeiten 1826 über vier Jahre verteilt wurden. Infolge des Ablebens der Königin gelangten jedoch nur fünf Parkettfußböden zur Ausführung. Die Fertigung der Böden erfolgte durch die Schreiner Joseph Bruderhofer sowie Friedrich und Heinrich Heiligmann.¹⁷³

Ziel von Charlotte Mathilde war es, »das königliche Schloß in einem Stand zu hinterlassen, welcher nichts zu wünschen übrig lasse. Aus diesem Grunde waren der verewigten Königin Majestät auch gesonnen, die Verbesserungen und Verschönerungen nach und nach auf alle Theile desselben zu erstrecken und zunächst mehrere Zimmer im mittleren Stock des Alten Corps de logis neu tapeziren zu lassen, wozu der erforderliche Damast schon bereit lag, die Kosten aber gleichfalls aus eigenen Mitteln zu bestreiten, ohne die Finanzverwaltung weiter als wegen der Legung neuer eichener Fußböden in Anspruch zu nehmen, wovon die Fertigung des Plafonds im mittlern Saal den deutlichsten Beweiß abgiebt.«¹⁷⁴ Mit dem Tod von Charlotte Mathilde am 6. Oktober 1828 wurden die Umbauarbeiten im Alten Corps de logis eingestellt.¹⁷⁵

Anmerkungen

- 1 Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um die angekündigte eingehende Darstellung der einzelnen Umbaumaßnahmen; vgl. Rolf Bidlingmaier: Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz von König Friedrich, in: Schloss Ludwigsburg. Geschichte einer barocken Residenz, Tübingen 2004, S. 134-159 und 182 f., Anm. 1. – Eine Untersuchung über den Umbau und die Neuausstattung zahlreicher Räume im Ludwigsburger Schloss unter König Friedrich und seiner Frau Charlotte Mathilde im Stil des Klassizismus und Empire war bis zum Erscheinen oben genannten Beitrags weitgehend ein Desiderat der Forschung geblieben. Eine eingehendere Bearbeitung erfuhren zuvor lediglich das Mobiliar von Johannes Klinckerfuß und das Schlosstheater; vgl. Wolfgang Wiese: Johannes Klinckerfuß. Ein württembergischer Ebenist (1770-1831), Sigmaringen 1988, und Hans-Joachim Scholderer: Das Schlosstheater Ludwigsburg, Berlin 1994. – In verschiedenen Publikationen wurde immer wieder betont, dass die wesentlichen Archivalien zu den Umbaumaßnahmen im Ludwigsburger Schloss unter König Friedrich verloren gegangen seien, so zuletzt Axel Burkarth: Nikolaus von Thouret (1767-1845). Forschungen zum Wirken eines württembergischen Hofarchitekten in der Zeit des Klassizismus, Diss. Stuttgart 1991, S. 4-6. Dies veranlasste mich, die einschlägigen Quellen systematisch durchzusehen. Dabei zeigte es sich, dass entgegen der obigen Aussage ein Großteil der Quellen noch vorhanden ist, aber bislang nicht ausgewertet worden war. Inzwischen sind die wichtigsten Forschungsergebnisse in den aktuellen Schlossführer eingearbeitet worden; vgl. Michael Wenger: Schloss Ludwigsburg. Die Gesamtanlage und Schloss Ludwigsburg. Die Innenräume, München 2004. An neuerer Literatur zum Thema sind drei kurze Beiträge in der Zeitschrift Schlösser in Baden-Württemberg zu nennen: Michael Wenger: König Friedrichs Klassizismus (Heft 1/2006, S. 8-13); Catharina Raible: Charlotte Mathildes Thron (Heft 2/2006, S. 36-38); Catharina Raible: Staatsgeschäfte auf dem Lande (Heft 3/2006, S. 24-27). Catharina Raible bereitet in ihrer Dissertation eine detaillierte Untersuchung des Appartements von König Friedrich im Neuen Corps de logis unter Einschluss des Mobiliars vor. Bei ihr bedanke ich mich für die anregende Diskussion über die Details der einzelnen Baumaßnahmen und Veränderungen.
- 2 Paul Sauer: Der schwäbische Zar. Friedrich, Württembergs erster König, Stuttgart 1984; Volker Press: König Friedrich I., der Begründer des modernen Württemberg, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Stuttgart 1987, Bd. 2, S. 25-40.
- 3 Zur Funktion von Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz König Friedrichs vgl. Eberhard Fritz: Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz. Friedrich von Württemberg und seine Hofhaltung im frühen 19. Jahrhundert, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 189-236.
- 4 Goethe in Schwaben, hrsg. von Peter Herwig, Göttingen 1982, S. 18.
- 5 Zu Nikolaus Friedrich von Thouret (*2.6.1767 Ludwigsburg, † 17.1.1845 Stuttgart) vgl. Burkarth (wie Anm. 1); Klaus Merten: Thouret als württembergischer Hofbaumeister 1798-1817, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Stuttgart 1987, Bd. 2, S. 411-432; Paul Faerber: Nikolaus Friedrich von Thouret. Ein Baumeister des Klassizismus, Stuttgart 1949.
- 6 Johann Gottlieb Friedrich (* 24.11.1754 Stuttgart, † 12.5.1833 Stuttgart), Stuckator. Würde 1770-1778 an der Hohen Carlsschule zum Stuckator ausgebildet und bereits 1778 zum Hofstuckator ernannt. Als solcher führte er zahlreiche Stuckdekorationen in Schloss Hohenheim, im Neuen Schloss in Stuttgart und in den Ludwigsburger Schlössern aus. 1798/99 war er unter Thouret im Schloss Weimar tätig.
- 7 Ludwig Mack (* 27.3.1767 Ludwigsburg, † 17.8.1835 Tübingen), Stuckator und Bildhauer. Erhielt seine Ausbildung 1782 bis 1792 an der Hohen Carlsschule unter dem Bildhauer Johann Heinrich Dannecker, dessen Mitarbeiter er über lange Jahre blieb. Als Hofstuckator arbeitete er in den Schlössern in Stuttgart und Ludwigsburg. Als Zeichenlehrer unterrichtete er ab 1818 am Gymnasium in Stuttgart, ab 1829 an der Kunstschule und ab 1832 auch an der Gewerbeschule.
- 8 Heinrich Hofmann (* 1.5.1783 Stuttgart, † 4.7.1842 Stuttgart), Stuckator. Sohn des Hofstuckators Johannes Hofmann, bei dem er seine Ausbildung zum Stuckator erhielt. Er führte Stuckarbeiten im Festinbau in Monrepos und im Ludwigsburger Schloss aus.
- 9 Wilhelm Fossetta (* 23.6.1778 Stuttgart, † 19.9.1839 Stuttgart), Stuckator. 1805 zum Hofstuckator ernannt. Als Stuckator ist er im Neuen Schloss in Stuttgart, in Schloss Ludwigsburg und in Schloss Rosenstein nachweisbar.

- 10 Carl Schmidt (* 5.11.1773 Ludwigsburg, † 24.3.1845 Ludwigsburg), Stuckator. Sohn des Oberbossierers an der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur; dort zum Modellierer und Bossierer ausgebildet. Er fertigte Stuckornamente für das Ludwigsburger Schloss und war ab 1810 als Lehrer am Kunstinstitut in Ludwigsburg tätig. Vgl. Hans Dieter Flach: Ludwigsburger Porzellan. Fayence, Steingut, Kacheln, Fliesen. Ein Handbuch, Stuttgart 1997, S. 946.
- 11 Antonio Isopi (* 5.2.1758 Rom, † 2.10.1833 Ludwigsburg), Bildhauer. Absolvierte in Rom eine Ausbildung zum Ornamentbildhauer und Tierbildner. 1793 von Herzog Carl Eugen als Hofbildhauer nach Württemberg berufen. Hier schuf er zahlreiche Modelle, nach denen die Stuckatoren die Deckengesimse und Stuckornamente in den Schlössern ausführten, so auch in Schloss Ludwigsburg. 1799 von Goethe kurzfristig nach Weimar berufen. 1810-1817 Leiter des Kunstinstituts in Ludwigsburg. Vgl. Annette Köger: Antonio Isopi (1758-1833), 2 Bände, Frankfurt am Main 1996.
- 12 Georg Matthäus Schmid (* 21.5.1771 Lorch, † 13.9.1821 Stuttgart), Bildhauer. Erhielt seine Ausbildung 1792-1794 an der Hohen Carlsschule, fertigte Fayenceöfen für Schloss Ludwigsburg und Schloss Monrepos an.
- 13 Johann Wilhelm Ziegler (* 17.10.1756 Stuttgart, † 18.4.1830 Stuttgart), Bildhauer. 1802 zum Hofbildhauer ernannt, fertigte vor allem Bildhauerarbeiten aus Holz.
- 14 Gottfried Marx (* 31.10.1777 Stuttgart, † 20.7.1844 Stuttgart), Bildhauer. War an den Bildhauerarbeiten im Appartement von König Friedrich in Schloss Ludwigsburg beteiligt.
- 15 Friedrich Göppel (* 21.8.1764 Stuttgart, † 6.11.1847 Stuttgart), Bildhauer. 1806 zum Hofbildhauer ernannt, schuf vor allem Bildhauerarbeiten aus Holz.
- 16 Bernhard Frank (* 11.11.1770 Eltingen, † 29.11.1836 Stuttgart), Bildhauer. 1784-1792 Schüler von Dannecker und Scheffauer an der Hohen Carlsschule. 1798 zum Hofbildhauer ernannt. Er führte Bildhauerarbeiten in Holz für die Ludwigsburger Schlösser und 1799-1803 die Restaurierung aller Statuen, Vasen und Trophäen in Ludwigsburg aus. Nach seiner frühen Erblindung durch eine Verletzung bei der Ausführung eines der vor Schloss Monrepos stehenden Löwen betrieb er einen Möbel- und Spiegelhandel.
- 17 Viktor Heideloff (* 29.6.1759 Stuttgart, † 11.5.1817 Stuttgart), Maler. Erhielt seine Ausbildung 1771-1780 an der Hohen Carlsschule. 1782 konnte er Frankreich und Italien bereisen. 1788 zum Hoftheatermaler, 1789 zum Professor an der Hohen Carlsschule ernannt. Er war ein sehr vielseitiger Maler, der neben Theaterdekorationen vor allem auch Deckenbilder und Dekorationsmalereien in den Schlössern in Hohenheim, Stuttgart und Ludwigsburg ausführte. Daneben schuf er einen Zyklus von Ansichten des Englischen Gartens in Hohenheim. Vgl. Ulrich Thieme/Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 16, Leipzig 1923, S. 259 f.
- 18 Jean Pernaux (* 27.8.1775 Ludwigsburg, † 24.12.1819 Stuttgart), Dekorationsmaler und Gipsler. Sohn des Oberdrehers Johannes Perenot an der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur; dort zum Maler ausgebildet. 1809 zum Hofgipsler ernannt. War im Neuen Schloss in Stuttgart und in Schloss Ludwigsburg tätig. Vgl. Flach (wie Anm. 10) S. 912.
- 19 Johannes Klinckerfuß (* 8.6.1770 Bad Nauheim, † 18.10.1831 Stuttgart), Ebenist. Ging nach einer Schreinerlehre auf Wanderschaft und war Schüler von David Roentgen in Neuwied. Kam 1795 nach Stuttgart. 1799 zum Kabinettsebenisten ernannt. Durch seine hochwertigen Arbeiten entwickelte er sich zum führenden Ebenisten in Württemberg in der Zeit des Klassizismus. Für den württembergischen Hof lieferte er ganze Zimmergarnituren, so für das Neue Schloss in Stuttgart, Schloss Ludwigsburg und Schloss Rosenstein. Vgl. Wiese (wie Anm. 1).
- 20 Jean Heideloff (* 22.1.1765 Stuttgart, † 1817/33), Vergolder. Erlernte bei seinem Vater Carl Heideloff den Beruf des Vergolders. 1804 zum Hofvergolder ernannt. Führte zahlreiche Vergoldungen in den Schlössern in Stuttgart und Ludwigsburg aus. 1817 ist er in Coburg bei der Neuausstattung der Innenräume von Schloss Ehrenburg nachweisbar. Bruder des Malers Viktor Heideloff. Zur Künstlerfamilie Heideloff vgl. Hans-Ulrich von Ruepprecht: Die Künstlerfamilie Heideloff, Stuttgarter Zweig, und ihre Herkunft, in: Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde 19 (1989) S. 277-288.
- 21 Christoph Braun (* 4.2.1767 Stuttgart, † 12.11.1835 Stuttgart), Vergolder. 1802 zum Hofvergolder ernannt, betätigte sich außerdem als Spiegelhändler. Führte Vergolderarbeiten im Neuen Schloss in Stuttgart und in Schloss Ludwigsburg aus.

- 22 Carl Spitznas (* 14.12.1774 Saarbrücken, † 18.3.1836 Stuttgart), Vergolder. Im Neuen Schloss in Stuttgart und im Schloss Ludwigsburg tätig.
- 23 Anton Nissle (* 14.2.1771 Stuttgart, † 4.8.1827 Stuttgart), Marmorierer. Fertigte Marmorarbeiten im Ludwigsburger Schloss und im Mausoleum des Grafen Zeppelin in Ludwigsburg.
- 24 Friedrich Heiligmann (* 10.1.1758 Reusten, † 10.1.1833 Ludwigsburg), Schreiner. Schwiegersohn des Hofschreiners Johann Georg Blaufelder und dessen Nachfolger als Hofschreiner. Führte bei den Umbauarbeiten im Ludwigsburger Schloss und Schloss Monrepos einen großen Teil der Schreinerarbeiten, darunter zahlreiche Fußböden, aus.
- 25 Johann Wilhelm Blaufelder (* 14.4.1768 Ludwigsburg, † 20.8.1835 Hoheneck), Schreiner. Sohn des Hofschreiners Johann Georg Blaufelder. Arbeitete als Ebenist und Knopfmacherfabrikant. Am Ludwigsburger Schloss fertigte er die Fenster in der Bildergalerie.
- 26 Andreas Viehhäuser (* 9.11.1773 Ludwigsburg, † 6.1.1847 Ludwigsburg), Glaser. Nachfolger seines Vaters Johann Friedrich Viehhäuser als Hofglaser. Führte einen Großteil der Glaserarbeiten beim Umbau des Ludwigsburger Schlosses aus.
- 27 Carl Fortschunk (* 3.11.1765 Ludwigsburg, † 27.12.1843 Ludwigsburg), Schlosser. War Hofschlosser und bekleidete später das Amt des Schlosserobermeisters. Fertigte einen Großteil der Schlosserarbeiten beim Umbau des Ludwigsburger Schlosses.
- 28 Eugen Schweiger (* 22.8.1754 Wessobrunn, † 3.3.1839 Ludwigsburg), Marmorierer und Stuckator. Kam in den 1780er Jahren aus Wessobrunn nach Württemberg, wo er bei der Ausstattung von Schloss Hohenheim mitwirkte. 1802 zum Hofmarmorierer ernannt. Führte zahlreiche Stuck- und Stuckmarmorarbeiten im Schloss Ludwigsburg aus. Vgl. Hugo Schnell/Uta Schedler: Lexikon der Wessobrunner, München/Zürich 1988, S. 282.
- 29 Kaspar Seegmiller (* 26.12.1762 Stoffen bei Landsberg am Lech, † 28.7.1832 Wessobrunn), Marmorierer und Stuckator. Ist zwischen 1799 und 1804 mit Arbeiten in den Ludwigsburger Schlössern nachweisbar. Vgl. Schnell/Schedler (wie Anm. 28) S. 285.
- 30 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 282 Bü 1780.
- 31 HStAS A 282 Bü 1780/81. – Ab 1829 wurde die Schlosskapelle wieder für den katholischen Gottesdienst in Anspruch genommen, so dass es ab diesem Zeitpunkt keinen evangelischen Kirchenraum im Schloss mehr gab.
- 32 HStAS A 282 Bü 1781/82; A 303 Bd. 8771 und Bü 8808; Ute Esbach: Die Ludwigsburger Schlosskapelle. Eine evangelische Hofkirche des Barock, Worms 1991, Bd. 1, S. 159-161 und Bd. 2, S. 476-500. – Nicht ausgewertet wurden von Ute Esbach die Baukonsignation und die Rechnungsbeilagen, HStAS A 303 Bü 8808, die einen detaillierten Überblick über die ausgeführten Arbeiten und die Baukosten geben.
- 33 HStAS A 16 Bü 11; A 27 II Bd. 10 Nr. 248, 253, 279. – Obgleich das Eisenwerk Königsbronn eine Lieferung innerhalb vier Wochen zugesagt hatte, erfolgte das Brennen der Formen erst im Dezember 1803, wobei die im Freien vorzunehmende Arbeit durch stürmische Witterung und tiefen Schnee beeinträchtigt wurde. Damit wurden die Öfen erst im Jahr 1804 geliefert; HStAS A 27 II Bd. 10 Nr. 354, 359.
- 34 HStAS A 27 II Bd. 10 Nr. 263, 265.
- 35 HStAS A 27 II Bd. 10 Nr. 278, 283; A 19a Bd. 1069, Bl. 16, 19.
- 36 HStAS A 19a Bd. 1068-1071. – In den Rechnungsbänden lassen sich die Arbeiten in groben Zügen verfolgen. So arbeiteten Marmorierer Nissle, Stuckator Hofmann und weitere Stuckatoren und Maler von Oktober 1803 bis April 1804 in der Bildergalerie; HStAS A 19a Bd. 1067, Bl. 29; Bd. 1068, Bl. 20-24; Bd. 1069, Bl. 11-15. Die Stuckatoren Schweiger und Seegmiller lassen sich von April bis September 1804 in der Bildergalerie nachweisen; HStAS A 19a Bd. 1069, Bl. 19; Bd. 1070, Bl. 16; Bd. 1071, Bl. 42.
- 37 HStAS A 19a Bd. 1068, Bl. 14; Bd. 1069, Bl. 22, 24. – Stuckator Carl Schmidt erhielt laut Zettel vom März 1804 »für 20 Kapital in die vordere Galerie« 11 fl., Stuckator Schweiger fertigte bis Ende Dezember 1803 »27 Schäfte in die Galerie« und im Januar 1804 »16 Schäfte für die vordere Galerie«.
- 38 Das Medaillon ist signiert: »Scheffauer 1805 fecit«.
- 39 HStAS A 19a Bd. 1070, Bl. 16; Bd. 1071, Bl. 43 f.; Bd. 1072, Bl. 31 f.; Bd. 1073, Bl. 43, 46. – An »dem Carrarischen und blauen Marmor zu einem Basrelief in die Galerie im Schloß Ludwigsburg« wurde von Juli bis Oktober 1804 gearbeitet.

- 40 Schlossverwaltung Ludwigsburg (SVL), Hauptinventar 1837 Bd. 3, Bl. 35; Köger (wie Anm. 11) S. 799; HStAS A 19a Bd. 1069, Bl. 16.
- 41 HStAS A 27 II Bd. 10, Nr. 377. – Anfang Januar 1804 bat die Bau- und Gartenkommission Ludwigsburg Bauverwalter Daniel in Stuttgart, dass »der zu Hohenheim im Schloß im Bibliothekzimmer stehende Apolleten-Marmor nebst den Pfosten mit hieher abgegeben werde, um in die neu eingerichtet werdende vordere Gallerie des hiesigen Schlosses aufgestellt zu werden«. Anfang März 1804 war zwar der Apollo in Ludwigsburg, jedoch fehlte noch das Postament, um dessen Übersendung gebeten wurde; HStAS A 27 II Bd. 10, Nr. 468.
- 42 HStAS E 221 I Bü 114. – Galerieinspektor Danner schrieb hierzu: »1806. Bei Einrichtung der Bildergallerie wurden sämtliche zur Aufnahme in dieselbe geeignet gefundene, theils in dem Grafenbau, theils in dem königlichen Schloß befindlich gewesene Gemälde durch mich hergestellt, der alte Firniß abgenommen, das Beschädigte retouchirt und sodann alle frisch firnißt.«
- 43 HStAS A 27 II Bd. 10, Nr. 263, 265.
- 44 HStAS A 16 Bü 32.
- 45 HStAS E 6 Bü 100.
- 46 HStAS A 19a Bd. 1074, Bl. 57 f.; Bd. 1075 Bl. 46 f. – Aufgrund der dort angeführten Zahlungslisten erhielten Maler Neuner, Marmorierer Schweiger, Quadrator Kärcher und Tagelöhner Haag und Mitarbeiter zwischen April und Juli 1805 für ihre Arbeit mehr als 1300 fl. Zwischen Juli und September 1805 arbeiteten Schweiger und Hofstuckator Friedrich mit ihren Mitarbeitern in der Ahnengalerie. Für ihre Arbeit hier und im Ordensaal erhielten sie über 1300 fl. Die Ahnengalerie wird in den Quellen als »hintere Galerie«, »Familiengalerie« und »Marmorgalerie« bezeichnet; HStAS A 19a Bd. 1077, Bl. 38; Bd. 1081, Bl. 44, 49.
- 47 HStAS A 19a Bd. 1077, Bl. 38, 49. – Vergolder Spitznas empfing für seine Arbeit 1786 fl.
- 48 HStAS E 221 I Bü 114. – Galerieinspektor Danner schrieb hierzu: »1806/07. Auf dieses Geschäft folgte die Herstellung der Familiengalerie, wobei bemerkt werden muß, daß die Familienportraits oben rund waren und deßwegen nach allerhöchster Anordnung Ekke angesetzt, diese gut geküttet, überhaupt aber alle Gemälde gepuzt, der alte Firniß abgenommen, das Beschädigte retouchirt und das Ganze wieder firnißt werden mußte.«
- 49 HStAS A 27 II Bd. 12, Bl. 150; A 19a Bd. 1084, Bl. 152-167. – Die neuen Räume wurden teilweise dazu genutzt, »um die von Mergentheim gekommene Gerätschaften daselbst aufzustellen«.
- 50 HStAS A 16 Bü 33; A 19a Bd. 1042. – Weitere Stuckarbeiten wurden im April 1804 ausgeführt; HStAS A 19a Bd. 1066, Bl. 13-18.
- 51 HStAS A 16 Bü 33; A 19a Bd. 1042.
- 52 Bereits im Januar 1802 beabsichtigte Herzog Friedrich, Veränderungen im Audienzzimmer der Herzogin vorzunehmen, wozu Hofbaumeister Thouret hinzugezogen wurde. Nachdem ein Überschlag vorlag, wollte Herzog Friedrich selbst einen Augenschein einnehmen; HStAS A 21 Bü 33. Mangels weiterer Quellenbelege bleibt offen, ob es damals zu Veränderungen im Audienzzimmer der Herzogin kam.
- 53 HStAS E 6 Bü 149; vgl. Catharina Raible: Charlotte Mathildes Thron (wie Anm. 1).
- 54 HStAS A 19a Bd. 1077, Bl. 38.
- 55 HStAS A 19a Bd. 1077, Bl. 43. – Marmorierer Nissle verdiente bei der »Versetzung eines französischen Camins im Schloß im Audienzzimmer der Königin Majestät« laut Zettel vom 16. Februar 1806 10 fl.
- 56 HStAS A 19a Bd. 1077, Bl. 44 f. – Für die »Stuccoarbeit in das Audienzzimmer der Frau Königin Majestät« wurden an Stuckator Hofmann »et Consorten« gemäß einer Liste vom 26. Januar bis 15. Februar 1806 214 fl. ausbezahlt.
- 57 HStAS A 19a Bd. 1080, Bl. 27. – »Für Arbeit in das Audienzzimmer der Königin Majestät« verdiente laut Zettel vom 20. April 1806 Hofbildhauer Frank 45 fl. und Bildhauer Göppel laut Zettel vom 7. März 1806 41 fl.; HStAS A 19a Bd. 1081, Bl. 50. Hofbildhauer Ziegler erhielt »für Arbeit im Schloß im Audienzzimmer der Königin Majestät« laut Zettel vom 7. April 1806 261 fl.
- 58 HStAS A 19a Bd. 1079, Bl. 25 und Beleg 184. Es handelt sich um den einzigen Rechnungsbeleg, der von der Neuausstattung von Schloss Ludwigsburg unter König Friedrich erhalten geblieben ist.

- 59 HStAS A 19a Bd. 1080, Bl. 27; Bd. 1081, Bl. 49. – Pernaux forderte »für Arbeit im Schloß im Audienzzimmer der Königin Majestät« laut Zettel vom 28. Juni 1806 814 fl.
- 60 HStAS A 19a Bd. 1081, Bl. 45, 47. – Hofvergolder Braun erhielt laut Zettel vom 20. März 1806 434 fl., Hofvergolder Heideloff »für Arbeit im Schloß im Audienzzimmer der Königin Majestät an den neuen Wappen und Kronen nach vier Zetteln vom April 1806 bis Mai 1807 1069 fl.«.
- 61 Thouret war im März 1804 mit Dekorationsmalereien »an den Plafonds von drei großen Zimmern im Churfürstlichen Schlosse zu Ludwigsburg« beschäftigt. Dabei handelt es sich wohl um das Vorzimmer, Audienzzimmer und Konferenzzimmer im Appartement des Königs; vgl. Faerber (wie Anm. 5) S. 161.
- 62 HStAS A 19a Bd. 1042. – Die Stuckatoren Gebrüder Schmidt erhielten für Stuckarbeiten im Vorzimmer und deren Versetzung im Februar und März 1802 insgesamt 77 fl.
- 63 HStAS A 16 Bü 33.
- 64 HStAS A 19a Bd. 1069, Bl. 12, 18; Bd. 1070, Bl. 13, 18. – Bildhauer Georg Matthäus Schmid erhielt laut Quittung vom 12. Mai 1804 für Arbeiten im Audienz- und Konferenzzimmer eine Abschlagszahlung von 110 fl. Am 12. April 1804 hatte er für »zwei glasierte Öfen in das Audienzzimmer« 318 fl. empfangen.
- 65 Köger (wie Anm. 11) S. 789, 877 f.
- 66 HStAS A 16 Bü 33; A 19a Bd. 1069, Bl. 13.
- 67 Faerber (wie Anm. 5) S. 161. Im Mai 1804 waren die Arbeiten weitgehend beendet; HStAS E 200 Bü 484.
- 68 HStAS E 6 Bü 33. Bereits im Mai 1802 wurden im Konferenzzimmer sechs Stühle mit gelbem Damastbezug und ein Tisch aufgestellt.
- 69 HStAS A 19a Bd. 1069, Bl. 80; Bd. 1070, Bl. 13.
- 70 Faerber (wie Anm. 5) S. 161.
- 71 Vgl. hierzu die Surtrumeaus im Audienzzimmer der Königin, von denen zwei Darstellungen mit den Supraporten im Konferenzzimmer des Königs identisch sind. Bidlingmaier (wie Anm. 1) S. 183, Anm. 32 ist entsprechend zu korrigieren.
- 72 HStAS E 6 Bü 107, Dekret vom 19.11.1808. – Die von Michael Wenger (Schloss Ludwigsburg. Führer durch die Räume, Stuttgart 1998, S. 22) auf »um 1804« datierte Abtrennung der beiden Räume (R 129, 134) von der Westlichen Galerie ist auf 1808/09 zu korrigieren.
- 73 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 82, 94, 107.
- 74 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 113, 125 f.; Bd. 12, Bl. 82 f., 89.
- 75 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 133 und 141.
- 76 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 170 f.
- 77 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 183, 215 f., 224; A 19a Bd. 1084, Bl. 168. Aufgrund weiterer Rechnungen erhöhte sich der Gesamtbetrag um 991 fl., wurde dann jedoch von Hofbaumeister Thouret auf 34125 fl. moderiert.
- 78 HStAS A 19a Bd. 1084, Bl. 168-178. Dort sind die Gesamtbeträge der einzelnen Kunsthandwerker und Handwerker aufgeführt. Das Kostenverzeichnis selbst und die Rechnungen haben sich nicht erhalten, so dass nicht mehr ersichtlich ist, welcher Kunsthandwerker in welchem Raum tätig war. Hohe Geldbeträge erhielten Maurer Johann Jakob Hiller (1747 fl.), Schreiner Carl Friedrich Schweickle (2690 fl.), Kabinettsiebenist Johannes Klinckerfuß (1962 fl.), Schreiner Friedrich Heiligmann (2943 fl.), Bildhauer Johann Gottfried Marx (811 fl.), Maler Jean Pernaux (2489 fl.), Vergolder Jean Heideloff (4017 fl.), Vergolder Christoph Braun (1738 fl.), Vergolder Philipp Scheele (1115 fl.), Vergolder Carl Spitznas (3201 fl.), Glaser Andreas Viehhäuser (936 fl.) und Schlosser Carl Friedrich Fortschunk (2263 fl.). Rund ein Drittel der Baukosten entfiel auf Vergolderarbeiten.
- 79 HStAS A 19a Bd. 1089, Bl. 291 f.; A 27 II Bd. 2, Nr. 2716. Der Parkettfußboden stammt demnach wohl aus dem Deutschordensschloss in Bad Mergentheim.
- 80 HStAS A 21 Bd. 85a; E 20 Bü 570; Wiese (wie Anm. 1) S. 68, 268. – Die Mahagoniver-täfelung der Bibliothek führte der Stuttgarter Hofschreiner Carl Friedrich Schweickle (* 18.12.1777 Stuttgart, † 3.3.1823 Stuttgart) aus, während die Schränke sein Schwager, Hofebenist Johannes Klinckerfuß anfertigte. Bei der Abrechnung erhielt Schweickle 2690 fl. und Klinckerfuß 1962 fl.; HStAS A 19a Bd. 1084, Bl. 170 f.
- 81 HStAS E 6 Bü 107; SVL Inventar 1825, Bl. 10.

- 82 Sie entsprechen den von Hofmaler Johannes Danner geschaffenen Supraporten im Sommerarbeitszimmer der Königin.
- 83 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 2860, 3211; Bd. 6, Bl. 75, 124 f., 270; A 19a Bd. 1090, Bl. 154; E 6 Bü 107. Da die Sockel, Türen und Lambris zum Teil neu gestrichen, repariert und vergoldet werden mussten, betrug die Gesamtkosten 743 fl.
- 84 HStAS E 6 Bü 107; A 19a Bd. 1084, Bl. 168-178.
- 85 HStAS E 6 Bü 107.
- 86 HStAS A 19a Bd. 1085, Bl. 161. – Hofbaumeister Thouret erhielt am 28. Juli 1810 als Reisekosten »aus Veranlassung der auf allerhöchsten Befehl vorgenommenen Einrichtung des Registraturzimmers und Gesellschaftsgalerie« 70 fl. ausbezahlt. In der Jahresrechnung 1809/10 der Bau- und Gartenkasse Ludwigsburg wird unter den Baumaßnahmen im Schloss »die neue Einrichtung des königlichen Registraturzimmers« genannt. Da jedoch die Rechnungen der Kunsthandwerker und Handwerker nur summarisch aufgeführt sind, lassen sich die Rechnungsbeträge nicht einzelnen Baumaßnahmen in diesem Jahr zuordnen; HStAS A 19a Bd. 1084, Bl. 152 f.
- 87 HStAS A 19a Bd. 1085, Bl. 152.
- 88 Hofmaler Viktor Heideloff reichte Ende Dezember 1810 eine Rechnung über 301 fl. »für Arbeit in dem königlichen Registraturzimmer« ein. Maler Pernaux erhielt zwischen April 1810 und März 1811 Zahlungen in Höhe von 1300 fl. für seine Arbeiten im Registratur- und Schlafzimmer; HStAS A 19a Bd. 1085, Bl. 155, 157; A 27 II Bd. 4, Bl. 378 f.
- 89 Giovanni Volpato/Giovanni Ottaviani: *Le loggie di Raffaele nel Vaticano*, Bd. 3, Rom 1774, Tafel 4.
- 90 HStAS E 221 I Bü 114. – Hofmaler Danner schrieb hierzu: »1811. Da die in dem Registraturzimmer des hiesig königlichen Schlosses befindlichen vielen in Oel gemalten Arabesken Seiner Königlichen Majestät zu schwach an Farbe schienen, so wurde mir der Befehl erteilt, dieselbe in frischeren, lebhafteren Farben zu malen. Bey dem angestregtesten Fleiße erforderte dieses Geschäft 3 Wochen Zeit. Da Seine Königliche Majestät mit dieser Arbeit sehr wohl zufrieden waren, so erhielt ich den Auftrag, auf gleiche Weise sämtliche Ordens im Rittersaale aufzufrischen.«
- 91 HStAS A 19a Bd. 1085, Bl. 155.
- 92 HStAS A 19a Bd. 1085, Bl. 157; A 27 II Bd. 4, Bl. 378 f.
- 93 Wiese (wie Anm. 1) S. 259. Erkennbar ist die Zweitverwendung des Mobiliars daran, dass die Schränke nicht mit den Türrahmen abschließen, sondern über diese hinaus stehen.
- 94 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 430; E 6 Bü 105; A 19a Bd. 1085, Bl. 150; Bd. 1090, Bl. 159; Wiese (wie Anm. 1) S. 17.
- 95 HStAS A 19a Bd. 1085, Bl. 150-157. – In der Rechnung der Bau- und Gartenkasse Ludwigsburg 1810/11 wird unter neuen Einrichtungen »die Vollendung des königlichen Schlaf- und Registraturzimmers« genannt. Unter den aufgeführten Kunsthandwerkern werden mit den höchsten Geldbeträgen Hofschreiner Heiligmann mit 1130 fl., Hofgipser Pernaux mit 1300 fl. und Vergolder Heideloff mit 2003 fl. genannt. Dementsprechend kann davon ausgegangen werden, dass diese erheblichen Anteil an der Ausstattung der beiden Räume hatten.
- 96 Wiese (wie Anm. 1) S. 271.
- 97 HStAS E 6 Bü 102; A 19a Bd. 1084, Bl. 179-184.
- 98 HStAS E 6 Bü 105; A 19a Bd. 1088, Bl. 178-181.
- 99 Johannes Zahlten: *Der große Saal im Ordensbau des Ludwigsburger Schlosses*, in: *Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg* 22 (1985) S. 70-88. – Aufgrund fehlender Unterlagen lässt sich der Ablauf der Umbauarbeiten nicht in allen Details exakt datieren.
- 100 HStAS A 19a Bd. 1069, Bl. 11-18. Die Stuckatoren Schweiger und Seegmiller arbeiteten von Februar bis April 1804 an der Erneuerung der »Gipsmarmorsäulen« im »Marmorsaal«.
- 101 HStAS A 19a Bd. 1075, Bl. 44, 46 f.; Bd. 1076, Bl. 45. Marmorierer Schweiger, Stuckator Friedrich und Mitarbeiter waren von Juli bis September 1805 im »Rittersaal« und in der Ahnengalerie tätig. Sie verdienten über 1300 fl., was auf umfangreiche Arbeiten hindeutet.
- 102 HStAS A 19a Bd. 1075, Bl. 47; Bd. 1081, Bl. 43. Hofvergolder Heideloff erhielt für im Jahr 1805 ausgeführte Arbeiten im »Rittersaal« 572 fl., Hofvergolder Braun verdiente im Mai 1806 für Vergoldungen im »Rittersaal« 128 fl.; HStAS A 19a Bd. 1080, Bl. 27.

- 103 HStAS A 19a Bd. 1075, Bl. 46. Dort werden »Mahler Keller und Consorten« genannt, die für zwischen August und Oktober 1805 ausgeführte Arbeiten die beachtliche Summe von 732 fl. erhielten. Dies passt zur zeitlichen Abfolge des Umbaus des Ordenssaales. Die in einigen der gemalten Orden im Mittelfeld enthaltenen W (Württemberg) lassen erkennen, dass die Dekorationsmalereien vor der Umwandlung des Hubertus-Jagdordens in den Goldenen Adlerorden erfolgt sein müssen, da von diesem Zeitpunkt ab anstelle des W ein FR (Fridericus Rex) trat; vgl. Otto Lossen/Ernst Fiechter: Schloss Ludwigsburg, Stuttgart 1924, Tafel 43. Die Pilaster- und Säulenkapitelle des Ordenssaales zeigen dagegen den Großen Adlerorden mit den Initialen FR. – Bei dem Maler Keller handelt es sich um Carl Urban Keller (* 26.10.1772 Marbach, † 15.3.1844 Stuttgart), der als Advokat und Maler tätig war.
- 104 Alte Klöster – Neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803, Ostfildern 2003, Bd. 1, S. 301 f.; Charles Percier/Pierre Fontaine: Recueil de décorations intérieures, Paris 1801/1812, Tafeln 4 und 6.
- 105 Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Bd. 1.1, S. 287 f., 291 f.; Köger (wie Anm. 11) S. 750-763, 934-939; Giambattista Piranesi: Vasi, candelabri, cippi, sarcophagi, tripodi, lucerne ed ornamenti antichi, Rom 1768, Bd. 2, Tafel 96 f. Die Kandelaber stehen heute in der Bildergalerie.
- 106 HStAS A 27 II Bd. 1, Nr. 394, 552; Bd. 4, Bl. 272 f., 319; E 6 Bü 102, 105.
- 107 Rolf Bidlingmaier: Die Ordenskapelle im Ludwigsburger Schloss, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 40 (1987) S. 143-169, hier S. 146 f. Der Umbau zur Ordenskapelle kann nun auf 1807/08 präzisiert werden.
- 108 Zum Goldenen Adlerorden vgl. Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Bd. 1.1, S. 316 f.
- 109 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) E 21 Bü 315.
- 110 StAL E 21 Bü 315; HStAS A 27 II Bd. 1, Nr. 86, 95, 110; Bd. 4, Bl. 5-8. Die beiden zusätzlichen Emporen wurden bei der Restaurierung der Ordenskapelle 1960/62 wieder entfernt.
- 111 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 7 f., 51 f., 131-133.
- 112 HStAS A 27 II Bd. 1, Nr. 108; Bd. 4, Bl. 50 f.
- 113 HStAS A 27 II Bd. 1, Nr. 314, 323; Bd. 2, Nr. 869; Bd. 4, Bl. 230, 233, 244 f., 306, 559 f.; Bd. 12, Bl. 181; A 19a Bd. 1084, Bl. 152-167; E 6 Bü 102.
- 114 HStAS E 6 Bü 102; A 19a Bd. 1084, Bl. 185-190.
- 115 König Friedrich I. ließ das Schloss systematisch mit den Hoheitssymbolen des neuen Königreichs versehen, darunter auch den Brunnen und die Schlosstore.
- 116 StAL D 40 Bü 260; HStAS A 27 II Bd. 1, Nr. 56, 104; Köger (wie Anm. 11) S. 821 f.; Faerber (wie Anm. 5) S. 344 f. – Ein gleichartiger, 1811 errichteter Brunnen steht im ehemaligen Akademiehof hinter dem Neuen Schloss in Stuttgart.
- 117 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 54 f., 60.
- 118 StAL D 40 Bü 260.
- 119 HStAS A 27 II Bd. 1, Nr. 671; Bd. 4, Bl. 457, 528 f.; A 19a Bd. 1086, Bl. 196 f. – Die Zwiefalter Uhr war ursprünglich für die Eberhardskirche in Stuttgart vorgesehen gewesen, konnte dort aber aus Platzgründen nicht eingebaut werden.
- 120 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 2224, 2425, 2449; Bd. 5, Bl. 235, 242, 245 f. – Die beiden Tore kosteten 5051 fl.; HStAS A 19a Bd. 1089, Bl. 306 f.; Bd. 1090, Bl. 161.
- 121 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 2673, 2768, 2910; Bd. 5, Bl. 326 f. – Die Baukosten betrugen 1592 fl.; HStAS A 19a Bd. 1089, Bl. 303-306.
- 122 HStAS A 27 II Bd. 9, Nr. 92, 128; Bd. 10, Nr. 297; A 16 Bü 33; A 19a Bd. 1063. – Da Theatermaler Viktor Heideloff eine übertrieben hohe Forderung machte, wurde die Reparatur des Schlosstheaters um 1070 fl. an Hofbaumeister Thouret verakkordiert.
- 123 HStAS A 27 II Bd. 12, Bl. 336 f.; Scholderer (wie Anm. 1) S. 37 f.; Schlosstheater Ludwigsburg. Zum Abschluss der Restaurierung 1998, Stuttgart 1998.
- 124 HStAS A 19a Bd. 1086, Bl. 199-209. Der Umbau kostete mehr als 11 000 fl.
- 125 HStAS A 27 II Bd. 4, Bl. 390, 430; E 6 Bü 105; A 19a Bd. 1080, Bl. 159.
- 126 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 2132, 2135. – 1822 musste aus denselben Gründen auch der Plafond des Festinsaales erneuert werden, der dabei seine barocken Malereien verlor. »Da nun alle Plafonds im Schloß eine Farbe haben, so wurde dieses Plafond um so mehr ein einfacher

- Ton gegeben, als der ganze Saal samt dem Hauptgesimbs gemahlt ist.« Zugleich »wurden an den Stellen, wo die mittlere Kronleuchter hängen, um die große glatte Fläche zu unterbrechen, einfache Rosetten gesetzt«; StAL F 1/66 Bd. 375, Bl. 33 f.
- 127 HStAS A 27 II Bd. 5, Bl. 180.
- 128 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 2284; Bd. 5, Bl. 187.
- 129 HStAS A 19a Bd. 1088, Bl. 174 f.
- 130 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 2947, 3034; Bd. 6, Bl. 111. – Für die »unter der Leitung des Hofbaumeisters von Thouret im Speißsaal des königlichen Residenzschlosses verfertigte Mahlereien und Decorationsarbeit« erhielt Hofmaler Pernaux 272 fl. im Mai 1815 und 878 fl. im Juli 1815.
- 131 HStAS A 27 II Bd. 6, Bl. 158 f.
- 132 Der Entwurf ist abgebildet bei Faerber (wie Anm. 5) Tafel 29 unten links. Da der Lagerort des Entwurfs trotz intensiver Bemühungen nicht ermittelt werden konnte, handelt es sich wohl um einen Kriegsverlust.
- 133 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 3126; Bd. 6, Bl. 223 f. – Die Gesamtkosten des Umbaus des MarmorsaaIs veranschlagte die Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg damals auf mehr als 20 000 fl.
- 134 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 3138; Bd. 6, Bl. 226 f.
- 135 HStAS A 27 II Bd. 6, Bl. 286, 294.
- 136 HStAS A 27 II Bd. 6, Bl. 210.
- 137 Christian Belschner: Führer durch das Schloss in Ludwigsburg, Ludwigsburg 1929, S. 27; Richard Schmidt: Schloss Ludwigsburg, München 1954, S. 54. Ein Quellenbeleg in den Archivalien konnte hierfür nicht ermittelt werden.
- 138 Köger (wie Anm. 11) S. 789 f.
- 139 StAL E 19 Bü 540. Die Namen der Stuckatoren, Bildhauer und Vergolder erschließen sich aus einem Schreiben der Bau- und Gartendirektion Stuttgart vom 8. Mai 1816, in dem die am Umbau des MarmorsaaIs beteiligten Künstler und Kunsthandwerker aufgefördert werden, ihre Verdienstzettel innerhalb von drei Wochen bei der Bau- und Gartendirektion Ludwigsburg einzureichen.
- 140 HStAS A 27 II Bd. 2, Nr. 3233, 3384; Bd. 6, Bl. 286; StAL E 19 Bü 540.
- 141 HStAS A 27 II Bd. 5, Bl. 372 f.; Bd. 6, Bl. 124 f. – Die Kosten für die Anfertigung der Parketttafeln betragen 1515 fl.
- 142 StAL E 19 Bü 540.
- 143 HStAS A 27 II Bd. 3, Nr. 3391.
- 144 StAL E 19 Bü 540; HStAS A 19a Bd. 1090, Bl. 161. Die Baukonsignation und die Rechnungsbelege haben sich nicht erhalten.
- 145 HStAS A 27 II Bd. 3, Nr. 3777; E 221 I Bü 112; StAL E 19 Bü 994; Köger (wie Anm. 11) S. 863-867. – Im März 1817 wurden im Marmorsaal auf den Öfen vorübergehend zwei Statuen aus gebranntem Ton von Bildhauer Georg Matthäus Schmid aufgestellt; HStAS A 27 II Bd. 3, Nr. 3826. Noch im Jahr 1817 sind die vier Nachbildungen des Medici-Kraters aufgestellt worden, da laut Inventar 1817 im Marmorsaal »vier große eiserne Postamentoeifen, darauf vier Vasen von gebrandter Erde« standen.
- 146 HStAS A 27 II Bd. 3, Nr. 3685; E 221 Bü 71; G 245 Bü 9.
- 147 Joseph Mühlbacher (*10.3.1787 Stuttgart, † 21.4.1851 Eglshausen), Architekt. War Schüler von Hofbaumeister Thouret und führte kleinere Aufträge für die Hofbauverwaltung aus. 1829 wurde er als Zeichenlehrer an der neu eröffneten Kunstschule angestellt, wechselte jedoch 1832 in gleicher Funktion an die Polytechnische Schule. Ab 1845 wirkte er auch als Zeichenlehrer an der Wintergewerbeschule.
- 148 Johannes Danner (* 3.7.1779 Gächlingen/Schweiz, † 3.6.1858 Stuttgart), Maler. Unterstützte zunächst Galerieinspektor Johann Baptist Seele in Ludwigsburg, ehe er nach dessen Tod sein Nachfolger wurde. Führte verschiedene Arbeiten für Schloss Ludwigsburg aus, so die Erneuerung der Bilder in der Ahnengalerie oder die Anfertigung von Supraporten für Königin Charlotte Mathilde. Aufgrund seiner geringen Besoldung wurde er 1842 als Aufseher an die Kunstschule in Stuttgart versetzt und war später Verwalter der Staatsgalerie.
- 149 Carl August Weigel (* 5.4.1770 Ludwigsburg, † 16.4.1822 Ludwigsburg), Gipsler. Erhielt das Prädikat Hofgipsler und führte im Schloss Ludwigsburg die Gipsler- und Malerarbeiten beim

- Umbau des Schlosstheaters und des Appartements von Königin Charlotte Mathilde aus.
- 150 Gottlob Moser (* 25.5.1783 Stuttgart, † 15.12.1819 Ludwigsburg), Vergolder. War im Schloss Ludwigsburg am Umbau des Theaters und des Appartements der Königin beteiligt.
- 151 StAL E 19 Bü 540; HStAS A 27 II Bd. 3, Nr. 3683, 3690, 3695; E 6 Bü 155.
- 152 StAL E 19 Bü 540.
- 153 HStAS A 27 II, Bd. 3, Nr. 3683; E 6 Bü 112; E 221 I Bü 72, 112; StAL E 19 Bü 540.
- 154 StAL E 19 Bü 540.
- 155 HStAS E 14 Bü 8; E 221 I Bü 112; StAL E 19 Bü 540.
- 156 StAL E 21 Bü 312 f.; HStAS A 21 Bd. 180; E 221 I Bü 72. – Der blaue Seidendamast kostete 5200 Francs. Er wurde nach dem Tod der Königin durch beige Seidendamast ersetzt.
- 157 HStAS E 221 I Bü 71 f. – Die von Charlotte Mathilde selbst bezahlten Arbeiten wurden über die Witwenhofkasse abgerechnet. Da deren Unterlagen vernichtet worden sind, fehlen heute für die Räume 150 bis 154 die Quellenbelege.
- 158 Die Datierung ergibt sich aus den Inventaren; SVL, Inventare über die der Königinwitwe übergebenen Mobilien, 1817, 1822 und 1825. In dem im Oktober und November 1822 erneuerten Inventar über die Mobilien, die Königin Charlotte Mathilde für ihren Wittensitz übergeben worden sind, wird festgestellt, dass das Schlafzimmer, das Arbeitszimmer, das Toilettezimmer, das Zimmer der Kammerfrau und das Lesezimmer auf Kosten der Königin neu ausgestattet worden sind. Demnach muss die Neuausstattung der Räume vor Oktober 1822 stattgefunden haben. Für das Schlafzimmer der Königin vermerkt das Inventar von 1817 (Bl. 13) im Dezember 1824 die Rückgabe der Wandbespannung. Demnach ist dieser Raum 1824 nochmals umgestaltet worden.
- 159 HStAS E 221 I Bü 71 f. – Das Deckenfresko wurde 1953 wieder freigelegt.
- 160 HStAS E 221 I Bü 71 f.
- 161 StAL F 1/66 Bü 134, Beleg 580; HStAS E 221 I Bü 72.
- 162 StAL E 221 I Bü 112.
- 163 HStAS A 21 Bd. 180; A 27 II Bd. 3, Nr. 3804, 3964; E 6 Bü 155; E 221 I Bü 72, 112; StAL E 19 Bü 540; Wiese (wie Anm. 1) S. 282.
- 164 HStAS E 221 I Bü 72; StAL F 1/66 Bü 134, Beleg 580.
- 165 SVL, Inventar 1822. Dort ist vermerkt: »Auf Kosten der verwitweten Königin Majestät neu tapeziert, die Spiegel und Trumeaux vom frühern Gewande sind aber wieder angebracht.« – Maler Danner gibt 1837 in einer Eingabe wegen seiner bedrängten finanziellen Lage an, dass ihm »die fortgesetzten Bestellungen Ihrer Majestät der verewigten Königin Mathilde eine wahre Wohlthat« waren; HStAS E 221 I Bü 114.
- 166 StAL E 228 II Bü 1062.
- 167 SVL, Inventare 1817, 1822 und 1825. Im Inventar von 1822 ist vermerkt: »Das Zimmer ist jetzt auf Kosten der Königin Majestät mit gelbem Damast und Säulen tapeziert.«
- 168 HStAS A 21 Bd. 180; E 221 I Bü 112; StAL E 19 Bü 540.
- 169 SVL, Inventare 1817, 1822 und 1825. Im Inventar von 1825, S. 8 ist vermerkt: »Auf der Königin Majestät Rechnung neu tapeziert.« Im Inventar von 1822 ist diese Notiz fälschlicherweise beim Sommerarbeitszimmer anstatt beim Lesezimmer eingetragen.
- 170 HStAS E 221 I Bü 72; SVL, Inventare 1817, 1822 und 1825. Im Inventar von 1822 ist vermerkt, dass der Raum »auf der Königin Majestät Kosten neu tapeziert« worden war.
- 171 Stadtarchiv Ludwigsburg V 3/33 Nr. 28. Der Entwurf ist bezeichnet: »Ludwigsburg/ Entwurf zur Verzierung des Schlafzimmers Ihre Majestät der verwittibten Königin/ von Architekt Mühlbacher/ im Januar 1824«.
- 172 SVL, Inventare 1817, 1822 und 1825. Im Inventar von 1817, Bl. 13 ist vermerkt, dass die Wandbespannung aus türkisblauem Rips am 19. Dezember 1824 an die Hofverwaltung zurückgegeben wurde.
- 173 HStAS E 221 I Bü 72, 121; StAL E 228 II Bü 1062; F 1/66, Bd. 377-380; Wiese (wie Anm. 1) S. 282-287.
- 174 HStAS E 221 I Bü 72. Beim »mittlern Saal« handelt es sich um das Tafelzimmer (R 197).
- 175 StAL F 1/66 Bd. 380, Bl. 31.

Die Landschaft im Bild und in der Landkarte

Die kartographischen, geologischen und künstlerischen Werke des Ingenieur-Topographen Heinrich Bach (1812-1870)

von Hanspeter Fischer

Die württembergische Landesvermessung (1818-1848) schuf ein das gesamte Königreich erfassendes Liegenschaftskataster mit einem Verzeichnis sämtlicher Flurstücke und einem großmaßstäblichen Flurkartenwerk im Maßstab 1:2500. Auf der Grundlage dieses 15 572 Flurkarten umfassenden Kartenwerks sollte die Oberflächengestalt des Landes topographisch aufgenommen werden. Es wurden zwei bedeutende kartographische Werke geschaffen: der »Topographische Atlas des Königreichs Württemberg« im Maßstab 1:50 000 und als thematische Ergänzung dazu im selben Maßstab der »Geognostische Atlas von Württemberg«.

Einer der sieben für die Aufnahmen der Blätter des Topographischen Atlases verantwortlichen Topographen war Heinrich Bach. Bach hat anschließend an den Aufnahmen für die geologischen Atlasblätter selbst mitgewirkt und darüber hinaus diese Arbeiten wissenschaftlich und organisatorisch begleitet. Ferner hat er dank seines zeichnerischen Talentes viele Ansichten von Dorfkirchen geschaffen. Im nachfolgenden Beitrag sollen seine Arbeiten und Leistungen zur Landesbeschreibung näher vorgestellt werden.

Ein Napoleonide?

Nach den Einträgen im Familien- und im Taufregister der evangelischen Kirchengemeinde Großsingersheim (Landkreis Ludwigsburg) wurde Carl Philipp Heinrich Bach am 30. Januar 1812 geboren. Als Eltern sind dort genannt: Kommunrechnungsrevisor Philipp Heinrich Bach (1787-1846) und Sophie Caroline Schölderlin (1779-1844), die am 10. Juli 1811 geheiratet hatten. Nach Angaben in der Literatur soll das Geburtsdatum von Carl Philipp Heinrich Bach um etwa 1 1/2 Jahre zu früh im Familien- und im Taufregister eingetragen worden sein. Dies ist jedoch unmöglich; Korrekturen sind nicht ersichtlich.

Neben diesen zunächst eindeutigen Einträgen existiert jedoch noch eine andere Darstellung der Geburt. Nach dem Buch »Das Haus Napoleon« von F. Wencker-Wildberg und der naturwissenschaftlichen Abhandlung von K. D. Adam soll C. Ph. Heinrich Bach aus einer illegitimen Beziehung zwischen Jérôme Bonaparte (1784-1860), dem jüngsten Bruder Napoleons, und der Fürstin Ernestine zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (1784-1824) entstammen. Jérôme war seit 1807 mit Katharina (1783-1835), der Tochter des württembergischen Königs Friedrich I., verheiratet und war von 1807 bis 1813 König des Königreichs Westphalen mit der Residenz in Kassel. Da Fürstin Ernestine im Juni 1811 und im August 1813 jeweils eheliche Söhne geboren hatte, kann sie nicht als Mutter C. Ph. Heinrich Bachs in Betracht kommen.

Nun war in dieser Zeit jedoch Sophie Caroline Schölderlin Kammerzofe vermutlich bei Königin Katharina in Kassel. Es ist daher denkbar, dass C. Ph. Heinrich Bach der Sohn von Jérôme und der Kammerzofe Schölderlin ist. Dass Heinrich Bach enge Beziehungen zu der napoleonischen Familie hatte, geht aus seinen Tagebuchaufzeichnungen hervor, die einer seiner Söhne später in einem Buch verwertete. So hatte er freundschaftliche Beziehungen zu den beiden Söhnen Jérômes, Jérôme (1814-1847) und Napoléon Jérôme Charles (1822-1891), die er beide am Militärinstitut in Ludwigsburg kennen gelernt hatte. Auch sind Besuche bei der Stieftochter Napoleons, der früheren Königin Hortense von Holland (1783-1837), bekannt, die im Exil auf Schloss Arenenberg am Bodensee lebte. Dort befreundete sich Heinrich Bach auch mit deren Sohn, dem späteren Kaiser Napoleon III. (1808-1873). Im Napoleonmuseum Arenenberg gibt es ein Ölbild, das angeblich einen Gesangsvortrag Heinrich Bachs auf der abendlichen Schlossterrasse von Arenenberg darstellen soll. In diesem Kreis war Heinrich Bach unter den französisierten Vornamen Charles Philippe Henri eingeführt. Er selbst hat für seine kartographischen, geologischen und künstlerischen Werke seinen dritten Vornamen Heinrich verwendet. Es ist denkbar, dass er bei seinen Besuchen in Arenenberg auch General Guillaume-Henri Dufour (1787-1875), den Schöpfer der »Topographischen Karte der Schweiz« im Maßstab 1:100 000, kennen gelernt hat. Dufour war als Bonapartist eng mit Exkönigin Hortense befreundet.

Sein Lebensweg als Ingenieur-Topograph

Nach dem Besuch der Lateinschulen in Markgröningen und in Ulm trat Heinrich Bach mit 15 Jahren in das Guidecorps des Generalquartiermeisterstabs in Ludwigsburg ein. Der Generalquartiermeisterstab war für die ingenieurtechnischen, vermessungstechnischen und kartographischen Aufgaben im Bereich des württembergischen Militärs zuständig. Dieser Abteilung war auch das Militär- oder Kadetteninstitut – später Kriegsschule genannt – als Ausbildungsstätte des Offiziersnachwuchses unterstellt. Als Guide durchlief Heinrich Bach die 1818 gegründete Lithographische Anstalt, deren Hauptaufgabe war, die aufgenommenen Flurkarten der Württembergischen Landesvermessung zu vervielfältigen.

1833 schied Heinrich Bach aus eigenem Wunsch aus dem Militärdienst aus und wurde beim Statistisch-Topographischen Bureau in Stuttgart als Ingenieur-Topograph beschäftigt. Die 1820 gegründete Behörde zur offiziellen Pflege der Heimatkunde hatte u. a. die Aufgabe, die topographischen Kartenwerke herzustellen und herauszugeben. 1837 wurde Bach dort endgültig angestellt. Aufgrund seiner beruflichen Leistungen führte er als »Titularoffizier« seit 1852 die Dienstbezeichnung »Oberlieutenant«; 1856 erhielt er den Rang eines »Hauptmanns«. Bach verblieb bis zu seinem überraschenden Tod am 15. Dezember 1870 beim Statistisch-Topographischen Bureau.

Bach war zweimal verheiratet. Aus der ersten, 1840 geschlossenen Ehe mit Ottilie Bazing stammen die Söhne Max (1841-1914) und Hermann (1842-1914). Beide waren künstlerisch sehr erfolgreich tätig: Max als Maler und Kunsthistoriker, Hermann als Bildhauer. Der zweiten, 1849 geschlossenen Ehe mit Sabina Ludowike von Stetten entsprossen die Söhne Alfred (1850-1928), beruflich als Universitätsrat tätig, und Ferdinand (1859-1952). Letzterer verbrachte als Zeichner, Illustrator und Journalist unter dem französisierten Namen »Bac« die meisten Lebensjahre in Frankreich.



Hohenegg, »nach der Natur gemalt im Sommer 1833 von Heinrich Bach, Guide im Generalstab«.

Während der Dienstzeit Heinrich Bachs beim Statistisch-Topographischen Bureau entstanden unter seiner wesentlichen Mitwirkung der »Topographische Atlas des Königreichs Württemberg« und der »Geognostische Atlas von Württemberg«. Beide Kartenwerke sollen nachfolgend näher vorgestellt werden.

Der Topographische Atlas 1: 50 000 von Württemberg

Das Flurkartenwerk 1:2500 bildete eine reichhaltige und genaue Grundlage für dieses topographische Kartenwerk. Ab 1821 folgte die topographische Landesaufnahme, die 1844 abgeschlossen wurde. Da in den Flurkarten der größte Teil der topographischen Informationen über Siedlungen, Verkehrswege, Gewässer und Bodenbewachsungen bereits gespeichert waren, vereinfachte sich die Aufgabe, die Oberflächengestalt des Landes aufzunehmen.

Die Flurkarten wurden in einem Zwischenschritt zu so genannten Originalblättern im Maßstab 1:25 000 verkleinert. Diese bildeten die Grundlage für die topographische Aufnahme. Auf den Blättern wurden für die Höhendarstellung so genannte Leitlinien nach eingehender Begehung und nach dem Augenmaß eingetragen. Die mittels Handhöhenmesser ermittelten Böschungswinkel des Geländes wurden eingeschrieben. Im Büro erfolgte dann die Zeichnung der Geländeformen mittels der Schraffenmethode. Diese Methode ist für Württemberg durch den weit verbreiteten Stufen- und Terrassenaufbau des Geländes besonders geeignet. Höhenbestimmungen erfolgten in der Anfangszeit nur vereinzelt.

Können, Übung und Erfahrung der sieben eingesetzten Topographen vollendeten ein Schraffenbild, das durch seinen plastischen Formenausdruck die Karte populär werden ließ. Die Topographen waren nicht nur geschickte Zeichner, sondern sie spürten auch dem inneren Aufbau des Geländes nach. Sie erkannten die Abhängigkeit der Geländeformen vom geologischen Aufbau.

Das 55 Blätter umfassende, einfarbige Atlaswerk entstand zwischen 1826 und 1851. Jedes Atlasblatt im Maßstab 1:50 000 wurde aus jeweils vier Originalblättern 1:25 000 zusammengesetzt; damit wird auf einem Blatt das Gebiet von 400 Flurkarten abgebildet. Der Atlas stellt das erste amtliche topographische Kartenwerk des Landes dar. Er hatte bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts eine große Bedeutung für viele andere thematische Karten. Heinrich Bach war bei der Aufnahme von 16 Blättern, also fast einem Drittel aller Blätter, beteiligt.

Auf der Grundlage der Blätter dieses Atlases entstand die so genannte *Mittnacht'sche Generalkarte* – nach dem Vermessungsdirigenten und Oberfinanzrat Franz Jakob von Mittnacht benannt – im Maßstab 1:200 000, die zwischen 1837 und 1852 erschien. Diese Karte hat Bach 1864 in Zusammenarbeit mit Christoph Friedrich von Stälin (1805-1873), dem Vorstand der Königlichen Öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, für eine historische Landeskarte verwendet. Sie trägt den Titel »Die Herrschaftsgebiete des jetzigen Königreichs Württemberg nach dem Stande von 1801«.

Heinrich Bach und die geologische Landesaufnahme Württembergs

Der Topographische Atlas von Württemberg bildete die Grundlage für die erste geognostische, d. h. geologische Spezialkarte des Landes. Geognostik war nach damaligem Sprachgebrauch die Bezeichnung für Geologie.

Heinrich Bach war durch seine Tätigkeit als Topograph sehr früh mit den Oberflächenformen des aufzunehmenden Geländes vertraut geworden. Er machte sich als Pionier der geologischen Landesaufnahme über die Entstehungsgeschichte der geologischen Formationen Gedanken, da die Gesteinsarten die Formen der Berge und Hügel bedingen und die Verteilung der Bodennutzung und der Siedlungen vom geologischen Schichtaufbau abhängig ist. Unter der Anleitung und Schulung durch Finanzrat Eduard von Paulus d. Ä. (1803-1878) begann Bach ab etwa 1840, gleichzeitig mit den Geländeaufnahmen auch die »geognostischen Vorkommnisse des Königreichs zu untersuchen und die Ergebnisse mittels gewisser Zeichen in die Karten-Brouillons einzutragen«.

Die Ergebnisse dieser geologischen Feldaufnahmen sollten kartographisch und in schriftlicher Form veröffentlicht werden. Nach verschiedenen Versuchen mit einigen Probeblättern wurde Bach 1856 offiziell von seiner Dienststelle beauftragt, »einen Teil des Landes nach seinen eigenen und nach den Paulus'schen Untersuchungen auf einigen Atlasblättern geognostisch darzustellen«. Hauptmann Bach legte im Dezember 1857 eine in Privatstunden angefertigte Höhenschichtenkarte dem König Wilhelm I. vor. 1858 wurde die geologische Landesaufnahme mit der Bildung einer »Commission zur Herstellung einer geognostischen Spezialkarte von Württemberg« zu einer staatlichen Aufgabe erklärt. Bach wurde in diese Kommission als Mitglied berufen, zum Schriftführer ernannt und mit der technischen Redaktion der ersten 20 Blätter des »Geognostischen Atlases« beauftragt. Er wurde in den folgenden Jahren der Organisator des Unternehmens.

Eine erste, aus vier Blättern bestehende Lieferung erschien 1865. Nach einem Beschluss der Kommission waren »die Schichtglieder nach einer von H. Bach entworfenen Farbskala darzustellen, nach welcher die Farbtöne der natürlichen Farbe des Gesteins möglichst entsprechen und sich zugleich leicht voneinander unterscheiden lassen«. Aussagekräftiger wurden die Blätter im Laufe der Jahre durch die Angabe



Carl Philipp Heinrich Bach im Jahre 1858.

von einzelnen Höhenpunkten. 1892 lag die »Geognostische Spezialkarte von Württemberg« im Maßstab 1:50 000 mit insgesamt 55 Blättern mit einem zu jedem Blatt gehörenden Begleitwort vollständig vor.

Die Kombination mit den Blättern des Topographischen Atlases führte naturgemäß durch das dort verwendete Schraffenbild zu einer unübersichtlichen Darstellung. Deshalb war die ab 1890 neu entwickelte Topographische Karte 1:25 000 mit dem Höhenlinienbild als Kartengrundlage für die geologischen Karten wesentlich besser geeignet.

Bach hat neben seinen verwaltungstechnischen Arbeiten selbst vier Blätter aufgenommen und bei weiteren zehn mitgewirkt. Dies alles stellt eine Achtung gebietende Leistung des im Gelände bewährten, zum Geologen gewordenen Topographen dar. Seine geologischen Arbeiten wurden außerhalb von Württemberg durch wissenschaftliche Gesellschaften und u.a. auch von dem Naturforscher Alexander von Humboldt (1769-1859) anerkannt.

Nachdem er die Geländeaufnahmen im württembergischen Unterland über Jahre erfolgreich vorangetrieben hatte, wandte er sich Ende der sechziger Jahre auch dem oberschwäbischen Gebiet zu. Dort sollte die einstige Ausdehnung des Rheingletschers erkundet und im Kartenbild dargestellt werden. Hier hat Bach die Unterscheidung der oberschwäbischen Alt- und Jungmoränen sowie der begleitenden Schotterfluren erkannt.

Neben seinem dienstlichen Aufgabengebiet war es Bach ein Anliegen, überregionale geologische Gegebenheiten in Zusammenarbeit mit privaten Verlagen in Bild und Wort darzustellen. Er ist der Autor folgender Karten, die teilweise in mehreren Auflagen erschienen sind:

- Geognostische Karte von Württemberg und Baden und Hohenzollern, Maßstab 1:700 000, ohne Erläuterungen, Stuttgart 1843;
- Geognostische Übersichtskarte von Deutschland, der Schweiz und den angrenzenden Länderteilen, Maßstab 1:1 000 000, mit Begleitworten, Gotha 1855;
- Geologische Karte von Central Europa, Maßstab 1:2 630 000, Stuttgart 1859;
- Geognostische Karte von Württemberg, Baden und Hohenzollern, Maßstab 1:450 000, ohne Erläuterungen, Stuttgart 1860, 1870 und 1877.

Außerdem sind folgende wissenschaftliche Veröffentlichungen von Heinrich Bach bekannt: »Die Theorie der Bergzeichnung in Verbindung mit Geognosie, mit 23 Plänen und Karten« (Stuttgart 1853) und »Die Eiszeit. Ein Beitrag zur Kenntnis der geologischen Verhältnisse in Oberschwaben« (Stuttgart 1869).

Heinrich Bach als Landschaftsmaler

Privat beschäftigte sich Heinrich Bach viel mit Musik, Schönschreibkunst, Naturwissenschaft und Landschaftsmalerei. Ein wertvolles Erbe stellt eine große Anzahl von fein ausgeführten Aquarellen schwäbischer Dorfkirchen dar. Sie sind in einem »Album Schwäbischer Dorfkirchen« sowie in einem Bach'schen Familienbuch enthalten. Beide Werke sind etwa um 1860 entstanden.

Der Sammelband mit den schwäbischen Dorfkirchen zählt nach den Angaben von Ziegler 61 Blätter im Format 14,5 x 20 cm. Im Familienbuch sind etwa 30 Aquarelle enthalten. Daneben hat Schefold noch einige weitere Zeichnungen entdeckt, die Heinrich Bach zugeschrieben werden können und die Vorlage für Lithographien gebildet haben. So wurden zum Beispiel die Bach'schen Zeichnungen des Hohentwils, von Bad Boll und der Stadt Ebingen von dem Landschaftsmaler Caspar Obach (1807-1865) lithographiert.

Von den 86 bei Schefold verzeichneten Werken Bachs zeigen 20 Motive aus dem Landkreis Ludwigsburg, und zwar: die Kriegsschule in Ludwigsburg, die Kirche und weitere Ansichten von Großsingersheim, zwei Ortsansichten von Hoheneck, je eine Ortsansicht von Enzweihingen und Korntal sowie die Kirchen von Beihingen,



Stadtkirche von Großsachsenheim. Aquarell von Heinrich Bach, um 1860, im Sammelband »Schwäbische Dorfkirchen« (aus Max Schefold: Kirchen und Klöster in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 1961).

Eglosheim, Enzweihingen, Freudental, Großsachsenheim, Hochdorf (Enz), Höpfigheim, Kleinbottwar, Kleiningersheim, Kornwestheim und Nussdorf.

Ziegler beurteilt die Aquarelle Bachs folgendermaßen: »Bei diesen Ansichten besticht neben ihrer künstlerischen Qualität ihre historisch-topographische Genauigkeit. Ihr besonderer Reiz liegt auch darin, dass sie oftmals die einzig erhaltenen Ansichten zahlreicher Dorfkirchen in Württemberg darstellen.« Viele dieser Kirchen sind heute durch Umbauten in ihrem Aussehen stark verändert. Bachs künstlerische Stärken liegen hauptsächlich auf dem Gebiet der Landschafts- und Architekturmalerei, abgebildete Personen bilden gelegentlich nur die figürliche Staffage seiner Ansichten. Bach hat die meisten dieser Aquarelle bei seinen zahlreichen privaten Wanderungen und vor allem bei seinen dienstlichen Reisen im mittleren Neckarraum und in Oberschwaben gefertigt.

Ebrungen und Würdigung

Nach Abschluss der Arbeiten für den Topographischen Atlas erhielt Bach 1851 die württembergische Goldene Zivilverdienstmedaille und vom Fürsten von Hohenzollern 1856 die Goldene Medaille »Bene Merenti«. Im März 1870, neun Monate vor

seinem plötzlichen Tod, wurde ihm das Ritterkreuz des Friedrichsordens verliehen. Carl Philipp Heinrich Bach hat dank seiner vielseitigen Fähigkeiten und Kenntnisse, seinem großen Fleiß und Einsatz viel für die topographische und geologische Landesaufnahme Württembergs geleistet. Nach einem Urteil eines späteren Fachkollegen im Jahr 1921 war Bach »nicht nur das Muster eines pflichttreuen Beamten der alten Schule, sondern auch ein charakteristischer Spross altschwäbischer Geisteswelt, wortkarg und voll Gedanken, hart gegen sich selbst und wohlwollend gegen andere«.

Quellen und Literatur

- Pfarrarchiv Großingersheim: Familien- und Taufregister 1812.
Staatsarchiv Ludwigsburg: E 222, Fach 169, Fasc. 593.
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (Kartenabteilung): Verschiedene geognostische Karten, die von Heinrich Bach bearbeitet wurden.
- 150 Jahre Amtliche Statistik in Baden-Württemberg, Stuttgart 1970.
Adam, Karl Dietrich: Vom frühen Erforschen des Eiszeitalters im süddeutschen Raum, in: Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg 153 (1997) S. 23-129.
Bac, Ferdinand: Napoléon III. inconnu, Paris 1932.
Bach, Heinrich: Die Theorie der Bergzeichnung in Verbindung mit Geognosie, Stuttgart 1853.
Beck, Willi: Der Topographische Atlas 1:50 000 von Württemberg. Erläuterungen zu Reproduktionen alter Karten, hrsg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1985.
Deutsche Biographische Enzyklopädie, München 1995.
Die Fürsten zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg 2, in: Europäische Stammtafeln N. F. 5, Marburg 1988, Tafel 68.
Frank, Manfred: Die älteste geognostische Karte Württembergs, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1938/39, S. 53-59.
Grellet, Pierre: Königin Hortense auf Arenenberg. Neu hrsg. und mit einem Vorwort und einem biographischen Anhang versehen von Dominik Gügel, Frauenfeld 2001.
Gümbel, Wilhelm von: Karl Philipp Heinrich Bach, in: Allgemeine Deutsche Biographie 1 (1875) S. 752.
Lamparter, Conrad: Geschichte der Lithographie in Württemberg, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1898, S. 47-76.
Regelmann, Christian: Abriss einer Geschichte der Württembergischen Topographie, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1893, S. 18-70.
Schefold, Max: Alte Ansichten aus Württemberg (Katalogteil), 2 Bde., Stuttgart 1957/74.
Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künste, Leipzig 1908.
Wencker-Wildberg, Friedrich: Das Haus Napoleon, Stuttgart 1939.
Ziegler, Walter: Romantische Filstalreise, Weißenhorn 1983.

Zur Entwicklung der Landwirtschaft in Ludwigsburg und Umgebung von 1815 bis heute*

von Klaus Herrmann

Die Landwirtschaft hat sich in den vergangenen 200 Jahren gewaltig verändert. Dies gilt allgemein, trifft in besonderer Weise aber auch auf Ludwigsburg und Umgebung zu. Bestimmte die Landwirtschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts das wirtschaftliche Geschehen weitgehend, so findet sie heutzutage eher am Rande, teilweise sogar im Verborgenen statt. Für viele, vor allem jüngere Menschen hat sich die Landwirtschaft aus dem Tagesgeschehen so sehr zurückgezogen, dass es in Umfragen heißt, die vorherrschende Farbe von Kühen sei lila und die Milch komme vom Discounter und nicht von den Bauernhöfen. Solche vor allem in städtischen Regionen anzutreffenden Einschätzungen verdecken, dass die Landwirtschaft im Laufe der vergangenen 200 Jahre um ein Vielfaches leistungsfähiger und effektiver geworden ist. Mussten um 1815 drei Bauern das ganze Jahr über hart arbeiten, um einen einzigen Städter zusätzlich mit Nahrungsmitteln zu versorgen¹, so ist – statistisch gesehen – heutzutage ein einziger Vollerwerbslandwirt in der Lage, 143 Städter zusätzlich satt zu machen.² War vor 200 Jahren der Hunger für die Menschen auch an Neckar und Rhein eine allgegenwärtige Bedrohung, so braucht heutzutage in Mitteleuropa kein Mensch mehr Hunger zu leiden.

Der Weg zu diesem Ziel verlief alles andere als geradlinig. Auf Entwicklungssprünge, wie sie die Einführung mineralischer Düngung, die Züchtung ertragreicher Nutzpflanzensorten, die Anwendung verbesserten Pflanzenschutzes und der Einsatz leistungsfähiger Landmaschinen brachten, folgten durch Kriege und Wirtschaftskrisen bewirkte Rückschläge, die die Landwirtschaft mehrfach um Jahre, wenn nicht Jahrzehnte zurückwarfen. All dies bedeutete Spannung, die kennzeichnend ist auch für die Entwicklung der Landwirtschaft in Ludwigsburg und Umgebung.

Nachfolgender Beitrag kann nicht für sich in Anspruch nehmen, die Agrargeschichte von Ludwigsburg und Umgebung zu liefern. Dazu mangelt es schon an brauchbaren statistischen Daten, die erst eine kontinuierliche Untersuchung über einen längeren Zeitraum hinweg erlauben. Dies ist unter anderem eine Folge des sich im Zeitablauf mehrfach ändernden räumlichen Zuschnitts des heutigen Kreises Ludwigsburg und seiner Vorläufer. Auch wurden im Zuge von Verwaltungsreformen ehemalige Oberämter und Landkreise aus der Ludwigsburger Nachbarschaft wie Besigheim, Marbach und Leonberg aufgelöst und zu Teilen Ludwigsburg zugeschlagen. Ein Ort wie Hemmingen, um ein Beispiel anzuführen, war lange Zeit ein Bestandteil des Oberamts bzw. Kreises Leonberg, bis er 1973 zum Landkreis Ludwigsburg kam. Umgekehrt gehörte Stammheim mit der Domäne Neuwirtshaus ab 1807 zum Oberamt bzw. Kreis Ludwigsburg, ehe der Ort 1942 nach Stuttgart eingemeindet wurde.³ Einige der in der Verwaltungszuordnung hin- und herwandernden Ort-

* Überarbeitete Fassung des am 10. Januar 2008 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

schaften beherbergen aber landwirtschaftliche Betriebe, die für die Entwicklung der Landwirtschaft in Ludwigsburg und Umgebung von großer Bedeutung waren und es zum Teil auch heute noch sind. Auch haben in diesen Liegenschaften lebende Personen auf das landwirtschaftliche Geschehen des Ludwigsburger Umlands und teilweise weit darüber hinaus nachhaltigen Einfluss genommen. Auf sie bzw. mit ihnen in Zusammenhang stehende Begebenheiten wird in der Folge gelegentlich eingegangen werden, ohne dass dabei auf die Frage der historischen Zugehörigkeit zu Ludwigsburg, Leonberg, Marbach oder Stuttgart näher Bezug genommen werden soll.

Natürliche Voraussetzungen

Die natürlichen Voraussetzungen für die Landwirtschaft des Kreises Ludwigsburg waren und sind gut.⁴ Die Böden gehören mit zum Besten, was in Deutschland anzutreffen ist. Nicht überall, aber doch ganz überwiegend. Eine für den Dienstbezirk des heutigen ALLB Ludwigsburg (ALLB = Amt für Landwirtschaft, Landschafts- und Bodenkultur) geltende Ertragsmesszahl von 64 ist in anderen deutschen Regionen nur selten anzutreffen.⁵ Die Bandbreite der im Kreis Ludwigsburg ermittelten Werte schwankt zwischen 47 und 88, unerreichbar für die Landwirtschaft in anderen baden-württembergischen Regionen, etwa im Schwarzwald und auf der Schwäbischen Alb. Auch was Klima und Niederschläge angeht, sind die Voraussetzungen im Kreis Ludwigsburg als hervorragend zu bezeichnen.⁶ Durchschnittliche Niederschlagsmengen um 730 mm p.a. gelten als geradezu ideal für das Pflanzenwachstum, ebenso die auf das Jahr berechneten Durchschnittstemperaturen zwischen 8,5 und 9,7 Grad Celsius.

In früherer Zeit wurde die fruchtbare Ackerbauzone südlich Ludwigsburg denn auch zu Recht als »Kornkammer Württembergs« bezeichnet. Ortsnamen wie Pflugfelden und Kornwestheim lassen mit den Wortteilen »Korn« und »Pflug« erkennen, wie hoch der Stellenwert der Landwirtschaft rund um Ludwigsburg traditionell war.⁷ Dass dies von den einheimischen Landwirten auch heutzutage so gesehen wird, belegt ein im Jahre 2006 mit dem Bereichsleiter der im Ludwigsburger Umland mit mehreren großen Pachtbetrieben vertretenen Firma Südzucker, Hermann Miller, und dem damaligen Verwalter des Hemminger Gutsbetriebs, Michael Roß, geführtes Interview: »Bessere Böden als im Strohgäu gibt es kaum«, erklärten die beiden Landwirte, um zu ergänzen: »Vielleicht noch im Kraichgau und in der Magdeburger Börde«.⁸

Flächennutzung

Umso bemerkenswerter ist es, dass der Kreis Ludwigsburg zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu den am dichtesten besiedelten Gebieten des Landes Baden-Württemberg zählt. 748 Menschen lebten am 31. Juni 2006 auf dem Quadratkilometer, eine Zahl, die fast viermal so hoch ist wie im Bundesdurchschnitt.⁹ 39 Gemeinden, darunter sechs große Kreisstädte, bieten mehr als einer halben Million Menschen Wohnung und Arbeit. Ohne die Nutzung von ehemals landwirtschaftlich genutzten Flächen wäre dies nicht möglich. Wo immer man sich im Kreis Ludwigsburg umschaut, überall begegnet man umgewidmeten Agrarflächen.

Nehmen wir als Beispiel das heute zu Freiberg gehörende Heutingsheim. Das dortige einstige Schlossgut verfügte Ende des 19. Jahrhunderts über 100 Hektar (ha)

landwirtschaftliche Nutzfläche (LN). Verwalter war Emil Aldinger, eine in landwirtschaftlichen Fragen hochangesehene Persönlichkeit, die zudem über mehr als ein Jahrzehnt dem Landwirtschaftlichen Gauverband V, auch Neckarkreis genannt, mit Ludwigsburg im Zentrum, vorstand.¹⁰ Um 1920 betrug die LN des Gutes noch rund 80 ha. Mitte der 1930er Jahre bedingte der Autobahnbau einen Flächenverlust von 15 ha. 1948 gehörten zum Gut Heutingsheim noch 66 ha, von denen der Eigentümer des Gutes, Raban Graf Adelman von Adelmansfelden, im Rahmen der Bodenreform weitere 13,6 ha abzugeben hatte.¹¹ Folgemaßnahmen der sich bis 1959 hinziehenden Bodenreform und zunehmende Wohnbebauung reduzierten das zum Schlossgut Heutingsheim gehörende Areal weiter. Im Jahr 1982 waren dann von den ehemals 100 ha LN des Gutes noch knapp über 7 ha übrig geblieben, zu wenig, um eine wirtschaftlich sinnvolle Nutzung als landwirtschaftlicher Betrieb zu gewährleisten. Inzwischen gibt es das Gut als landwirtschaftlichen Betrieb nicht mehr.

Ähnlich verhält es sich mit den landwirtschaftlichen Betrieben Schloss Harteneck¹², Schloss Hochdorf¹³ oder Neuwirtshaus¹⁴. Bei ihnen und etlichen anderen landwirtschaftlichen Betrieben des Kreises Ludwigsburg wurden im Laufe der letzten Jahrzehnte einstige landwirtschaftliche Nutzflächen aufgesiedelt, umgewidmet, auf jeden Fall aber aus der landwirtschaftlichen Nutzung herausgenommen.

Damit einher ging ein drastischer Rückgang der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen und der landwirtschaftlichen Betriebe. Waren um 1815 mit Ausnahme der Stadt Ludwigsburg in den meisten Gemeinden der Umgebung nahezu alle Menschen in der Landwirtschaft tätig, so nahm ihre Zahl spätestens mit der einsetzenden Industrialisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts stetig ab. Beispielhaft sei auf die Orte Pleidelsheim, Beihingen und Kornwestheim verwiesen. Über die Verhältnisse in Pleidelsheim heißt es in einem Bericht aus dem Jahr 1823: »Der Marktflecken zählt 280 Familien und 1380 Einwohner, alle treiben Feldbau und bei den meisten ist er der einzige Erwerbszweig.«¹⁵ Für Beihingen sei auf die Oberamtsbeschreibung von 1859 hingewiesen. Dort wurde notiert: »Erwerbsquellen der Einwohner sind hauptsächlich Ackerbau, Weinbau und Viehzucht; auch wird lebhafter Handel mit Victualien, namentlich mit Milch, nach Ludwigsburg getrieben.«¹⁶ Ähnlich heißt es 1859 für Kornwestheim: »Die Landwirtschaft, welche die Haupterwerbsquelle der Einwohner bildet, wird mit großem Fleiß sehr umsichtig betrieben.«¹⁷

Über diese und nahezu gleichlautende Sachverhalte bei anderen Orten des Ludwigsburger Umlands ist die Zeit hinweggegangen. Heutzutage muss man in vielen Ortschaften des Kreises Ludwigsburg nach Vollerwerbslandwirten suchen und der Prozess des Strukturwandels setzt sich ungebremst fort. Wurden 1925 im Oberamt Ludwigsburg 7500 landwirtschaftliche Betriebe gezählt¹⁸, so ist ihre Zahl im Kreis Ludwigsburg bis zum Jahre 1979 auf 3566 und bis zum Jahre 2003 auf 2155 Betriebe gesunken.¹⁹ In der Stadt Ludwigsburg selbst stellt sich die Situation für die Landwirtschaft noch bescheidener dar. Im Jahre 2006 waren dort nur noch 0,4 Prozent der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in der Landwirtschaft tätig, eine im Vergleich zu den Dienstleistungen (77,1 %) und dem Produzierenden Gewerbe (22,5 %) zumindest statistisch beinahe zu vernachlässigende Größe. Und was im Kleinen gilt, trifft auch im Großen zu. Für die beiden Staaten Baden und Württemberg wurden 1882, in der ersten repräsentativen Statistik überhaupt, 540 000 landwirtschaftliche Betriebe gezählt.²⁰ Im Jahre 2007 existierten im vereinten Bundesland Baden-Württemberg gerade noch 57 000 Betriebe, darunter ganze 19 000, bei denen die Landwirtschaft im Haupterwerb betrieben wird.²¹

Doch zurück zum frühen 19. Jahrhundert. Das napoleonische Intermezzo war 1815 gerade beendet, als eine Missernte dramatischen Ausmaßes das Königreich Württemberg heimsuchte. Der Hungerwinter 1816/1817 brachte einschneidende Entbehrungen. Aus dem ganzen Lande hörte man, dass die Menschen Mehl mit Sägespänen und zerriebener Baumrinde streckten und Brot aus Kleie herstellten, um den Hunger zu stillen.²² Betroffen war die ganze Bevölkerung, in Land und Stadt gleichermaßen. Dass diese Situation so nicht bleiben konnte, erkannte nicht zuletzt der seit 1816 regierende König Wilhelm I. von Württemberg.²³

Erste Hilfe im Kampf gegen den Hunger brachten zwar rasch organisierte Getreideimporte aus den Niederlanden, doch von Dauer konnten solche Maßnahmen nicht sein. Nachhaltiger wirken mussten da die Landwirtschaft fördernde Maßnahmen. Die aus der Frühen Neuzeit stammende Erkenntnis: »Geht es den Bauern gut, geht es auch dem Staat gut« hatte König Wilhelm I. unter anderem bei seinem Aufenthalt im schweizerischen Hofwyl am landwirtschaftlichen Institut von Philipp Emanuel Fellenberg kennen gelernt, und genau sie versuchte er nun durch ein ganzes Maßnahmenbündel umzusetzen.²⁴ Unter anderem initiierte der König zusammen mit seiner Frau Königin Katharina im Jahre 1817 die Gründung des »Landwirtschaftlichen Vereins«, der den ökonomischen Wohlstand des Landes fördern und die landwirtschaftliche Industrie beleben sollte. Im gleichen Jahr erfolgte auch die Gründung der »Zentralstelle für Landwirtschaft«, die sich fortan um die Entwicklung der Landwirtschaft im Königreich kümmern sollte. Nur ein Jahr später, 1818, entschloss sich das Königspaar dann zur Gründung der »Landwirtschaftlichen Versuchs-, Muster- und Lehranstalt« in Hohenheim, der heutigen Universität, sowie zur Einrichtung des Landwirtschaftlichen Hauptfests in Cannstatt, das zum Schaufenster der südwestdeutschen Landwirtschaft werden sollte.

Alle diese und einige weitere Maßnahmen wie die Gründung der Landessparkasse, Vorläufer der heutigen Landesbank Baden-Württemberg (LBBW), standen unter der unmittelbaren Schirmherrschaft des Monarchenpaares und das Maßnahmenpaket entfaltete Wirkung. Einer Initialzündung gleich setzte es Aktivitäten in Gang, die unmittelbare Auswirkung auch im Raum Ludwigsburg hatten. So sollte das Hauptfest auf dem Cannstatter Wasen von Partikularfesten im Land flankiert werden. Das für den Neckarkreis und damit für Ludwigsburg zuständige landwirtschaftliche Partikularfest wird erstmals für das Jahr 1820 in Besigheim nachgewiesen.²⁵ Tierprämierungen standen im Mittelpunkt der Veranstaltung, doch ging es auch um die Verbreitung verbesserter Agrartechnik. Um letzteres zu erreichen, hatte König Wilhelm I. eigens einen Hohenheimer Pflug als Preis ausgelobt.

Ludwigsburger Agrarstudenten

An der Landwirtschaftlichen Lehranstalt in Hohenheim waren von Beginn an Studenten aus Ludwigsburg und Umgebung anzutreffen.²⁶ Graf von Reischach aus Nussdorf, später dortselbst Gutsbesitzer, war laut der Hohenheimer Matrikel der 25. Student der Anstalt überhaupt. Er studierte im Wintersemester 1819/20 in Hohenheim Landwirtschaft. Die Matrikel-Nummer 71 gehörte dem Studenten v. Schönleber aus Ludwigsburg und datiert auf das Wintersemester 1823/24. Karl Christian Specht mit

der Matrikel-Nr. 151 kam aus Bietigheim und studierte im Wintersemester 1828/29. Später wirkte er als Pächter des berühmten Eilfinger Hofes in Maulbronn. Felix Freiherr von Brusselle, der Eigentümer von Heutingsheim und der Burg Schaubeck in Kleinbottwar, hatte die Matrikel-Nr. 158 und studierte 1829 Landwirtschaft in Hohenheim. Martin Schmidt, Matrikel-Nr. 184, schließlich gab als Heimatort Ludwigsburg an und studierte in Hohenheim im Sommersemester 1830. In späteren Jahren wirkte



Felix Freiherr von Brusselle, Eigner der landwirtschaftlichen Betriebe Schloss Heutingsheim und Burg Schaubeck, studierte 1829 in Hohenheim Landwirtschaft.

er in Stuttgart als kgl. Hof-Bau- und Gartendirektor. Dabei soll es mit der Auflistung von aus dem Kreis Ludwigsburg stammenden Agrarstudenten sein Bewenden haben, wobei resümierend festgestellt werden kann, dass etliche der aus dem Ludwigsburger Umland stammenden Hohenheimer Agrarstudenten in ihrem weiteren Berufsleben württembergische, zum Teil sogar deutsche Agrargeschichte mitgestaltet haben.

Auf jeden Fall aber belegen sie mit ihrer Biographie den großen Einfluss Hohenheims auf das landwirtschaftliche Geschehen im Kreis Ludwigsburg schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Landwirtschaftliche Betriebe

Die Landwirtschaft des Ludwigsburger Umlands war vorwiegend kleinflächig strukturiert.²⁷ Ursächlich dafür war die Realteilung, das in Alt-Württemberg vorherrschende Erbrecht. Sie galt als gerecht, aber unwirtschaftlich und hatte zur Folge, dass Landwirtschaften und Fluren mit nahezu jedem Erbgang kleiner und parzellierter wurden.²⁸ Als »Zwergwirte« mit einem durchschnittlichen Grundbesitz von 7 bis 10 Morgen (1 Morgen = 31,52 Ar) hatten die Bauern im Neckarraum ein dürftiges Auskommen zu fristen. Im Weinbau rund um Ludwigsburg gab man sich noch bescheidener. Die durchschnittliche Grundfläche je Betrieb betrug gerade einmal 3 bis 4 Morgen und befand sich zudem noch auf zahlreiche Weinberge, häufig genug in Steillage, verteilt.

So war die den einzelnen Betrieben zur Verfügung stehende Fläche knapp bemessen, Anlass für einige Landwirte, alles daran zu setzen, ihre Betriebsfläche zu vergrößern. Die Konsequenz war eindeutig. Steigende Bodenpreise machten den Bauern das Leben zusätzlich schwer. Hinzu kam, dass sich das Land mit der Ablösung der aus der Feudalzeit stammenden Lasten zu beschäftigen hatte. Ein ganzer Katalog von Leistungen der kleinen Landwirte war abzuwickeln. Er reichte von den verschiedenen Zehnten über die Fronen bis hin zu Kellereisteuern und dem Fruchtalmosenbeitrag.²⁹ Die Ablösung der Grundbelastungen war mit großem Aufwand verbunden. Gleichwohl wurde sie von den meisten Betroffenen als Befreiung empfunden, auch wenn diese nicht umsonst, d.h. gratis zu bekommen war. Vielmehr mussten die aus den feudalen Abhängigkeiten befreiten Bauern in bis zu 25 Jahresraten ihren Ablöseverpflichtungen nachkommen, wofür in einigen Gemeinden, so in Pleidelsheim, eine spezielle Zehnt-Rechnungskasse eingerichtet worden war.³⁰ Das Ziel dieser Maßnahmen jedoch war nahezu unumstritten. Erstmals seit Jahrhunderten wurden die Bauern mit der Beseitigung der Bewirtschaftungsbeschränkungen zu Herren über ihre Äcker, Wiesen und Weinberge, was neue Kräfte freisetzte.

Was die kleinbäuerliche Landwirtschaft rund um Ludwigsburg betrifft, so gab es bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts Anstrengungen, Verbesserungen zu erreichen. Neben anderen sind hier lokale Amtsträger und Pfarrer zu nennen, die in Wort, Schrift und Tat aufklärerisch wirkten. Einer von ihnen war der 1789 in Oberstenfeld geborene Johannes Nefflen.³¹ Zwischen 1815 und 1836 amtierte er in Pleidelsheim als Schultheiß und ließ während dieser Zeit nichts unversucht, seinen Landsleuten verbesserte Verfahren der Düngung, erweiterte Fruchtfolgen und vor allem den Anbau von Handelsgewächsen wie Krapp, Hanf, Mohn und Hopfen anzuraten. Er sah im Anbau von Handelsgewächsen mehr als bei Getreide die Möglichkeit, Geld zu verdienen, und gerade das schien ihm nötig, wollten die Bauern am wachsenden Wohlstand teilhaben. Seine Vorstellungen publizierte er unter anderem im »Landwirtschaftlichen Correspondenzblatt«. Auf jeden Fall aber machten sie, wie sein Biograph Heinrich Gaese schrieb, »den Pleidelsheimer Schultheißen mit einem Schlag im Lande bekannt«.

Neben den vielen kleinen landwirtschaftlichen Betrieben gab es im 19. Jahrhundert in Ludwigsburg und Umgebung aber auch etliche, meist dem Adel gehörende große Güter. Für sie galt die Realteilung nicht, vielmehr sorgten Fideikomnisse für ihre

Unversehrtheit bei Erbvorgängen. Im Hofgüterverzeichnis von August Ammann aus dem Jahre 1870 werden für das Oberamt Ludwigsburg acht solcher großen Güter ausgewiesen.³² Sie reichen vom Aichholzhof auf Markgröninger Gemarkung mit etwas über 100 ha LN über das Schlossgut Harteneck mit knapp über 50 ha LN bis hin zum 140 ha großen Rittergut Nippenburg auf Schwieberdinger Gemarkung. Im Einzelnen aufgeführt befinden sich bei jedem Gut die Größe der Fläche, Name des Eigentümers, der Verwalter und gelegentlich Besonderheiten der Agrikultur. So wird für das Rittergut Heutingsheim die gute Dränung und das Vorhandensein einer großen Rinderherde, bestehend aus Tieren der Holländer und der Simmenthaler Rassen, hervorgehoben. Das Gut Nippenburg wiederum zeichnete sich durch seine weitgehende Arrondierung und die Praktizierung einer Sechsfelderwirtschaft aus. Hervorgehoben wurde auch der Zugtierbestand, zu dem 19 Pferde und vier Ochsen gehörten. Daneben fanden im Hofgüterverzeichnis vier weitere, im Ludwigsburger Oberamt angesiedelte Betriebe Erwähnung, so das Würsing'sche Schlossgut in Oßweil, das Gut Osterholz und das Gut Ernst. Da die Größe dieser Betriebe aber »nur« zwischen 10 und 20 ha lag, blieb ihre Bedeutung eingeschränkt. Andere für die landwirtschaftliche Entwicklung des Ludwigsburger Raumes wichtige große Güter wie das den Freiherrn von Varnbüler gehörende Schloss- und Rittergut Hemmingen mit im Jahre 1870 knapp über 100 ha oder das den Freiherrn von Leutrum-Ertingen gehörende Rittergut Mauer mit rund 270 ha LN wurden unter der Rubrik des Oberamts Leonberg aufgeführt. Das im Besitz des Freiherrn von Brusselle-Schaubeck befindliche Schloss- und Rittergut Schaubeck mit über 130 ha LN wurde im Oberamt Marbach ausgewiesen. Dies alles mag auf den ersten Blick verwirren, doch stellt man die im 19. Jahrhundert aktiven großen landwirtschaftlichen Betriebe nach den Vorgaben der heutigen Ludwigsburger Kreisgrenzen zusammen, so bleibt ihre Zahl insgesamt gesehen immer noch überschaubar. Völlig anders stellt sich die Bewertung freilich dar, fragt man nach der Bedeutung der im Ludwigsburger Umland befindlichen landwirtschaftlichen Großbetriebe für die Entwicklung der Landwirtschaft im damaligen Königreich Württemberg. Sie war beachtlich und kann kaum überschätzt werden.

Monrepos als landwirtschaftlicher Musterbetrieb

Dies gilt insbesondere für den über Jahrzehnte hinweg größten landwirtschaftlichen Betrieb auf Ludwigsburger Gemarkung, das zu den königlichen Besitzungen zählende und aus zwei Teilen bestehende Gut Monrepos. Hofkameralverwalter August von Weckherlin³³ hat ihn 1824 zusammen mit den anderen Privatgütern des Königs – Achalm, Klein-Hohenheim, Scharnhausen und Weil – ausführlich beschrieben und in seiner Bedeutung für die Landwirtschaft des Königreichs gewürdigt.³⁴ Weckherlin war der kompetente Autor, zählte es doch zu seinen Aufgaben, die königlichen Maßnahmen zur Verbesserung der württembergischen Nutztierzucht zu leiten.

Das Gut Monrepos bestand 1824 aus zwei Teilen, einmal dem Park Monrepos, umfassend 650 Morgen (= ca. 205 ha), davon 80 Morgen Gras- und Futterland und 570 Morgen Waldungen. Letztere Fläche war zur Weide bestimmt, die Abholzungen waren bereits im Gange. Den zweiten Teil des Gutes bildete der Favoritepark. Er war mit 230 Morgen (= ca. 72 ha) kleiner, verfügte über 30 Morgen Grasland und 200 Morgen Waldungen. Was die Pferdezucht betraf, so war Monrepos laut Weckherlin »für ältere Hengstfohlen des Gestüts, dabei aber vorzugsweise für die Aufzucht

der im Lande aufgekauften Fohlen bestimmt«, ³⁵ Tatsächlich waren bis 1824 bereits an die hundert solcher Fohlen aufgekauft worden, »zu ermunternden Preisen«, wie es heißt, um so einerseits den privaten Pferdezüchtern im Land finanzielle Anreize für eine hochwertige Pferdezucht zu bieten und andererseits die Möglichkeit zu haben, den königlichen Marstall mit guten Tieren zu ergänzen. ³⁶

Umfassender noch und für die damalige Zeit nahezu einzigartig waren die von König Wilhelm I. eingeleiteten tierzüchterischen Anstrengungen zur Verbesserung der württembergischen Rinderhaltung. Sie zielten auf eine planmäßige Kreuzung von Tieren einheimischer Rinderrassen mit Tieren international anerkannter Rinderrassen ab. Weckherlin hatte zu diesem Zweck im Auftrag des Königs seit 1817 Zuchttiere aus der Schweiz, England, Ungarn, ja aus Indien importiert. Auf Monrepos wurden nun die Rinder des Allgäuer-, des Haller- und des Ungarn-Schlags aufgestellt, gewissenhaft untersucht, auf Milch- und Fleischleistung geprüft und anschließend miteinander gekreuzt. ³⁷

Anders sah die Aufgabenstellung für den Favoritepark aus. Hier wurden die aufzuziehenden jungen Bullen von allen am Projekt beteiligten Rinderrassen gehalten, nach Plan gefüttert und beobachtet. Über alle diese Aktivitäten gab Weckherlin so akribisch Auskunft, dass ihn renommierte Wissenschaftler später als den besten Tierzüchter der vormendelienschen Ära bezeichneten. Weckherlin selbst hat über die Versuche zwischen 1827 und 1834 einen Prachtband voller exzellenter Lithographien mit dem Titel »Abbildungen der Rindvieh- und anderen Hausthier-Racen auf den Privat-Gütern seiner Majestät des Königs von Württemberg« herausgegeben, der 1984, unter anderem um einen Kommentar des anerkannten Tierzüchters Professor Gustav Comberg ergänzt, als Reprint neu veröffentlicht wurde. ³⁸

Die landwirtschaftliche Bedeutung von Monrepos und Favorite reicht über diese bemerkenswerten frühen Leistungen der Pferde- und Rinderzucht weit hinaus. So wurden im Jahre 1830 beide Gutsteile zusammengelegt und für einige Jahrzehnte als »Seegut« bezeichnet. Mit einer Fläche von 1242 Morgen, d.h. fast 400 ha, hatte der Betrieb eine Ausdehnung, die im Kreis Ludwigsburg und auch darüber hinaus in Württemberg seinesgleichen suchte. Freiherr von Hügel, kgl. württembergischer Stallmeister und Kammerherr, hat 1861 zusammen mit Hofdomänenrat Schmidt ausführlich über das Seegut berichtet. ³⁹ Der Zweck des Betriebs bestand danach darin, als Muster-Meierei zu fungieren, bei der aber auch Ackerbau, Schäferei und Schweinezucht nicht zu kurz kommen sollten. Die Eigentümlichkeit des Betriebs wurde

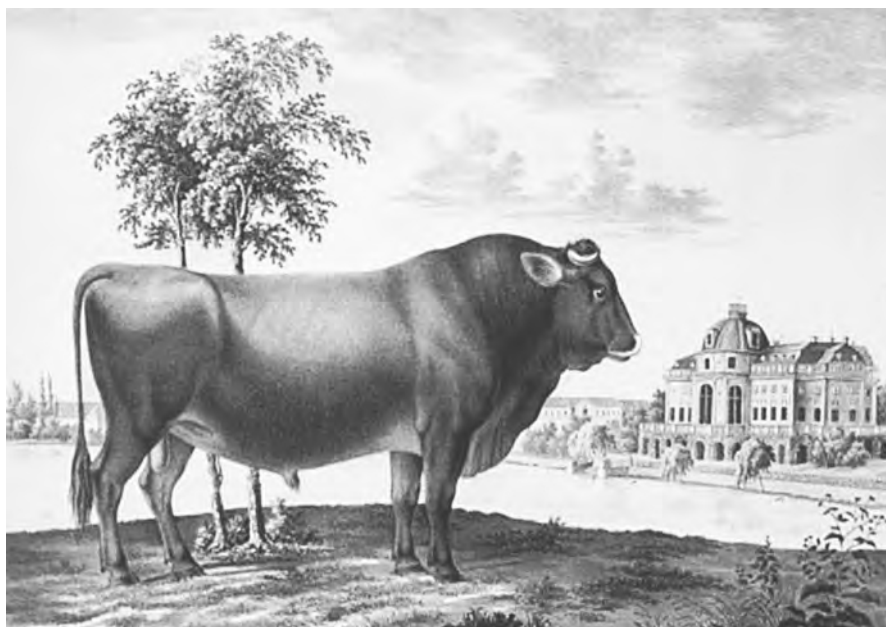


Hofkammeralverwalter August von Weckherlin (1794-1868) leitete im Auftrag König Wilhelms I. die tierzüchterischen Versuche auf Monrepos.

unter anderem in der Integration von Schafweideschlägen in den Feldumlauf sowie in ausgedehntem Anbau von Luzerne und Runkelrüben gesehen. Bei der Viehhaltung bestand das vorrangige Ziel zum einen in der Züchtung eines Stammes von großen, mastfähigen Schafen mit guter Kammwolle sowie zum anderen in der Kreuzung von Rindern der Rassen Holländer, Rigi-Holländer und Rosenstein-Limpurger Rindvieh.⁴⁰

Das war ein anspruchsvoller Katalog landwirtschaftlicher Aktivitäten, dessen Umsetzung große Fachkenntnisse, so das Denken in Fruchtfolgen, erforderte. Die fünfzehngliedrige »Luzerne-Rotation« bewirkte ebenso eine spürbare Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit wie die neungliedrige »Weiderotation«. Ab 1843 folgten fünf verschieden aufgebaute sieben- bis zehngliedrige Rotationen, die gleichfalls zu einer Steigerung der Erträge führten. Auffallend ist dabei die Bereitschaft, ungewöhnliche Kulturpflanzen in die Rotationen einzubauen. So kam auf Ludwigsburger Gemarkung wohl erstmals in Württemberg die Grünfütterpflanze Sorgho, eine Hirsenart, die gelegentlich auch als Kaffernkorn bezeichnet wird, zum Anbau. Eigens aus Norditalien beschafft, versprach sie gutes und reichliches Futter und wurde vom Vieh gerne gefressen. Und dieses reichliche Futter war auch nötig, standen doch an die 160 Stück Zuchtvieh auf dem Seegut, so viele, wie vermutlich nirgendwo sonst in Württemberg.⁴¹

Noch breiter angelegt war die Schafzucht des Seegutes. Aus verschiedenen, ursprünglich aus Spanien, England und Frankreich stammenden Merino-, Gevrolles- und Mauchamps-Stämmen befanden sich mehrere Herden mit zusammen 1153 Tieren auf dem Seegut aufgestellt. Bescheidener fiel dagegen die Schweinezucht aus. Hier handelte es sich um Tiere der englischen Rassen Berkshire und Yorkshire, von deren



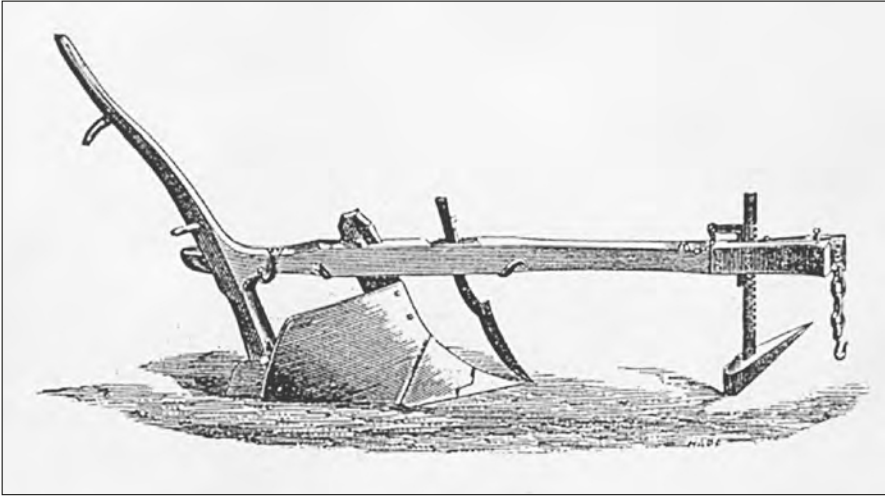
*Zuchtstier von dem Mürztaler Stamm aus der Steiermark vor Schloss Monrepos
(Lithographie von G. Küstner, um 1830).*

Nachkommenschaft sich König Wilhelm und seine Tierzuchtexperten ebenfalls eine Aufwertung der einheimischen Schweinehaltung versprochen.

Das Projekt »Seegut« lässt sich gut in die Entwicklung der Landwirtschaft einordnen. Es ist das weithin sichtbare Zeichen des Willens von König Wilhelm I., die Agrikultur zu fördern. Dass dieses Vorhaben eine gewaltige Herausforderung darstellte, zeigt der nach wie vor bescheidene Gesamtzustand der württembergischen Landwirtschaft. In Berichten des Württembergischen Wochenblatts für Landwirtschaft hieß es: »Wenn man von den größeren Gütern absieht, so lässt sich im landwirtschaftlichen Betrieb kein besonderer Fortschritt nachweisen und der aufgewendeten Mühe für Beförderung des Fortschritts entspricht der Erfolg in keiner Weise.« Hinzu kamen verschiedene Missernten und in den Jahren 1847 bis 1855 Wellen der Kartoffelkrankheit, die die Landbevölkerung derart verunsicherten, dass sie zunehmend in der Auswanderung die letzte Möglichkeit sah, der Armut zu entkommen.⁴² Doch so pessimistisch musste die Entwicklung dann wiederum auch nicht gesehen werden. Immerhin, so die Statistik, vermochten um 1850 zwei Bauern einen Städter zusätzlich zu versorgen, was im Vergleich zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine Steigerung der landwirtschaftlichen Leistung um rund 30 Prozent bedeutete.⁴³

Landtechnischer Aufbruch

Eine wesentliche Ursache für die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erzielten Erfolge war die Verbreitung verbesserter und neuer landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte. Hohenheim mit seiner im Jahre 1819 gegründeten Ackergerätefabrik, der ältesten Landmaschinenfabrik Deutschlands, kommt dabei eine herausragende Rolle zu.⁴⁴ Die dort entwickelte und hergestellte Technik erwies sich rasch als großer Fortschritt im Vergleich zu den alten Gerätschaften. Zuallererst traf dies auf die Hohenheimer Pflüge zu, die im Laufe der Jahre in unterschiedlichen Varianten auf den Markt gebracht wurden.⁴⁵ Wer einen Hohenheimer Pflug erwarb, hielt damit nicht hinter dem Berg zurück, sondern tat die Anschaffung kund, so geschehen 1821 durch den Eigentümer des Schloss- und Ritterguts Hemmingen, Carl Freiherr von Varnbüler. Mit seinem in Hohenheim gekauften Brabanter Pflug initiierte er in und um Hemmingen eine Welle von Neuanschaffungen. Einer Erhebung von 1838 zufolge wurden dort mehr als 30 Hohenheimer Pflüge gezählt.⁴⁶ Ähnlich verhielten sich 1831 die Pächter Wirth und Isak Goll des dem Grafen Leutrum von Ertingen gehörenden Hofguts Mauer bei Münchingen. Sie erwarben einen ersten Hohenheimer Pflug, demonstrierten ihn und bewirkten so, dass 1838 bereits sechs Hohenheimer Pflüge in Mauer vorhanden waren.⁴⁷ Werbend wirkte auch das am 21. September 1839 in Eglosheim vom Landwirtschaftlichen Verein des Oberamtsbezirks Ludwigsburg veranstaltete Wettpflügen.⁴⁸ 50 Gulden wurden bei dieser Gelegenheit als Prämie für den Sieger ausgelobt. Dazu passt, dass der Vorstand des Landwirtschaftlichen Vereins 1842 den Ludwigsburger Kaufmann Ruthardt veranlasste, eine »beständige Niederlage von Hohenheimer Ackergeräthen einzurichten«.⁴⁹ Ihm oblag es auch, auf den Festen im Umland, so in Markgröningen, Hohenheimer Agrartechnik auszustellen. Desgleichen präsentierte er Hohenheimer Pflüge, Eggen und Sämaschinen am Rande der Vereinsversammlungen. Unter den anwesenden Teilnehmern wurde dann eine Tombola veranstaltet, bei der es als ersten Preis eine Hohenheimer Landmaschine zu gewinnen gab.



Der Hohenheimer Pflug revolutionierte um 1830 die Ludwigsburger Landwirtschaft.

An dieser Stelle lohnt ein kurzes Eingehen auf die frühe Verbreitung der Hohenheimer Repssämaschine. Nachdem erste Informationen von diesem Gerät 1818 aus England nach Württemberg gelangt waren, wurde 1823 in der Hohenheimer Ackergerätefabrik mit der Herstellung eines verbesserten Nachbaus begonnen. Bis 1831 konnten insgesamt 66 dieser Hohenheimer Repssämaschinen verkauft werden, 42 an württembergische Landwirte, 24 an Ausländer. Eine veröffentlichte Liste der ersten 66 Käufer unterstreicht die hohe Wertschätzung, die dieser Maschine zuteil wurde.⁵⁰ Aus dem Ludwigsburger Umland befanden sich unter den Käufern die Kgl. Gutsverwaltung Monrepos, Freiherr von Tessin, Gutsbesitzer zu Hochdorf, und der Ludwigsburger Kreisoberforstmeister von Schott. Sie galten als Innovatoren und das wurde öffentlich kundgetan. Bis 1841 stieg die Zahl der verkauften Repssämaschinen auf 141, doch nun unterblieb die namentliche Nennung der Käufer.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rückten kompliziertere Landmaschinen ins Blickfeld des öffentlichen Interesses. Dreschmaschinen, Mähmaschinen, Sämaschinen und Lokomobilen konnten sich die Ludwigsburger Landwirte zwar nur in Ausnahmefällen leisten, aber auf jeden Fall wollten sie wissen, was es mit diesen Maschinen auf sich hatte. Von herausragender Bedeutung für dieses Interesse an Landtechnik waren die beiden großen Londoner Weltausstellungen der Jahre 1851 und 1862, bei denen Dampfmaschinen und Mähmaschinen in das Blickfeld der Weltöffentlichkeit traten.⁵¹ Den Ausstellungsstand des damals weltgrößten Dampfflugherstellers, der Fa. John Fowler aus Leeds, hatte übrigens 1862 der Schwabe Max Eyth entworfen und betreut.⁵² Für viele Württemberger, darunter sicher einige aus dem damaligen Oberamt Ludwigsburg, war sein Stand während der Messewochen eine stark frequentierte Anlaufstelle. Wie überhaupt die Londoner landtechnischen Errungenschaften auch im Ludwigsburger Umland auf Aufmerksamkeit stießen. Ökonomierat Ramm, gebürtig aus Horkheim, im Wintersemester 1845/46 Hohenheimer Agrarstudent und seit 1851 Partner des Freiherrn vom Holtz, Pächter der Gräflich

Leutrum'schen Güter Nippenburg und Mauer, erwarb 1857 für Nippenburg eine Lokomobile, die vorrangig als Dreschmaschinenantrieb Verwendung fand.⁵³

Für das Seegut (Monrepos) wurde bis zum Jahre 1861 eine Vielzahl hochmoderner Landmaschinen angeschafft: Von der Grasmähmaschine von Walter A. Wood über die Heuwendmaschine von Nicholson und die Getreidemähmaschine von Burgeß & Key – für die übrigens das Mannheimer Handelshaus Heinrich Lanz als Generalimporteur fungierte – bis hin zu einer in der Hohenheimer Ackergerätefabrik hergestellten fahrbaren Dreschmaschine reichte der Katalog der Neuanschaffungen, die allesamt an der Spitze des landtechnischen Fortschritts standen und für die Ludwigsburger Landwirte umfangreichen Diskussionsstoff lieferten. Dem Protokoll des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins Ludwigsburg vom 28. Oktober 1856 ist zu entnehmen, dass man den Hohenheimer Professor der Landwirtschaft Ludwig Rau eingeladen hatte, über das Thema: »Welche landwirtschaftlichen Maschinen sind unter unseren Verhältnissen lohnend und deren Anwendung anzuraten a) für größere Güter, b) für parzellierten Grundbesitz und c) für Gemeinden« zu referieren.⁵⁴

Ohne auf die Rau'schen Thesen im Einzelnen einzugehen, so sind doch die Namen seiner Mitdiskutanten von einigem Interesse. Ob Ökonomieverwalter Ramm von Nippenburg, Domänenpächter Aldinger vom Burgholzof, Gutspächter Lempp vom Bergheimer Hof, Freiherr von Ellrichshausen aus Assumstadt oder Direktor von Walz aus Hohenheim, in der Diskussion zu Wort meldeten sich ausschließlich landwirtschaftliche Kapazitäten. In seinem Grußwort freute sich der Ludwigsburger Stadtschultheiß Karl Friedrich Bunz jedenfalls zu Recht, solche Autoritäten in der Garnisonsstadt zu wissen.

Das Jahr der zweiten Londoner Weltausstellung 1862 brachte für die landwirtschaftliche Mechanisierung von Ludwigsburg und Umgebung eine weitere Premiere. Der in Hemmingen ansässige Landmaschinenhersteller Blessing & Hirth veranstaltete am 18. Januar auf dem Varnbüler'schen Gut Hemmingen eine erste Ausstellung und Vorführung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte.⁵⁵ Gezeigt wurden eigene Konstruktionen und Maschinen, die nach Vorgaben auswärtiger Hersteller gefertigt worden waren. Aus eigener Fabrikation stammten Göpel, Häckselmaschinen und Wurzelwerkschneider, während Sämaschinen in Anlehnung an Produkte der englischen Hersteller Garrett und Hornsby sowie Extirpatoren nach Coleman gezeigt wurden. Von letztgenannter Maschine stand außerdem noch eine von Ökonomierat Ramm verbesserte Variante bereit, was belegt, wie sehr sich der Nippenburger Gutspächter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch als technischer Neuerer betätigte.⁵⁶

Ludwigsburger Spezialitäten: Zuckerrüben und Zichorien

Die seit Beginn des 19. Jahrhunderts stattfindenden Veränderungen in der Landwirtschaft gehen weit über Tierzucht und Technik hinaus. Für die Ludwigsburger Landwirtschaft sind unter anderem zwei weitere Faktoren von Wichtigkeit, die so andernorts nicht oder kaum anzutreffen sind. Zum einen hängt dies mit dem Erfolg der Zuckerrübe zusammen, die im Raum Ludwigsburg früher als anderswo als Nutzpflanze mit Zukunft erkannt wurde. Im Aktionärsverzeichnis der Württembergischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation von 1837 befinden sich exakt 173 Aktionäre aufgelistet, nicht wenige davon aus Ludwigsburg selbst. Unter anderem engagierten sich dort die Ludwigsburger Bürger Oberst von Baumbach, Gustav Freiherr von Berli-

chingen, Kommerzienrat Neidhart und Generalleutnant von Röder. Letzterer besaß in Hoheneck unterhalb der Burgruine ein als musterhaft bewertetes Rebgut und fungierte etliche Jahre als Vorstand des Ludwigsburger Landwirtschaftlichen Bezirksvereins.⁵⁷ Von den Gutsbesitzern des Ludwigsburger Umlands zählten zu den Aktionären der Württembergischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation Christian Glan aus Markgröningen, Freiherr von Leutrum, Unterriexingen, Freiherr von Tessin, Hochdorf, und Freiherr von Varnbüler, Hemmingen, sämtlich anerkannte Kapazitäten in Sachen Landwirtschaft.

Bis zum Jahre 1852 hatte sich die Stuttgarter Zuckerfabrik F. Reihlen & Söhne als Zuckerhersteller etabliert. In einer Liste über die besten Rübenlieferanten des Jahres 1852 lobte das Unternehmen die Ludwigsburger Bürger Werkmeister Haug und Gutsbesitzer Speidel sowie aus dem Ludwigsburger Umland Gutspächter Sigle, Hochdorf, Freiherr vom Holtz und Ökonomierat Ramm, beide Nippenburg.⁵⁸ Noch enger wurden die Beziehungen zwischen der Ludwigsburger Landwirtschaft und der Zuckerindustrie gegen Ende des 19. Jahrhunderts. F. Reihlen & Söhne sahen ihre Zukunft mehr und mehr in der Pachtung ganzer landwirtschaftlicher Betriebe. So pachteten sie von der Kgl. Hofkammer ab 1858 die Domäne Neuwirtshaus und ab 1870 Monrepos, eine Tradition, die die Fa. Südzucker bis in die Gegenwart weiterführt.⁵⁹

Ähnlich gelagert sind die Beziehungen zwischen der Ludwigsburger Landwirtschaft und dem Zichorienanbau. Die entscheidenden Impulse gingen hier von der 1828 in Vaihingen a. d. Enz gegründeten und 1869 nach Ludwigsburg übergesiedelten Firma »Cichorien- und Caffee-Surrogat-Fabrik von Heinrich Franck Söhne« aus.⁶⁰ Paul Hirschfeld bezeichnete dieses Unternehmen 1889 in seinem voluminösen Werk über die württembergische Großindustrie als »eines der großartigsten industriellen Unternehmungen des Landes«. ⁶¹ Die Voraussetzung für den Erfolg aber bildeten langfristige Lieferverträge mit den Bauern des Umlandes. Jahr für Jahr verpflichteten sich diese, Tausende von Tonnen Zichorien anzubauen und abzuliefern, die den Rohstoff bildeten für den »in der ganzen Welt bekannten Franck-Caffee«. Allerdings war die Zichorie eher geeignet für die klein- und mittelbäuerliche Landwirtschaft. Die Großbetriebe hielten sich dagegen im personalintensiven Zichorienanbau weitgehend zurück. Dennoch: Für die Ludwigsburger Landwirtschaft war die Zichorie eine wichtige, Geld bringende Nutzpflanze. Zur Erntezeit fuhren täglich Hunderte von beladenen Wagen zur in der Nähe des Ludwigsburger Bahnhofs befindlichen Fabrik, die zur Vereinfachung der Logistik etliche Trocken-Anlagen für die den Möhren ähnliche Frucht im Ludwigsburger Umland unterhielt, so in Bretten, Marbach und Meimsheim.

Zieht man aus alldem ein Resümee, so war die Intensivierung der Landwirtschaft an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert unübersehbar. Statistisch gesehen führte dies dazu, dass nun ein einzelner Bauer in der Lage war, drei Städter zusätzlich mit Nahrung zu versorgen.⁶² Kleinbetrieblich war die württembergische Landwirtschaft aber immer noch. 1907 existierten im Königreich Württemberg 314 829 Betriebe, darunter allerdings 170 000 Betriebe mit weniger als 2 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche.⁶³ Die Vorzeichen für weiter reichende Veränderungen jedoch waren unübersehbar. Flurbereinigungen beispielsweise wurden ab 1900 in vielen Gemeinden des Ludwigsburger Umlands vorgenommen, so in Stammheim 1902, in Münchingen 1905 und in Pleidelsheim 1910.⁶⁴ Auch die Elektrifizierung des ländlichen Raums machte Fortschritte. Einem Dominoeffekt gleich schloss sich eine Gemeinde nach der anderen der Stromversorgung an. Als Beispiel kann hier Münchingen genannt werden. Kaum wurde in der alten Münchinger Mühle Strom erzeugt, so folgten

Schöckingen, Hemmingen, Mauer, Nippenburg und Hirschlanden nach.⁶⁵ Ein Stromverbund entstand, aus dem heraus sich schließlich die Neckarwerke als führender Stromversorger des Kreises Ludwigsburg entwickelten.

Die Schlepperprüfung von Neuwirtshaus

Die Motorisierung der Landwirtschaft kam ebenfalls Anfang des 20. Jahrhunderts in Gang. 1907 wurde erstmals in Deutschland von den Deutzer Motorenwerken mit dem Deutzer Automobilpflug ein Ackerschlepper im Rahmen der Düsseldorfer DLG-Ausstellung vorgestellt.⁶⁶ Er bewährte sich in der Praxis nicht. Erfolgreicher war der im Jahr 1908 von dem Berliner Unternehmer Robert Stock entwickelte Motortrappflug. Diese eigenwillige, mit einem weit über die Antriebsachse nach vorn hinausragenden Motor ausgestattete Zugmaschine konnte um 1910 Praxisreife nachweisen. Für zahlreiche Landwirte, so auch die Hohenheimer Ackerbauschüler im Jahre 1911, war die Begegnung mit einem Stock-Motortrappflug der Einstieg in die motorisierte Landwirtschaft.

Einen tiefen Einschnitt in der Entwicklung hin zur mechanisierten Landwirtschaft brachte der Erste Weltkrieg. Kriegsbedingt unterblieben Investitionen und spätestens beim Steckrübenwinter 1917 zeigte sich, dass der Hunger allgegenwärtig geworden war. Erst nach Kriegsende konnten die Bemühungen um eine fortschrittliche Landwirtschaft fortgesetzt werden. Das herausragende Ereignis dazu – mit weit über Württemberg hinausreichender Wirkung – fand in den Oktober- und Novembertagen 1920 auf der zum Oberamt Ludwigsburg gehörenden Domäne Neuwirtshaus statt. Dieser damals rund 75 ha große Betrieb gehörte zur Hofdomänenkammer, wurde aber von der Gutsinspektion der Zuckerfabrik Stuttgart mit Sitz in Böblingen bewirtschaftet. Ihn nun hatte die Landwirtschaftskammer Württemberg zum Austragungsort für die bis dahin größte Motorpflugprüfung in Deutschland bestimmt.⁶⁷ Um die Veranstaltung organisieren zu können, hatte man einen »Ausschuss für Maschinen und Geräte« ins Leben gerufen, dem unter anderen die Gutspächter Marstaller vom Aichholzhof und Treiber vom Schaichhof bei Weil im Schönbuch angehörten. Als Berichterstatter fungierten Güterdirektor Besemfelder von der Zuckerfabrik Stuttgart, Ökonomierat Dr. Weiß, Stuttgart, und der Hohenheimer Landtechnikprofessor Eduard Meyer. Zur Vorführung gelangten 17 verschiedene Zugmaschinen, Daimler-Motortrappflüge aus Berlin ebenso wie Benz-Traktoren aus Gaggenau oder Deutzer Trecker aus Köln. Alles, was im damaligen deutschen Schlepperbau Rang und Namen hatte, war vertreten. Dies war bislang einzigartig in Deutschland und ist umso höher zu bewerten, als die Zeitumstände wenig förderlich waren. Das Interesse der Menschen jedoch lohnte den Aufwand. In einem Bericht des Württembergischen Wochenblatts für Landwirtschaft hieß es: »Der Beginn der Vorführung war auf 8 Uhr vormittags festgelegt. Aus allen Teilen des Landes und auch aus den benachbarten Ländern hatten sich Landwirte in großer Zahl eingefunden. Für sie war ja in erster Linie das Schaupflügen anberaumt worden, nicht ohne Erfolg. Sie nehmen einen mehr oder weniger tiefgehenden Einblick in den gegenwärtigen Stand der deutschen Motorpflugindustrie mit nach Hause, bei einigen verdichtete sich das Urteil über die vorgeführten Maschinen bis zu einem Kaufabschluss.«⁶⁸ Soweit der Berichterstatter, der sich bewusst war, Zeuge einer ganz besonderen Veranstaltung gewesen zu sein, die Auswirkungen auf das Motorisierungs-geschehen insgesamt haben würde.

Eine handschriftliche Auflistung des württembergischen Traktorenbestands aus dem Jahr 1922 belegt die Nachwirkungen der Maschinenvorführung von Neuwirtshaus.⁶⁹ 74 Traktoren wurden danach in der württembergischen Landwirtschaft eingesetzt, zwei davon im Ludwigsburger Umland. Einer davon, ein 60 PS Klose-Schlepper, gehörte Domänenpächter Hege vom heute nicht mehr existierenden, seinerzeit aber rund 200 ha großen Wilhelmshof, einer der Hofkammer gehörenden Domäne.⁷⁰ Der andere Traktor, ein 25 PS starker Stock-Motorpflug, befand sich im Besitz des Hemminger Gutspächters Rommel. Vor allem der Klose-Schlepper war ein Exot, von dem nur wenige in den Lippischen Werkstätten in Detmold gebaut worden sind.⁷¹ Vieles spricht dafür, dass die Zugmaschine im Anschluss an die Vorführung von Neuwirtshaus im Lande verblieben ist, möglicherweise mit Rabatt, weil der Hersteller froh war, eine seiner Maschinen als Anschauungsobjekte im Lande zu haben.

Die Agrarentwicklung in der Zwischenkriegszeit

An dieser Stelle sei ein zeitlicher Sprung erlaubt, da die Entwicklung der Ludwigsburger Landwirtschaft in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts eine gesonderte Darstellung verdient. Dies schließt auch die vielfältigen Aktivitäten auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbildung ein, für die die im Jahre 1932 erfolgte Gründung der Milchwerke Ludwigsburg als zentrale Erfassungs- und Verarbeitungsstätte für Milch ein gutes Beispiel ist. Gleiches gilt für die heftigen agrarpolitischen Auseinandersetzungen, bei denen nicht zuletzt der Bauern- und Weingärtnerbund als bäuerliche Interessenvertretung eine wichtige Rolle spielte. Drunter und drüber ging es einige Jahre in den Kommunalparlamenten und oft genug waren Landwirte und Wengarter die handelnden Personen. Auch wären Veränderungen der Agrarstruktur im Oberamt bzw. Kreis Ludwigsburg darzustellen. Umfangreiche Flurbereinigungsmaßnahmen wurden veranlasst und durchgeführt, ebenso Bodenverbesserungen durch den Reichsarbeitsdienst.⁷² Von Trockenlegungen sumpfigen Geländes bis hin zum Bau von Bewässerungsanlagen in Höhengebieten reichten seine in den 1930er Jahren durchgeführten Aktivitäten. Ähnlich steht es um den Ausbau von Wasserleitungsnetz und Kanalisation in den 1920er Jahren. Nutznießer waren hier nicht zuletzt die Landfrauen, zu deren täglichen Aufgaben häufig genug das beschwerliche Wasserholen von teilweise weit entfernt liegenden Brunnen gehört hatte. Bemerkenswert ist schließlich der Bau eines Tierzuchthofes in Pleidelsheim im Jahre 1936.⁷³ Auf Veranlassung des Bürgermeisters erwarb die Gemeinde ein Grundstück samt Farrenstall und Farrenwärterwohnung, um die Farrenhaltung in Gemeinderegie zu organisieren. Bis weit in die 1950er Jahre hinein gelang dies mit Erfolg, ehe mit der Einführung der künstlichen Besamung die Farrenhaltung auf Gemeindeebene ein Ende hatte.

Ausgespart werden sollen all die Maßnahmen, die im Zusammenhang mit der Bildung des Reichsnährstands und seinen Unterorganisationen stehen. Sie sind Teil der Politisierung der Ludwigsburger Landwirtschaft im Dritten Reich, die nicht Gegenstand dieses Beitrags ist. Gleiches gilt für die Kriegsjahre. Sie waren geprägt einerseits vom Mangel und andererseits vom erklärten Willen der Bauern und Bäuerinnen, die Ernährung der Menschen sicherzustellen. Was die Mangelwirtschaft anbelangt, so wurde unter anderem der Anbau von Mohn für die Gewinnung von



Kartoffelernte in Schöckingen, um 1935.

Salatöl und von Flachs wegen des Leinöls und der Gespinnstfaser propagiert.⁷⁴ Pleidelsheim schaffte sich beispielsweise eine vom Reichsnährstand geförderte Flachs-riffelmaschine an, so wie sie auch von anderen Gemeinden im Kreis Ludwigsburg um das Jahr 1940 herum eingesetzt wurden. Hart traf es auch den Schleppereinsatz. Ab 1942 durften flüssige Kraftstoffe in der Landwirtschaft nicht mehr eingesetzt werden. Als Ausweg blieb die Umrüstung der Schlepper von Diesel auf Holzgasbetrieb, was den Einsatz der Zugmaschinen erschwerte. Und was den Arbeitskräftemangel anbelangt, so wurde versucht, ihm durch den vermehrten Einsatz von Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern zu begegnen. Provisorium reihte sich an Provisorium, und es ist nur der Kreativität der Landwirtschaft zuzuschreiben, dass der Hunger während der Kriegsjahre in Grenzen gehalten werden konnte.

Nach Kriegsende ging es gerade so weiter, nur hatten jetzt die Militärregierungen das Sagen. Bewirtschaftung, Ablieferungspflicht und – wie immer, wenn Mangel an der Tagesordnung ist – Schwarzmarkt bestimmten das Geschehen. Da ist es beinahe überraschend, wenn die Statistiker mitteilen, dass 1950 ein Bauer zehn Städter zusätzlich zu ernähren vermochte.⁷⁵ Eine Verdreifachung gegenüber 1900 war erreicht und das trotz zweier Weltkriege und abenteuerlicher politischer Verhältnisse.

Die Landwirtschaft in der Nachkriegszeit

Der Aufbruch nach Kriegsende hatte viele Gesichter. Wie von Fesseln befreit, entfalten sich in der Landwirtschaft allgemein und in der Landwirtschaft des Kreises Ludwigsburg neue Kräfte. So gehörte Jakob Dobler, Landwirt in Pflugfelden, zu den Gründungsvätern des Bauernverbands Württemberg-Baden. Anlässlich der Gründungsversammlung am 14. März 1947 im Ludwigsburger Ratskeller trug er das Pro-

gramm der bäuerlichen Interessenvertretung vor, das in seinen wesentlichen Zügen bis in die Gegenwart aktuell geblieben ist.⁷⁶ Und ein zweites Beispiel sei erwähnt: Wilhelm Rath, Landwirt aus Hochberg, engagierte sich zunächst als direkt gewählter Abgeordneter des Wahlkreises Ludwigsburg in der Verfassungsgebenden Landesversammlung, um 1949 in den Bundestag nach Bonn überzuwechseln. Daneben blieb er lange Jahre Vorsitzender der Obst- und Gartenbauvereine, des Kreisbauernverbands und Vorstandsmitglied der Milu.⁷⁷ Auch die Landfrauen engagierten sich mit Kriegsende neu. Marie Luise Gräfin Leutrum, damals wohnhaft in Unterriexingen, gründete 1946 den ersten Landfrauenverein in Alfdorf.⁷⁸ 1947 wurde sie zur Kreisvorsitzenden in Ludwigsburg gewählt. Zwischen 1947 und 1959 war sie Vorsitzende des Landfrauenverbands Württemberg-Baden und von 1948 bis 1970 erste Präsidentin des Deutschen Landfrauenverbands. Ihrem bemerkenswerten Lebenswerk war 2005 in Schwieberdingen eine Ausstellung gewidmet, die in der Öffentlichkeit auf gute Resonanz gestoßen ist.⁷⁹

Auf den Betrieben wehte ebenfalls ein frischer Wind. Männer wie Otto Gebhard auf der Domäne Monrepos oder Gutspächter Hans Marstaller auf dem Aichholzhof erzielten nicht nur vorzeigbare Betriebsergebnisse, sie setzten auch bei der Saatgutvermehrung und im Zuckerrübenbau weithin anerkannte Maßstäbe. Selbst auf dem Gebiet der Mechanisierung stand die Landwirtschaft des Kreises Ludwigsburg in vorderer Reihe. So wurde der Unimog-Prototyp am 11. April 1947 in Ludwigsburg den US-Militärbehörden vorgeführt.⁸⁰ Am Ende stand das Plazet der Militärs für die Weiterentwicklung des Fahrzeugs, was einiges heißen will angesichts der bei den Alliierten weit verbreiteten Demilitarisierungsforderungen. Und fabrikneue Traktoren wurden im Kreise Ludwigsburg auch gebaut. Die Gebrüder Josef und Gottfried Kelkel starteten in Tamm 1950 bzw. 1951 den Schlepperbau, der einige Jahre sogar florierte.⁸¹ Vor allem aber erwiesen sich die Kelkel-Brüder als Spezialisten im landwirtschaftlichen Anhängerbau. Ihre Triebachsanhänger verbesserten die Zugleistung der Traktoren wesentlich und erfreuten sich bei Betrieben mit Hanglagen großer Beliebtheit. Da kann es nicht überraschen, dass Ludwigsburger Landwirte auch zu den Pionieren des Mähdreschereinsatzes in Baden-Württemberg zählen. Hans Marstaller wird nachgesagt, der erste Mähdrescherbesitzer im Südwesten gewesen zu sein. Auch Landwirt Oskar Barth aus Kornwestheim zählte 1953 zu den Pionieren des Mähdruschs. Mit seinem gezogenen Mähdrescher des Typs Claas Super arbeitete er in den frühen 1950er Jahren im Lohndrusch, zu einer Zeit also, als der überbetriebliche Maschineneinsatz noch nicht so verbreitet war wie heute.

Der Elan, der die Nachkriegslandwirtschaft im Ludwigsburger Raum erfasst hatte, spiegelt sich auch im Aufstieg der Milchwerke Ludwigsburg, besser bekannt als Milu, wider. Sie stand für ein interessantes Konzept, das heute an den Universitäten als »food chain«, Lehre von der Nahrungskette, Gegenstand eines ganzen Studiengangs ist. Vom Erzeuger bis zum Endverbraucher beschäftigte sich die Milu mit der Milch, ab 1966 in alleiniger unternehmerischer Regie. Carl Dobler aus Hemmingen, über viele Jahre hinweg Präsident des Bauernverbands Württemberg-Baden⁸², erlebte als Vorstandsvorsitzender der Milu aber auch den Niedergang des Unternehmens. Ab Mitte der 1980er Jahre schrieb die Milu-Ladenkette rote Zahlen, ehe 1988 die Liquidation des gesamten Unternehmens erfolgte.⁸³

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Ein Landwirt ist in der Lage, 143 Städte zusätzlich mit hochwertiger Nahrung zu versorgen. Hunger braucht – zumindest in und um Ludwigsburg – keiner zu leiden. Eher hatte man bis vor kurzem die Sorge,



Abfuhr der Kornsäcke mit Rindergespann auf dem Aichholzhof, 1950.



Mähdrusch auf dem Aichholzhof mit gezogenem Claas Super, um 1950.

ob der Markt in der Lage ist, all das an Nahrung aufzunehmen, was die Bauern Jahr für Jahr erzeugen. Doch auch hier ändern sich die Zeiten. Die Landwirtschaft ist mehr und mehr als Erzeuger nachwachsender Rohstoffe gefragt und auch als Lieferant von Energie öffnen sich neue Tätigkeitsfelder. Erste Biogasanlagen sind im Kreis Ludwigsburg entstanden⁸⁴, und es werden in Zukunft noch mehr werden. Darüber hinaus bewegen Planungen für ein großes Biodieselwerk auf Marbacher Gemarkung seit 2005 die Gemüter. Bis zu 150 000 Tonnen Biokraftstoff sollen dort jährlich gewonnen werden, was den Landwirten im Ludwigsburger Umland neue Absatzmöglichkeiten für ihre Erzeugnisse eröffnen würde.⁸⁵

Fasst man alles zusammen, so kann festgestellt werden, dass die Landwirtschaft in Ludwigsburg und Umgebung nach wie vor zahlreiche interessante Facetten besitzt. Vom Pflanzenbau über die Nutztierhaltung bis hin zum Obst- und Weinbau reicht der spannungsreiche Bogen, den die im Kreis Ludwigsburg lebende Bevölkerung sehr wohl zu schätzen weiß. Dies schließt auch die Veränderungen ein, die im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte stattgefunden haben. Kulturen wie Hanf, Lein und neuerdings Tabak sind aus der Fruchtfolge weitgehend verschwunden, während sich andere Nutzpflanzen wie Mais und Sonnenblumen auf dem Vormarsch befinden. Im Bereich der Tierhaltung spielen Rinder- und Schweinehaltung nach wie vor die dominierende Rolle, während im Bereich der Pferdehaltung an die Stelle der Zucht von Arbeits- und Remontepferden für die einstige Ludwigsburger Garnison die Haltung von Reitpferden getreten ist.

Was die landwirtschaftliche Mechanisierung betrifft, so sind die Landwirte bei den zahlreich im Kreis Ludwigsburg bestehenden, oftmals aus Schmiedewerkstätten hervorgegangenen landtechnischen Fachbetrieben gut aufgehoben. Selbst was die Landmaschinenherstellung angeht, spielen im Kreis Ludwigsburg ansässige Unternehmen bis in die Gegenwart hinein eine Rolle. So produzierte der Landmaschinenbetrieb von Hermann Schneider in Tamm ab 1960 für knapp über vier Jahrzehnte seine vor allem von Sonderkulturbetrieben geschätzten Geräteträger⁸⁶, während sich die Toro-Roth-Motorgeräte GmbH in Pleidelsheim mit ihren selbstfahrenden Großflächenmähdmaschinen als Spezialist für die professionelle Grünflächenpflege einen Namen gemacht hat. Suevia Haiges in Kirchheim am Neckar wiederum stellt seit Jahrzehnten Tränkebecken für die Tierhaltung her und die Firma Walker-Landtechnik in Schwieberdingen ist bei den Landwirten nicht nur wegen ihrer Futtermischwagen bekannt.

Sonderkulturen

Einen gesonderten Beitrag verdient hat die Entwicklung der landwirtschaftlichen Sonderkulturen im Kreis Ludwigsburg. Vor allem Wein- und Obstbau verfügen nicht nur über eine weit zurückreichende Tradition, sie erst garantieren vielen Landwirten das zum Existieren nötige Einkommen. So werden rund um Ludwigsburg derzeit rund 1600 ha für den Weinbau genutzt⁸⁷, was einem Anteil von rund 18 Prozent der Rebfläche Württembergs entspricht. Von Monotonie in den Weinbergen kann dabei keine Rede sein. Der Weinbau des Kreises Ludwigsburg überzeugt durch eine breite Palette unterschiedlicher, durchweg hochwertiger Weiß- und Rotweineben, die in den Tälern von Neckar, Bottwar und Enz ebenso zum Anbau kommen wie an den Hängen des Hohenaspergs und Wunnensteins sowie im Gebiet des Strombergs. Dank

umfangreicher Rebflurbereinigungen vor allem seit den 1970er Jahren ist es darüber hinaus gelungen, die Ludwigsburger Wengerter am technischen Fortschritt des Weinbaus teilhaben zu lassen, was sich nicht zuletzt in der unbestritten hohen Qualität der im Ludwigsburger Umland erzeugten Weine niederschlägt. Die Leistungen der selbstvermarktenden Weingüter wie Graf Adelmann in Kleinbottwar, Baumgärtner in Hohenhaslach, Dautel bzw. Kölle in Bönningheim können sich ebenso sehen lassen wie die der 17 im Kreis Ludwigsburg existierenden Weingärtnergenossenschaften.⁸⁸ Es ist daher nur konsequent, wenn sowohl die Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft (WZG) seit 1968 in Möglingen⁸⁹ als auch die Hofkammer-Kellerei des Hauses Württemberg seit 1991 in Monrepos, also in unmittelbarer Nähe zu Ludwigsburg, domizilieren.⁹⁰ Beide Unternehmen tragen damit dem Umstand Rechnung, dass der Kreis Ludwigsburg im Verlauf der letzten Jahrzehnte zu einem wirtschaftlich leistungsstarken Zentrum des württembergischen Weinbaus geworden ist.

Ähnlich stellt sich die Situation für den Ludwigsburger Obst- und Gartenbau dar. Zum einen sind es die rund 200 Gärtnereien, die professionell Zierpflanzen kultivieren und feldmäßigen Gartenbau betreiben, zum anderen sind es aber auch die vielen Freizeitgärtner und Freizeitobstbauern, die der Ludwigsburger Kulturlandschaft mit gepflegten Gartenanlagen und weitläufigen Streuobstwiesen das von der Öffentlichkeit so geschätzte Gepräge verleihen. Auch hier reicht die Tradition weit in die Vergangenheit zurück. Bestimmten anfangs von der Obrigkeit initiierte Baumpflanzungen längs der Wege und Straßen das Bild, so trugen im späteren 19. Jahrhundert staatliche Baumwärtnerkurse und Wanderlehrer des von Eduard Lukas gegründeten Pomologischen Instituts in Reutlingen dazu bei, das Verständnis der Ludwigsburger Bevölkerung für einen sachgemäßen Obstbau zu befördern.⁹¹ Inzwischen sorgen Obst- und Gartenbauvereine zum einen für die Weiterentwicklung der vorhandenen Anlagen, während sie andererseits darauf achten, dass der Flächenverbrauch nicht ins Uferlose geht.

Anmerkungen

- 1 Dietrich Wellhäuser: Der Weg aus dem Hunger in den Überfluss. Entwicklung der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert, Weikersheim 1988, S. 8 f.
- 2 Agrimente 2007, Bonn 2007, S. 8.
- 3 Albrecht Gühring: Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Eingemeindung, in: Stammheim. 800 Jahre und noch mehr, Stuttgart 1992, S. 123-154, bes. S. 139 ff.
- 4 Albert Mayer: Die Landwirtschaft, in: Der Kreis Ludwigsburg, Stuttgart 1994, S. 390-400.
- 5 Der Dienstbezirk des ALLB Ludwigsburg umfasst den Landkreis Ludwigsburg mit 68 719 Hektar (= 77 Prozent) und den Stadtbezirk Stuttgart mit 20 731 Hektar (= 23 Prozent).
- 6 Mayer (wie Anm. 4) S. 391.
- 7 Rudolf Heller: Die wirtschaftlichen Verhältnisse, in: Ludwigsburg und das Land um den Asperg, Ludwigsburg 1934, S. 225-280, hier S. 225.
- 8 Franziska Kleiner: Die kleinen Bauern haben sich beim großen Unternehmen viel abgeschaut, in: Stuttgarter Zeitung, 18. September 2006.
- 9 Thomas Durchdenwald: Ludwigsburg und Esslingen im Kopf-an-Kopf-Rennen, in: Stuttgarter Zeitung, 27. Dezember 2007.
- 10 Lebendiges Freiberg am Neckar. Ein Heimatbuch, Freiberg a.N. 1982, S. 38.
- 11 Erich Schuler: Bodenreform in Freiberg (= Freiberger Historische Blätter Nr. 15, 1993) S. 3.

- 12 Burgen und Schlösser im Kreis Ludwigsburg, Ludwigsburg 1981, S. 107-112.
- 13 Ebd. S. 43-48.
- 14 Günter Kämpfe: Lokaltermin, in: Stammheim (wie Anm. 3) S. 183-198, hier S. 185 f.
- 15 Gustav-Adolf Thumm: Die Landwirtschaft, in: Pleidelsheimer Heimatbuch, Horb a.N. 1994, S. 314-359, hier S. 322.
- 16 Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859, S. 185.
- 17 Ebd. S. 243.
- 18 Heller (wie Anm. 7) S. 233.
- 19 BW agrar, Regional Mittlerer Neckar, S. 5, in: BW agrar, Ausg. 31/2007.
- 20 Christoph Borchardt u.a.: Die Landwirtschaft in Baden und Württemberg 1850-1980, Stuttgart 1985, S. 102.
- 21 Strukturwandel hält an, in: BW agrar, Ausg. 51/2007, S. 10.
- 22 Klaus Herrmann: Die württembergische Landwirtschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Der Goldene Pflug, Heft 2/1994, S. 5-12, hier S. 7.
- 23 Paul Gehrung: Das Wirtschaftsleben in Württemberg unter König Wilhelm I. (1816-1864), in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 9 (1949/50) S. 196-257.
- 24 Frank Lang: Die Landwirtschaft ernährt das Volk, in: Das Königreich Württemberg 1806-1918. Monarchie und Moderne, Stuttgart 2006, S. 286-301.
- 25 Ulrich Thomas: Die landwirtschaftlichen Prämierungen in Württemberg im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1966, S. 35 ff.
- 26 Die Angehörigen der k. württembergischen Akademie Hohenheim während des 75jährigen Bestehens derselben von 1818 bis 1893, Plieningen 1893.
- 27 Heller (wie Anm. 7) S. 233.
- 28 Ursula Huggle, Norbert Ohler: Sachwörterbuch Landwirtschaft. Südwestdeutschland in Geschichte und Gegenwart, Bd. 1, Freiburg 2006, S. 204 ff.
- 29 Beschreibung (wie Anm. 16) S. 62-68; Friedrich von Gaisberg-Schöckingen: Schöckingen, Ditzingen 1983, S. 205 f.
- 30 Gustav-Adolf Thumm: Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse im 19. Jahrhundert, in: Pleidelsheimer Heimatbuch (wie Anm. 15) S. 96-120, hier S. 110 f.
- 31 Heinrich Gaese: Johannes Nefflen, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 7 (1960) S. 195-213.
- 32 August Ammann: Die Hofgüter im Königreiche Württemberg, Stuttgart/Leipzig 1870, S. 21-23.
- 33 Klaus Herrmann: August von Weckherlin. Hofkammerverwalter, Direktor von Hohenheim und Wirklicher Geheimer Rat in Hohenzollern-Sigmaringen, 1794-1868, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 14 (1980) S. 192-218.
- 34 August Weckherlin: Landwirtschaftliche Beschreibung der königlichen Besitzungen Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim, Monrepos, Favorite und Achalm nebst den von Sr. Majestät hier getroffenen Anstalten zur Begründung einer besseren Hausthierzucht, in: Correspondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins 7 (1825) S. 3-159.
- 35 Ebd. S. 32.
- 36 Ebd. S. 39.
- 37 Ebd. S. 54.
- 38 August Weckherlin: Abbildungen der Rindvieh- und anderen Hausthier-Racen auf den Privatgütern seiner Majestät des Königs von Württemberg nebst angehängter Beschreibung, Stuttgart 1827/34. Reprint mit Begleittexten von Gustav Comberg und Klaus Herrmann, Hannover 1984.
- 39 J. von Hügel, G. F. Schmidt: Die Gestüte und Meiereien Seiner Majestät des Königs Wilhelm I. von Württemberg, Stuttgart 1861.
- 40 Ebd. S. 146.
- 41 Ebd. S. 164.
- 42 Borchardt (wie Anm. 20) S. 72 f.
- 43 Wellhäuser (wie Anm. 1) S. 8 f.
- 44 Ernst Klein: Die Hohenheimer Ackergerätefabrik (1819-1904), in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 21 (1963) S. 302-376.
- 45 Klaus Herrmann: Die Anfänge des Hohenheimer Pflugbaus, in: Der Goldene Pflug, Heft 1/1993, S. 8-12.

- 46 Reinhardt: Die Einführung und Verbreitung des Schwerz'schen Pfluges im Oberamtsbezirk Leonberg, in: Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel 1838, S. 97 ff. 47 Ebd. S. 98.
- 48 Landwirtschaftlicher Verein für den Oberamtsbezirk Ludwigsburg, in: Wochenblatt (wie Anm. 46) Beilage Nr. 5 vom 20. April 1839, S. 83.
- 49 Landwirtschaftlicher Bezirksverein für den Oberamtsbezirk Ludwigsburg, in: Wochenblatt (wie Anm. 46) 1842, S. 139.
- 50 Chr. Zeller: Die Drillkultur des Rapses nach den Erfolgen in Hohenheim, in: Wochenblatt (wie Anm. 46) 1831, S. 161 ff.
- 51 Graeme Quick, Wesley Buchele: The Grain Harvesters, St. Joseph/Michigan 1978, S. 36 f.
- 52 Adolf Reitz: Max Eyth. Ein Ingenieur reist durch die Welt. Pioniertaten eines Landtechnikers, Heidelberg 1956, S. 59-62.
- 53 Klaus Herrmann: Die Einführung von Landmaschinen in Württemberg im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des landtechnischen Innovationstransfers, in: Scripta Mercaturae 13 (1979) S. 133-160, hier S. 141.
- 54 Verhandlungen des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins von Ludwigsburg, in: Wochenblatt (wie Anm. 46) 1857, S. 69 ff.
- 55 Ergebnis einer Prüfung der Leistungsfähigkeit von verschiedenen landwirtschaftlichen Maschinen aus der Fabrik der Herren Blessing und Hirth, Hemmingen, OA Leonberg, in: Wochenblatt (wie Anm. 46) 1862, S. 62 f.
- 56 Zur Biographie von Ökonomierat Ramm vgl. Nachruf im Württembergischen Wochenblatt für Landwirtschaft 12 (1889) S. 1.
- 57 Beschreibung (wie Anm. 16) S. 236.
- 58 Erfolge des Anbaus der Zuckerrüben im Jahr 1851, in: Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft, Beilage Nr. 7, 27. März 1852.
- 59 Manfred Pohl: Südzucker 1837-1987. 150 Jahre Süddeutsche Zucker-Aktiengesellschaft Mannheim, Mainz 1987, S. 179.
- 60 »Die Hauptstadt der Cichoria«. Ludwigsburg und die Kaffeemittel-Firma Franck, Ludwigsburg 1989.
- 61 Paul Hirschfeld: Württembergs Großindustrie und Großhandel, Leipzig 1889, S. 156 f.
- 62 Wellhäuser (wie Anm. 1) S. 8 f.
- 63 Borchardt (wie Anm. 20) S. 102.
- 64 Manfred Brix: Feldbereinigung, in: Pleidelsheimer Heimatbuch (wie Anm. 15) S. 147 f.
- 65 Gaisberg-Schöckingen (wie Anm. 29) S. 173.
- 66 Klaus Herrmann: Ackergiganten. Technik, Geschichte und Geschichten, Braunschweig 1985, S. 52 ff.
- 67 Die Motorpflugschau auf Neuwirthshaus bei Zuffenhausen-Stuttgart, in: Württembergisches Wochenblatt für Landwirtschaft 44 (1921) S. 350-353, 363-365.
- 68 Ebd. S. 351.
- 69 Klaus Herrmann: Aus der Pionierzeit der Traktoren in Württemberg, in: Der Schlepperfreund. Zeitschrift für historische Landtechnik, Nr. 25/1996, S. 14-19.
- 70 Schuler (wie Anm. 11) S. 2 f.
- 71 Ralf Klöpfferpieper: Granaten und Traktoren. Die Lippischen Werke AG, in: Landwirtschaftliches Wochenblatt Westfalen-Lippe, Ausg. 7/2008, S. 36.
- 72 Thumm (wie Anm. 15) S. 327.
- 73 Ebd. S. 336 f.
- 74 Ebd. S. 327 f.
- 75 Agrimente (wie Anm. 2) S. 8.
- 76 Heinrich Maurer: Der Fusionsvertrag wurde in Hohenheim unterschrieben, in: Württembergisches Wochenblatt für Landwirtschaft, Ausg. 20/1989, S. 3.
- 77 Eduard Theiner: Wilhelm Rath (1892-1967), Remseck 2002.
- 78 Gedenken an die Verbandsgründerin, in: BW agrar, Ausg. 42/2005, S. 30.
- 79 Kathrin Haasis: Einblicke in das Leben der engagierten Gräfin, in: Stuttgarter Zeitung 19. Mai 2005, S. 26.
- 80 Heinrich Rößler: So entstand der Unimog. Auszüge aus seiner kaum glaublichen Geschichte, in: Miterlebte Landtechnik, Darmstadt 1981, S. 44-60, hier S. 59.

- 81 Klaus Herrmann: Traktoren in Deutschland. Firmen und Fabrikate von 1907 bis heute, 2. Aufl. Frankfurt 1995, S. 124 f.
- 82 Ralf Neubauer: Carl Dobler geht nicht freiwillig aufs Altenteil, in: Stuttgarter Zeitung 28. Juli 1988.
- 83 Heinrich Maurer: Geschichte der Milu abgeschlossen, in: Württembergisches Wochenblatt für Landwirtschaft, Ausg. 48/1990, S. 25.
- 84 Ute Jautelat: Hohe Anforderungen bei einer Investition in Biogasanlagen, in: BW agrar, Ausg. 38/2007, S. 48 f.
- 85 Oliver von Schaewen: Marbacher Biodieselwerk auf der Kippe, in: Stuttgarter Zeitung 25. Februar 2008.
- 86 Hans Kienle: Der Schneider-Geräteträger, in: Der Schlepperfreund, Ausg. 27/1997, S. 4-7.
- 87 BW agrar (wie Anm. 19) S. 6.
- 88 Regio Stuttgart (Hrsg.): Fröhliche Weintour durch die Region Stuttgart, Stuttgart 2001, S. 73-116.
- 89 Ein runder Geburtstag. Jubiläum der WZG, in: Der Genossenschafter, Beilage zur Ausg. 39/1996 des Württembergischen Wochenblatts für Landwirtschaft.
- 90 Gabriele Damasko, Klaus Henning Damasko: Weinadel. Natalie Lumppe entdeckt Schlossweine in Baden und Württemberg, Stuttgart 2007, S. 9-17.
- 91 Landratsamt Ludwigsburg (Hrsg.): Streuobst im Landkreis Ludwigsburg, Ludwigsburg 1988, S. 11.

Leben und Sterben des Wehrmanns Jakob Hönes aus Münchingen

Archäologie des Ersten Weltkriegs und ihre Folgen*

von Alexander Brunotte

Am 1. Januar 2008 starb in einem Kölner Altersheim der wohl letzte deutsche Veteran des Ersten Weltkriegs im Alter von 107 Jahren. Die Öffentlichkeit nahm kaum Notiz davon. Sein Sohn erläuterte einem darüber wohl erstaunten ausländischen Journalisten, dass man in Deutschland über solche Dinge nicht viel Aufhebens mache, so sei eben der Lauf der Geschichte.

Insbesondere der Erste Weltkrieg ist aus dem kollektiven Bewusstsein der Deutschen weitgehend verschwunden – und damit auch seine Opfer. Aber in dem Fall, von dem hier die Rede sein soll, sorgten eine Kette von Zufällen und der Fleiß von Archäologen dafür, dass sich dies zumindest für den Kreis der davon Betroffenen änderte.

Alles nahm seinen Anfang im Oktober 2003, als ein Expertenteam unter Mitwirkung der Archäologengruppe »No Man's Land« eine Grabung auf dem Schlachtfeld der Somme durchführte. Die Gruppe existiert seit 1997. Sie setzt sich zusammen aus professionellen Archäologen, Historikern und interessierten Laien. Seit Dezember 2003 führt sie den offiziellen Namen »No Man's Land – the European Group for Great War Archaeology«.

Im Unterschied zur »klassischen« Archäologie, die oftmals die einzige Informationsquelle für Zeiten fehlender oder spärlicher schriftlicher Überlieferung darstellt, können die Weltkriegsfunde einer Vielzahl unterschiedlichster Quellen gegenübergestellt werden, die sie zu ergänzen oder korrigieren vermögen. Ziel ist es dabei, ein besseres Verständnis für das Geschehen an der Front zu erhalten, und nicht etwa, menschliche Überreste zu bergen. Aber das lässt sich nicht immer vermeiden. So auch im erwähnten Oktober 2003, als die Archäologen von der BBC zur Hilfe gerufen wurden. Es ging um eine Grabung auf den Spuren eines in England jedem Schulkind bekannten Dichters des Ersten Weltkriegs: Wilfred Owen. Als 23-jähriger Kriegsfreiwilliger durchlebte dieser am Grabungsort »die siebte Hölle«, wie er in einem Brief an seine Mutter schreibt, während er im Niemandsland einen vorgeschobenen Posten in einem verlassenen deutschen Unterstand befehligte. Fünfzig Stunden Dreck, Nässe, Todesangst, in seinen Worten: »die Agonie meines glücklichen Lebens«. ¹ Monate später begann der traumatisierte Owen auf Anraten seines Arztes, die Bilder, die ihn im Schlaf verfolgten, in Gedichtform zu verarbeiten. Eines dieser Gedichte, »Der Wachtposten« (»The Sentry«) thematisiert das Geschehen in besagtem Unterstand.

Eben diesen Unterstand zu finden, wollte die BBC im Rahmen ihrer Sendereihe »Ancestors« (Vorfahren) versuchen. Die Grabung litt unter schlechten Witterungsbedingungen und Zeitmangel. So konnte der gesuchte Unterstand nicht erreicht

* Überarbeitete Fassung des am 14. Februar 2008 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

werden, doch wurden dafür die sterblichen Überreste von drei Soldaten gefunden, zwei Deutschen und einem Engländer. Nur bei einem der drei gelang zunächst eine Identifikation, und dies auch erst durch intensive Nachforschungen.

Eine Analyse der Uniform- und Ausrüstungsreste gehörte ebenso dazu wie das Studium militärgeschichtlicher Quellen. Schließlich waren es zwei bei dem Toten gefundene Gegenstände, die auf die richtige Fährte führten. Zum einen war dies der Deckel einer Dose des Kaufhauses »E. Breuninger« in Stuttgart, des traditionsreichen Warenhauses, das 1881 gegründet wurde und 1914 bereits über einige Filialen in Süddeutschland verfügte. Dieser Dosendeckel, der wahrscheinlich zu einer Schuhputzdose gehörte, legte die Vermutung nahe, dass der Gefallene aus dem Stuttgarter Raum stammte.

Bestätigt und konkretisiert wurde diese Vermutung durch das zweite gefundene Objekt: die Erkennungsmarke. Sie war zwar stark korrodiert und zeigte nur noch Teile der ursprünglichen Aufschrift. Auch war auf ihr kein Name eingepreßt, sondern lediglich die Truppenzugehörigkeit. Doch auf der Rückseite hatte der Gefallene seinen Namen und Herkunftsort mit der Messerspitze eingeritzt.

Für die Ausgräber stellte diese nur bruchstückhaft erhaltene Schrift zunächst mehr ein Rätsel als eine Hilfe dar. Doch ein Vergleich mit Gefallenenlisten des Reserve-Infanterieregiments 121, dem der Tote nach den bis dahin gesammelten Erkenntnissen angehört haben musste, brachte schließlich Gewissheit: Bei dem Gefallenen handelte es sich um Jakob Hönes aus Münchingen, der am 13. Juni 1915 in der Stellung bei Serre gefallen war. Es ist den Bemühungen der Gruppe »No Man's Land« zu verdanken, dass Jakob Hönes im April 2004 nach fast 90 Jahren eine würdige Bestattung auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Labry bei Verdun erhalten hat, woran zahlreiche Familienangehörige teilnahmen.

Bei der Suche nach diesen Angehörigen ist auch das Archiv der Stadt Korntal-Münchingen, zu der das ehemalige Dorf Münchingen heute gehört, eingeschaltet worden. Hierbei entstand der Wunsch, der Person des Gefallenen und seiner Geschichte näher nachzugehen, ihn auf einzelnen Etappen seines kurzen Lebensweges zu begleiten und dabei gleichzeitig etwas über das Leben in einem kleinen schwäbischen Dorf vor und im Krieg in Erfahrung zu bringen.

Das Dorf Münchingen und die Familie Hönes

Ungeachtet der im großstädtischen Raum ausgangs des 19. Jahrhunderts kräftig expandierenden Industrie hatte sich das im Jahr 1895 1573 Einwohner zählende Münchingen seinen Charakter als Bauerndorf bewahrt. Umgeben von Ackerböden, die



Dosendeckel aus dem Kaufhaus Breuninger (Durchmesser: ca. 5 cm).

zu den fruchtbarsten des Landes gehören, konnten hier große, profitable Bauernhöfe entstehen, einige davon Landgüter, die von dem 1891 ausgestorbenen Ortsadel stammten und mit entsprechend repräsentativen Wohnsitzen ausgestattet waren. Neben dieser vermögenden Schicht der Großbauern, der einkommensmäßig wohl noch der eine oder andere Gastwirt zur Seite zu stellen wäre, gab es die üblichen dörflichen Gewerbebetriebe und schließlich eine Vielzahl mittlerer und kleiner Bauern-



Marktszene in Münchingen, um 1900.

stellen sowie nichtselbständige Landarbeiter. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielte der Weinbau in Münchingen noch eine große Rolle, die er aber bis 1900 völlig einbüßte. Der Großvater von Jakob Hönes war noch Weingärtner gewesen. Der Anschluss an das Eisenbahnnetz im Jahre 1906 erschloss den Münchingern den industriellen Arbeitsmarkt in Stuttgart, den sie nun als Pendler erreichen konnten. Einer amtlichen Beschreibung zufolge war die Vermögensverteilung im Dorf vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs sehr ungleich – es gab nur arm oder reich, dazwischen nichts.²

Auch unter den Hönes, einer seit Jahrhunderten im Ort ansässigen Familie, gab es beide Extreme. Die Familie von Jakob Hönes muss man wohl eher den weniger begüterten zurechnen. Sein Vater Georg war Bauer. Unglücklicher Pferdehandel hatte ihn in eine große

Schuldenlast gestürzt, die beim Tod seiner ersten Ehefrau, Christiane Sophie geb. Heinz aus Dürrmenz, offenbar wurde.³ Neben dem am 9. Dezember 1880 als Erstgeborener zur Welt gekommenen Jakob gingen aus dieser Ehe noch Karl Christian, Friederike und Christian hervor, die zwei Töchter Sofie und Johanna Maria starben bereits mit 13 bzw. 5 Monaten. Aus der zweiten Ehe des Vaters mit Christiane geb. Bauer stammten der Halbbruder Wilhelm und die Halbschwester Pauline.

Jakob besuchte vom 7. bis 14. Lebensjahr die Volksschule in Münchingen. Die Kinder bekamen dort solide Grundkenntnisse vermittelt in den vom Lehrplan vorgesehenen Fächern »Religion, Sprache (Lesen, Schönschreiben, Rechtschreiben, Aufsatz, das Nötigste aus der Sprachlehre), Rechnen, Realien (Geographie, Naturlehre, Naturgeschichte, Geschichte), Singen und Zeichnen«.⁴ An die Volksschule schlossen sich für Jakob Hönes noch zwei Jahre Sonntagsschule an, damit war seine schulische Ausbildung abgeschlossen. Eine weiterführende Schule besuchte er nicht, auch absolvierte er keine Lehre. Wahrscheinlich arbeitete er im Anschluss bei seinem Vater auf dem Hof mit. Doch bald nahm ihn wieder der Staat in die Pflicht. Da war zunächst ein formaler Akt, der zwar eine jahrhundertealte Tradition aufwies, am Ende des 19. Jahrhunderts aber schon etwas antiquiert wirkte: die Huldigung. Jeder männliche Württemberger, der das 16. Lebensjahr vollendet hatte, musste seinem Herrscher huldigen. Jakob Hönes kam dieser Pflicht im Jahre 1898 auf dem Münchinger Rathaus nach – und erhielt dafür 50 Pfennige aus der Gemeindekasse.⁵

Der in städtischen Regionen Württembergs damals bereits in Abgang gekommene Brauch der Huldigung sollte die Treue des Untertanen zu seinem König verankern. Bei diesem König, dem letzten der württembergischen Geschichte, handelte es sich um Wilhelm II. Er war zwar ein Namensvetter des deutschen Kaisers Wilhelm II., doch erschöpft sich darin schon nahezu alle Ähnlichkeit. Der Württemberger pflegte bürgerliche Umgangsformen, zeigte sich nur selten in Uniform und sorgte für ein liberales Klima im Lande, das sich von den Verhältnissen in Preußen deutlich abhob. Doch wenn sich auch Wilhelm II. von Württemberg nicht wie sein Berliner Vetter als säbelrasselnder Potentat präsentierte, so genoss das Militär doch auch in seinem Herrschaftsbereich hohes Ansehen. Einiges davon lässt sich dem Bereich Folklore zuordnen: prächtige Uniformen, Paraden, Marschmusik. Davon hatte auch Jakob Hönes schon als kleiner Junge einiges mitbekommen. Ausschlaggebend hierfür war die Nähe zur Garnisonsstadt Ludwigsburg, die sich seit der Reichsgründung 1871 zu einem »schwäbischen Potsdam« mit einer Vielzahl von Kasernen und anderen Militäreinrichtungen entwickelt hatte. Auf dem »Langen Feld« nördlich von Münchingen fanden häufig militärische Übungen statt, in deren Verlauf auch Truppen im Dorf einquartiert wurden. Höhepunkte waren dabei die Kaisermanöver, Gefechtsübungen in Anwesenheit des deutschen Monarchen.

1888 wurde bei Münchingen zur Erinnerung an das letzte von Kaiser Wilhelm I. dort abgenommene Manöver ein Gedenkstein, der so genannte Kaiserstein, errichtet. Für die Dorfbevölkerung muss die von Militärmusik umrahmte feierliche Zeremonie, zu der Honoratioren von nah und fern anreisten, ein besonderes »Spektakel« gewesen sein. Auch der kleine Jakob Hönes wird sich das nicht haben entgehen lassen, schließlich hatte sein Großvater den Platz für die Gedenkstätte abgetreten.⁶ Und da den Schwaben eine sprichwörtliche Geschäftstüchtigkeit eigen ist, errichteten sie in der Nähe gleich ein Ausfluglokal, das noch heute Gästen offen steht.

Aber Militärisches verbreitete nicht nur Glanz und Gloria, es prägte auch Wertvorstellungen und Verhaltensweisen. Unternehmer lobten die Arbeitsdisziplin derjenigen Angestellten, die den Wehrdienst im Sinne einer »Schule der Nation« absolviert hatten. Doch ganz egal, wie man zum Militär stand, entziehen konnte man sich ihm nicht. Im Deutschen Reich galt die allgemeine Wehrpflicht. Dieser war jeder Deutsche im Alter zwischen 17 und 40 Jahren unterworfen. Am Anfang stand die Musterung, der man sich in seinem zwanzigsten Lebensjahr unterziehen musste. Das Bestehen der medizinischen Untersuchung und die damit verbundene Annahme als Rekrut wurde stets in ähnlicher Art und Weise gefeiert: Herausgeputzt mit Anzug und Hut, eine Schärpe über der Brust, so zog man mit einem geschmückten Pferdefuhrwerk durchs Dorf.

Auch Jakob Hönes muss dies im Jahre 1900 so getan haben. Gefeiert wurde hierbei sicherlich nicht nur der Eintritt in das als ehrenvoll betrachtete Soldatenleben, sondern auch die mit 21 Jahren erreichte Volljährigkeit und die Aufnahme in die erwachsene Männerwelt. Jakob Hönes leistete seinen zweijährigen aktiven Wehrdienst bei der 2. Kompanie des traditionsreichen Infanterieregiments 121 Alt-Württemberg in Ludwigsburg ab. Seiner Entlassung aus dem Dienst verdanken wir die früheste Fotografie von ihm, die ihn im Alter von 22 Jahren zeigt.

Zwei mehrwöchige Wehrübungen hatte Jakob Hönes anschließend noch abzuleisten, doch standen die folgenden Jahre ganz im Zeichen des Berufslebens und der Familiengründung. Mit dieser hatte er bereits während seiner Militärdienstzeit begonnen: Sein erstgeborener Sohn, Albert Gustav, erblickte im Jahr 1901 das Licht der Welt. Erst sieben Jahre danach wurde die Mutter, Marie Ansel aus Hirschlanden, auch Jakobs Frau.



Entlassungsbild des Jakob Hönes, 1902.



Rechnungskopf der Dampfziegelei Ulrich in Münchingen, um 1900.

Eine eigentliche Berufsausbildung hatte Jakob Hönes, wie bereits erwähnt, nicht. In den amtlichen Dokumenten taucht er als Tagelöhner oder Pferdeknecht auf. Er verfügte also über keine feste Anstellung, sondern suchte sich saisonweise Arbeit. Drei Arbeitsstellen lassen sich nachweisen: 1906 finden wir ihn als Beschäftigten der »Dampfziegelei Münchingen«, dem einzigen fabrikähnlichen Betrieb im Dorf mit 20 Angestellten. Sein dortiger Arbeitstag zählte zwölf Stunden, von 7.30 morgens bis 7.30 abends. 1907 arbeitete Jakob Hönes als Knecht auf dem Hofgut Mauer, einem damals von der Zuckerfabrik Stuttgart betriebenen landwirtschaftlichen Großbetrieb, der sich auf den Anbau von Zuckerrüben und Getreide spezialisiert hatte. 1911 schließlich war er Hilfsarbeiter bei Maurer Jakob Grau.⁷

Er wird mit derartigen Tätigkeiten sicherlich keine Reichtümer erworben haben, doch erlaubten sie ihm, möglicherweise begünstigt durch das Zubringen seiner Frau, mit seiner schnell anwachsenden Familie im Jahr 1912 ein eigenes kleines Häuschen in der Schöckinger Straße 6 zu beziehen. Das von Schmied Gottlieb Haller erworbene Gebäude umfasste drei Zimmer, zwei davon beheizbar, eine Küche, einen gewölbten Keller und einen Schweinestall. Die Schöckinger Straße war ein Wohnquartier, das zumeist ärmere Dorfbewohner beherbergte. Das Gebäudekataster von 1875 listet unter den Anwohnern sieben Tagelöhner, zwei Weingärtner, zwei Weber, einen Nagelschmied, einen Schäfer und zwei Bauern auf.⁸

Jakob Hönes hatte es zu bescheidenem Wohlstand gebracht. Neben dem Häuschen besaß er noch ein 6 Ar großes Ackerstück am Esslinger Weg zur Selbstversorgung. Aber nicht nur materielle Sicherheit zeichnete die Lebensverhältnisse der Familie Hönes am Vorabend des Ersten Weltkriegs aus. Auch innerhalb der Dorfgemeinschaft hatte sich Jakob Hönes Ansehen erworben.

Dafür spricht zumindest eine Fotografie, die mir erst vor kurzem in die Hände fiel, deren Interpretation allerdings noch Fragen offen lässt. Es handelt sich um eine Aufnahme aus dem Jahr 1912, die im Münchinger Amtsblatt von 1972 veröffentlicht wurde. Sie zeigt den Radfahrverein Wanderlust Münchingen, einen Arbeitersportverein, der im Jahr 1907 gegründet wurde. Es ist die Bildunterschrift der Amtsblattveröffentlichung, die das Foto zu einem faszinierenden Dokument der Familie

Hönes macht. Ein ehemaliges Vereinsmitglied hatte hierfür die namentliche Identifikation der abgebildeten Personen beigesteuert. Demnach handelt es sich bei dem Zweiten von links um Wilhelm Hönes, Jakobs Halbbruder. Er wurde 1892 geboren und war gelernter Zimmermann; das Zimmermannsblem trug er am linken Unterarm eintätowiert. Der Zweite von rechts ist Christian Hönes, Jakobs jüngerer, 1887 geborener Bruder. Auch er verdingte sich als Tagelöhner. Die wenigen Informationen, die wir über ihn besitzen, legen nahe, dass er zumeist im landwirtschaftlichen Bereich tätig war: als Erntehelfer auf Hof Mauer, als Viehfütterer und als Pferde knecht bei Jakob Schmalzried auf dem Spitalhof. Und dann ist da noch, in der Bildmitte sitzend, der Vereinsvorsitzende, gekleidet in dunklem Anzug mit Krawatte: Fritz Hönes.



Gruppenbild des Radfahrvereins Wanderlust Münchingen, 1912.

Zunächst übersah ich den Namen vollkommen, doch bei näherem Hinsehen kam mir ein Verdacht. Fritz oder Friedrich Hönes, damit könnte auch »unser« Jakob Hönes gemeint sein, der mit vollem Namen Jakob Friedrich Hönes hieß. Vielleicht wählte man im Freundeskreis Friedrich als Rufnamen, um Verwechslungen mit anderen Trägern des Namens Jakob Hönes zu vermeiden. Ein vergleichender Blick auf das zehn Jahre ältere Entlassungsbild lässt meinen Verdacht wohl begründet erscheinen. Einen hundertprozentigen Beweis gibt es hierfür allerdings nicht, da ein Gründungseintrag des Radfahrvereins Wanderlust im Vereinsregister fehlt.

Aber selbst wenn Jakob Hönes nicht der abgebildete Vereinsvorsitzende war – er war mit seiner Familie auf einem guten Wege, und auch das Dorf Münchingen hatte keinen Anlass dazu, pessimistisch in die Zukunft zu blicken. Die Moderne hatte

in den ersten Jahren des Jahrhunderts dort Einzug gehalten: elektrischer Strom, die Eisenbahn, zentrale Wasserversorgung vermittelten ein ganz neues Lebensgefühl. Da ließen die Schüsse von Sarajewo die Welt aus den Fugen geraten.

Der Krieg

Noch vor einigen Jahren war es einhellige Meinung der Historiker, dass die Deutschen 1914 – im Gegensatz zu 1939 – mit fliegenden Fahnen und voller Begeisterung in den Krieg gezogen seien. Heute ist dieses Bild längst revidiert worden. Der Kriegsjubel, das so genannte »Augusterlebnis«, war im Wesentlichen ein Phänomen des städtischen Bürgertums und der Bildungseliten. Auf dem Lande war davon wenig zu spüren. Wie der Kriegsausbruch in Münchingen, wie er in der Familie Hönes aufgenommen wurde, dazu fehlen uns leider die Quellen. Doch lassen persönliche Aufzeichnungen von Personen aus vergleichbaren Lebensverhältnissen Rückschlüsse zu. So schrieb die Bäckerstochter Berta Mauch aus Markgröningen am 4. August 1914 in ihr Tagebuch: »Am Samstagabend wurde hier bekannt gemacht, dass wir nun doch Krieg haben mit Russland und Frankreich. Als wir abends vom Feld heimkamen, wurde es ausgeschellt. Es ist überall eine sehr ernste Stimmung.«⁹ Der Schuhmacher Wilhelm Schulin aus dem nordwürttembergischen Dorf Schwabbach notierte: »Wie es bekannt wurde, dass es Krieg geben sollte, war ungeheure Spannung im Volk, man ahnte diesmal was Schlimmes, aber doch hatte man Hoffnung auf Frieden, man konnte es doch andererseits wieder nicht glauben, dass es wirklich einmal zu einem Krieg kommen soll. Am Samstag wurde die Mobilmachung bekannt gemacht, da kam etwas furchtbar Schweres, Düsteres über uns, eine ganze Last von Druck, man sah auf den Straßen Leute miteinander jammern und weinen und selber brach mir das Herz, dass ich mich nicht halten konnte.«¹⁰

Schrecken und Ratlosigkeit breitete sich unter der Landbevölkerung aus, verstärkt noch durch den Umstand, dass mitten in der Erntezeit ein Großteil der Arbeitskräfte abgezogen wurde. Die Kriegsmaschinerie nahm von den Menschen Besitz. Schuhmacher Schulin hörte »Tag und Nacht Züge laufen, welche einen ganz anderen, dumpfen Ton führen, dieselben führen nur Militär in großer, großer Zahl«. Die Mobilmachung war ein gigantisches Unternehmen: Fast über Nacht musste die Armeestärke von 800 000 auf vier Millionen Mann erhöht werden. Auch in Münchingen wurden von August bis Oktober 1914 wiederholt Mannschaften einquartiert.¹¹ Die Gemeinde sah sich zur Aufnahme von Krediten genötigt, um die auf sie zukommenden außerordentlichen Lasten bestreiten zu können.¹² Hierzu zählten auch die zehn Mark, die jeder ins Feld ausmarschierende Münchinger bzw. deren Angehörige aus der Gemeindekasse erhielten.¹³ Die Zahlung an Jakob Hönes wurde am 31. August fällig, nachdem er am 6. August zum 4. Ersatzbataillon des Reserve-Infanterieregiments 121 eingezogen worden war. Als er an diesem 31. August ins Feld nachgesandt wurde, gehörte er zu den ersten 38 Münchinger Rekruten, die man noch im August an die Front schickte. Ende des Jahres standen 100 von ihnen im Feld.

Am 3. September 1914 erhielt Jakob Hönes die Versetzung zur 7. Kompanie des Reserve-Infanterieregiments 121, bei der er bis zu seinem Tod verblieb. Bis Anfang Oktober nahm er an Gefechten bei Nancy-Epinal und an der Somme teil. Dann wandelte sich das Bild, der Bewegungskrieg kam zum Stillstand, die Truppen gruben sich ein. Ab Oktober 1914 befand sich Jakob Hönes im Stellungskrieg im Artois

südlich der nordfranzösischen Stadt Arras. Inzwischen waren erste Meldungen über Gefallene in Münchingen eingetroffen. Ende des Jahres 1914 beklagte man hier bereits acht Tote.¹⁴

Die Gemeinde ergriff Vorsorgemaßnahmen: Noch im Dezember 1914 wurden die Mehl- und Getreidevorräte in der Bevölkerung erfasst. Solche Zählungen wiederholten sich in den Folgejahren und erstreckten sich dann auch auf Schweine, Milchtiere, Kartoffeln, Heu und Stroh.¹⁵ Es galt, die Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung



Mit Nägeln gespickte Hindenburg-Büste vor dem Münchinger Rathaus, 1916.

von Kriegsgefangenen zurück, um die Landwirtschaft zu stützen.¹⁸ Öffentliche Appelle an den Patriotismus der Einwohnerschaft fanden ihren Ausdruck unter anderem in häufigen Sammlungen.¹⁹

Eine Besonderheit stellten dabei die so genannten Nagelungen dar, bei denen eine Holzfigur mit Nägeln beschlagen wurde, für die der Spender einen Geldbetrag entrichtete. Im Sommer 1916 wurde in Münchingen eine von den »Jungmännern der Jugendwehren des Oberamtsbezirks« gestiftete Büste des »Kriegshelden« Hindenburg vor dem festlich geschmückten Rathausportal zugunsten des Roten Kreuzes unter großer Anteilnahme der Bevölkerung »benagelt«.²⁰ Zur Bestreitung der enormen finanziellen Lasten des Krieges rief man zur Zeichnung von Kriegsanleihen auf, einer »vaterländischen Pflicht«, der einzelne Bürger, aber auch die Gemeinde Münchingen wiederholt nachkamen.²¹

Doch sind wir nun der Zeit etwas vorausgeeilt. Kehren wir zurück zu Jakob Hönes im Winter 1914, genauer in der Vorweihnachtszeit. Von Besinnlichkeit konnte

sicherzustellen, und dies wurde mit zunehmender Dauer des Krieges immer schwieriger. Der ausbleibende Import von Lebensmitteln und der Mangel an Arbeitskräften blieb nicht ohne Folgen. Dies trifft vor allem auf die städtischen Regionen zu, in Dörfern wie Münchingen war die Anzahl der Selbstversorger natürlich hoch. Auch Marie Hönes verfügte über ihren kleinen Acker, zu dem sie 1917 noch einen zweiten, größeren hinzuerwerben konnte. Aber auch hier gab es Mangel: Das örtliche Strafregister verzeichnet 1916 mehrere Einträge wegen »unbefugtem Ährenlesen auf nicht ganz abgeernteten Äckern«. Die Übeltäter waren Frauen von Tagelöhnern, Arbeitern und Handwerkern.¹⁶ Spezielle Kochbücher für die Kriegszeit sollten den Umgang mit dem Mangel lehren.

Mit der zunehmenden Rekrutierung auch älterer Jahrgänge wurde das Fehlen arbeitsfähiger Männer immer akuter. 1917 betrug die zivile ortsanwesende Bevölkerung 1717 Personen, davon waren 1018 Frauen.¹⁷ Man griff auf den Einsatz

damals keine Rede sein. Am 17/18. Dezember 1914 wurde Jakob Hönes bei Owillers in ein Gefecht im Rahmen der ersten französischen Artois-Offensive verwickelt. Danach hieß es für ihn Stellungskriegsroutine im Raum La Boisselle. Heiligabend verbringt er im Schützengraben, während zu Hause in Münchingen seine Tochter Luise zur Welt kommt. Vielleicht war es ihm ein Trost, dass sein Bruder Christian, der sich zu dieser Zeit im Ludwigsburger Lazarett von einer Schussverletzung erholte, bei der jungen Mutter sein konnte. Wie sich Heiligabend für Jakob Hönes gestaltete, lässt sich anhand des Bataillons-Kriegstagebuchs²² ein wenig nachvollziehen:

»24. Dez. vormittags ziemlich heftiges Artilleriefeuer, drei Mann verwundet, nachmittags Gefecht bei Boisselle. Von Veranstaltung von Weihnachtsfeiern sieht das Bataillon ab, da laut Nachricht des Regiments die Ablösung ganz nahe bevorsteht. Deshalb werden auch die Weihnachtspakete nicht in die Stellung gebracht, sondern werden bei der Gefechtsbagage aufbewahrt. Für die Nacht wird erhöhte Gefechtsbereitschaft angeordnet, da nach Gefangenenaussagen die Franzosen einen Angriff beabsichtigen. Doch verläuft die Nacht ruhig. Aus den meisten Deckungen erschallen gedämpft Weihnachtslieder, Choräle und Volksweisen.«

Von einem Weihnachts-Waffenstillstand konnte an diesem Frontabschnitt also keine Rede sein. Und doch wollte man auf weihnachtliche Stimmung auch im Schützengraben nicht verzichten. Hierzu gehörten natürlich nicht zuletzt Geschenke, die in Form von Weihnachtspaketen, so genannten »Liebesgaben«, aus der Heimat geschickt wurden. Nicht nur Freunde und Angehörige taten dies. Die Gemeinde Münchingen beschloss erstmals 1915, jedem Feldzugteilnehmer ein Weihnachtspaket im Wert von ca. fünf Mark, gefüllt mit Zigarren, Zigaretten, Schokolade und Strickwaren, zukommen zu lassen.²³ Das erste und letzte Kriegsweihnachten des Jakob Hönes war kalt und nass. Die späten Dezembertage sahen Dauerregen. Für den 28. Dezember vermerkt das Kriegstagebuch: »Infolge anhaltenden Regens stürzen viele Deckungen und Laufgräben ein. Wiederherstellungsarbeiten durch das Wetter erschwert. Vormittags und abends etwas Artilleriefeuer.«

Die Witterung forderte auch ihren Tribut beim Gesundheitszustand der Soldaten. Erkrankungen der Luftröhre, teilweise mit Fieber, nahmen zu, es kam zu Fällen von Erfrierungen der Beine. Anfang März wurde in zwei Unterständen der 7. Kompanie eine Cholera-Schutzimpfung durchgeführt, die »im Gegensatz zur Typhusimpfung ohne Folgeerscheinungen« blieb.

Zur »Erholung« vom Fronteinsatz in den Stellungen schickte man die Truppe für einige Wochen ins Quartier in das vom Krieg gezeichnete Dorf Courcellette, später Miraumont. Neben der Instandsetzung von Bekleidung und Ausrüstung beschäftigte man sich dort mit der Herstellung von Wasserschöpfern, Besen und Schlamm-pumpen für das Regiment. Auch hatten die Mannschaften Gelegenheit zu baden. Zur »Erholung« gehörten aber auch Exerzieren und Marschübungen!

Am 28. März bezog das Hönes'sche Bataillon die Stellung bei Owillers. Dort wurden in die Gräben Kessel eingebaut, in denen Kaffee und teilweise auch Suppe gekocht werden konnte, so dass die Feldküchen nur einmal – am Abend – in die Stellung zu fahren brauchten. Die Verpflegung während des Stellungskrieges 1914/15 bestand laut Kriegstagebuch aus »Fleisch, zumeist frisch, und Gemüse. Als Zugabe wurden Speck, Wurst, Käse, Eier gegeben. Alkohol wurde jeden Tag gereicht in Form von Rum oder Cognac in Tee und Kaffee. Milch alle vier Tage, Bier und Wein von Zeit zu Zeit.«

Von Owillers aus schickte Jakob Hönes innerhalb von drei Tagen drei Feldpostkarten an seine Frau nach Hause. Eine davon zeigt ihn im Kreise seiner Korporal-



Jakob Hönes (liegend, ganz links) im Kreise seiner Korporalschaft, Feldpostkarte von 1915.

schaft. Der Inhalt der Karten ist geprägt von der Sorge um seine nunmehr auf sieben Köpfe angewachsene Familie. Er erkundigt sich, ob sein Paket mit Kniewärmern und die von ihm geschickten sechs Mark bei ihnen angekommen sind. Formellhaft wiederholt er die Worte »gesund bin ich immer noch« und fügt den Wunsch hinzu: »Es wird doch auch die längste Zeit gedauert haben.« Auf tragische Weise ging dieser Wunsch in Erfüllung: Knapp zwei Monate nachdem er diese Zeilen geschrieben hatte, war Jakob Hönes tot.

Am 7. Juni setzte im Raum Serre eine französische Offensive ein. In deren Verlauf rückte die 7. Kompanie des Jakob Hönes am 11. Juni in eine Stellung, die 180 Meter nördlich der Straße Serre-Mailly begann und sich südlich davon bis zu einem Flankierungsgraben erstreckte. Den Anschluss übernahmen die 5. und 6. Kompanie. Der Zustand dieses Grabenabschnitts war schlecht. Der Gefechtsbericht vermerkt dazu: »Das Batl. begann sofort mit den dringendsten Arbeiten: Wiederherstellung der Schießstellung und Vertiefen der Gräben. Eine Verpflegung durch die bis zur Mulde vorgefahrenen Küchen war in dieser Nacht nicht möglich, da bei der Dringlichkeit der Arbeiten kein Mann zum Essenfassen weggeschickt werden konnte. [...] Was in den wenigen Nachtstunden von der hart angestregten Truppe gearbeitet wurde, wurde bei Tag immer wieder zerstört. An eine Nachtruhe war nicht zu denken.«²⁴

Heftiges Artillerief Feuer sorgte für große Verluste durch Splitterwirkung und Verschüttungen unter der zumeist ohne Deckung im Graben liegenden Mannschaft. Am 13. Juni um 3.30 Uhr setzte ein Trommelfeuer von 2-stündiger Dauer ein. Um 5.30 Uhr riefen zwei Posten: »Die Franzosen kommen!« In drei Wellen stürmten französische Truppen in Regimentsstärke von Norden her auf die Stellung zu. Es

gelang ihnen, unter Werfen von Handgranaten in deren nördlich der Straße Serre-Mailly gelegenen Teil einzudringen und die schwache Besatzung gefangen zu nehmen, soweit sie nicht bereits gefallen war. Verheerende Wirkung hatte das starke Feuer aus der französischen Hauptstellung im Westen. Die 7. Kompanie, die an exponierter Stelle kämpfen musste, wurde stark getroffen. Die nach Beendigung der Kämpfe aufgestellte Bilanz vermeldete 15 Gefallene, 15 Schwerverletzte, 13 Leichtverletzte und ca. 42 Vermisste. Auch das kurze Leben des Jakob Hönes fand an in diesem Tag sein Ende. Der nüchterne Todeseintrag in der Kriegsstammrolle lautet: »Am 13.6.15 im Gefecht bei Serre bei Albert in Nordfrankreich gefallen durch Gewehrschuss, bedingt unmittelbar bei der Feldstellung 1 km südlich Serre (Amtl. Verl. Liste Nr. 226). Courcellette, den 18.6.1915. Raben, Hauptmann und Kompanieführer.«²⁵

Einer Familienlegende zufolge ist Jakob in den Armen seines Bruders Christian gestorben, der am 2. April 1915 zur 7. Kompanie versetzt worden war. Christian hat jedenfalls das Gefecht leicht verletzt überstanden. Ein gutes Jahr später jedoch, am 24. Juli 1916, ereilte auch ihn der Tod in der Somme-Schlacht bei Beaumont, unweit von Serre – durch ein Artillerieschoss schwer verwundet, stirbt er schließlich auf dem Hauptverbandsplatz in Miraumont und wird tags darauf auf dem dortigen Friedhof bestattet. Dieser Friedhof wurde nach dem Krieg aufgelöst; wohin die sterblichen Überreste von Christian Hönes dabei gelangten, ist unbekannt.

Wilhelm Hönes, der Zimmermann, fiel am 2. Juni 1916 bei Ypern, wo er »von einer Granate zerfetzt« wurde, wie es in der Todesmitteilung heißt. Er fand seine letzte Ruhe auf dem deutschen Soldatenfriedhof im belgischen Menen als einer von 48 000 Gefallenen. Als einziger von Jakobs Brüdern überlebte Karl Hönes den Krieg. Er starb 1948 im Alter von 65 Jahren in Stuttgart. Marie Hönes, Jakobs Ehefrau, heiratete 1920 den Fuhrmann Karl Stoll. Ein weiterer Weltkrieg sollte ihr auch diesen zweiten Ehemann rauben, der 1948 in russischer Kriegsgefangenschaft starb.

Folgewirkungen

Auch der Dichter Wilfred Owen wurde, eine Woche vor dem Waffenstillstand, noch ein Opfer des erbarmungs- und sinnlosen Mordens. Die Wirkung seiner Kriegsgedichte charakterisierte Owen einmal mit den Worten: »The poetry is in the pity«, die Poesie liegt in der Empathie, im Mitfühlen. Auch für das Verständnis historischer Ereignisse kann eine mitfühlende Auseinandersetzung mit menschlichen Schicksalen hilfreich sein. Voraussetzung hierfür ist, dass man die handelnden Personen ein wenig näher kennen lernt, dass man etwas erfährt über ihre Lebenssituation. Das sollte die vorangehende Schilderung der Ereignisse um Jakob Hönes, seine Familie und sein Dorf leisten. Aber die Geschichte ist damit nicht beendet, sie hatte und hat Folgen. Das gilt zum einen ganz unmittelbar für die Familie des Gefallenen, der die Archäologen gewissermaßen den Groß- bzw. Urgroßvater zurückgegeben haben, von dem nicht viel mehr bekannt war als sein Name. Das gilt zum anderen aber auch für einen weit größeren Personenkreis.

Zweimal konnte der Autor auf Einladung des National Army Museums in London zur Person Jakob Hönes' referieren und dem englischen Publikum eine ungewohnte Perspektive auf die Kriegereignisse aus der Sicht von »one of our enemies« vermitteln. Das Heimatmuseum Münchingen nahm die Geschichte Jakob Hönes' zum Anlass, um das Thema »Erster Weltkrieg in Korntal und Münchingen« in einer

Ausstellung aufzuarbeiten. Und schließlich drehte eine kanadische Filmgesellschaft mit den Archäologen von »No Man's Land« eine Serie über wiederentdeckte Gefallene des Ersten Weltkriegs, in der Jakob Hönes eine Folge gewidmet ist.²⁶

Als diese Serie in Großbritannien ausgestrahlt wurde, zeigte das National Army Museum eine Begleitausstellung, zu deren feierlichen Eröffnung in Person Walter Rapps aus Münchingen auch ein Urenkel des gefallenen Hönes eingeladen wurde. Erstmals ergaben sich hierbei persönliche Kontakte zwischen der Familie und dem Ausgräbersteam, aus denen inzwischen freundschaftliche Bande geworden sind. Und noch etwas anderes ist dabei entstanden: die Idee, stellvertretend für die vielen namenlosen Gefallenen unterschiedlicher Nationalität, die noch auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs ruhen, der drei geborgenen Soldaten nahe ihrem Fundort in schlichter Form zu gedenken.

Dies war ein Wunsch, den das Archäologenteam mit den Hönes-Nachfahren um Walter Rapp teilte. Und es blieb nicht beim bloßen Wunsch. Vielmehr wurde das Vorhaben in der Folge mit großem Engagement in die Tat umgesetzt. Der Zufall wollte es, dass kurz zuvor in der Person Karl Thieleckes aus Regensburg nach lange vergeblicher Suche ein Verwandter des mittlerweile als Albert Thielecke aus Halberstadt identifizierten zweiten deutschen Gefallenen ausfindig gemacht werden konnte. So war es schließlich möglich, dass im Juni 2006 mit Walter Rapp und Karl Thielecke zwei Nachfahren der beiden deutschen Gefallenen gemeinsam mit Andrew Robertshaw von »No Man's Land« einen Gedenkstein enthüllen konnten, der in seiner Art einzigartig ist.

Erstmalig wird deutschen und britischen Gefallenen, den Feinden von einst, auf einer in drei Sprachen abgefassten Plakette gemeinsam gedacht. Nicht zuletzt dieser völkerverbindende Charakter war es wohl, der für ein Ausmaß an öffentlichem Interesse sorgte, wie man es sich in Deutschland kaum vorstellen kann. Gleich mehrere Fernsehteams, darunter die BBC, hielten die würdigen Worte fest, die neben Projekt-Historiker Alastair Fraser und Walter Rapp noch der britische Vizekonsul in Lille, der Präsident des Weltkriegsmuseums »Historial de la Grande Guerre« in Péronne und der Vize-Präfekt des Departements Somme sowie ein Vertreter des Militärattachés an der deutschen Botschaft in Paris fanden.

Eine militärische Abordnung der Bundeswehr aus Fontainebleau legte einen Kranz nieder, auch die Stadt Korntal-Münchingen ehrte die Gefallenen mit einem Blumengebilde. Doch abseits allen offiziellen Gedenkens stand die bewegende Feier nicht zuletzt im Zeichen der ganz privaten, persönlichen Auseinandersetzung mit dem Los der Gefallenen, wie sie in den Familien der Angehörigen stattfindet. Viele von ihnen waren nach Frankreich angereist, um bei der Einweihung des Gedenksteins zugegen zu sein. Ohne ihr Engagement wäre dessen Realisierung nicht möglich gewesen.

Kann Militäarchäologie zum Frieden beitragen? Dieser Frage ging Andrew Robertshaw jüngst in einem Artikel für eine Veröffentlichung der britischen Armee nach. Das Beispiel von Jakob Hönes und Albert Thielecke spricht dafür. Und es zählen dabei nicht nur die großen Gesten. Im vergangenen Juli besuchten Mitglieder von »No Man's Land« auf Einladung der Familien Hönes und Thielecke das Münchinger Backhausfest. Unmengen von Zwiebelkuchen werden dabei alljährlich in einem historischen Backhaus produziert, das sein Aussehen seit den Zeiten von Jakob Hönes nicht verändert hat und just dessen Geburtshaus gegenüber liegt. An diesem Ort nun trafen sich englische Ausgräber und deutsche Nachfahren zweier Weltkriegsopfer, um dieser zu gedenken, aber nicht zuletzt auch, um gemeinsam zu feiern – und sie taten dies als gute Freunde.

Anmerkungen

- 1 Dominic Hibbert: Wilfred Owen - a new biography, London 2002, S. 269.
- 2 Beschreibung des Oberamts Leonberg, Stuttgart 1930, S. 952.
- 3 Stadtarchiv Korntal-Münchingen (StA Ko-Mü) MB 1598 Fasz. 65 Nr. 40.
- 4 Eugen Schmid: Geschichte des Württembergischen Volksschulwesens, Stuttgart 1933, S. 469.
- 5 StA Ko-Mü MR 577.
- 6 StA Ko-Mü MA 1091.
- 7 Nachweise der Arbeitsstätten in StA Ko-Mü MA 784.
- 8 StA Ko-Mü MB 1214.
- 9 Markgröningen. Menschen und ihre Stadt, Markgröningen 2000, S. 155.
- 10 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) M 660/40 Bü 7.
- 11 StA Ko-Mü MR 214 S. 730/4.
- 12 StA Ko-Mü MB 34 S. 547.
- 13 Ebd. S. 542.
- 14 StA Ko-Mü MA 1071 und Gefallenentafel am Friedhof Münchingen.
- 15 StA Ko-Mü MR 214 S. 730/2, MR 215 S. 728 u.ö.
- 16 StA Ko-Mü MA 776.
- 17 Volkszählung von 1917: Oberamts-Ortsliste über die Aufnahme der ortsanwesenden Bevölkerung.
- 18 Die Volkszählung von 1917 weist für Münchingen 70 Militärgefangene auf.
- 19 Bismarckspende, Haussammlung des Jungfrauenvereins 1915 (StA Ko-Mü MB 34 S. 579), Hindenburg-Nagelung 1916 (StA Ko-Mü MR 216 S. 729), Ludendorffspende 1918 (StA Ko-Mü MB 34 S. 695).
- 20 StA Ko-Mü MB 34 S. 627.
- 21 Ebd. S. 616 (IV. Kriegsanleihe 1916), S. 652 (VI. Kriegsanleihe 1917).
- 22 HStAS M 411 Bü 313, Kriegstagebuch Reserve-Infanterieregiment 121, II. Bataillon.
- 23 StA Ko-Mü MR 215 S. 732/1.
- 24 HStAS M 411 Bü 313.
- 25 HStAS M 478 Bd. 13 Nr. 274.
- 26 »Finding the Fallen«, Dokumentarfilmreihe, produziert von »Yap Films«, Toronto, Kanada, 2005.

400 Jahre Marbacher Apotheke

von Albrecht Gühring

1241 erließ der Stauferkaiser Friedrich II. (1194-1250) eine Medizinalordnung, die erstmals eine Trennung der Berufe von Arzt und Apotheker gesetzlich vorschrieb. Bis in die Neuzeit hinein regelten die Städte das Apothekenwesen. In Norddeutschland wurden Apotheken teilweise in städtischer Regie geführt, während in Süddeutschland die privat betriebene, privilegierte Apotheke überwog. Anfangs waren die Apotheker fahrende Händler, ließen sich jedoch vor allem seit dem 14. Jahrhundert fest nieder. Daher war das Privileg zunächst an den Apotheker, nicht an eine bestimmte Apotheke gebunden.

In Marbach wird erstmals im Jahr 1609 ein Apotheker mit dem Namen David Krönlein genannt.¹ Er ist bereits in der Marbacher Musterungsliste von 1608 verzeichnet.² Da im Regelfall in diesen Listen keine Berufe angegeben sind, können wir davon ausgehen, dass Krönlein schon damals mit seinem Apothekerprivileg eine Apotheke in Marbach betrieb, die demnach 2008 die 400. Wiederkehr ihrer Ersternung feiern darf. Krönlein starb 1612 und hat einen gemeinsamen Grabstein mit seinem Schwiegervater Johannes Kopp in der Alexanderkirche.³

1629/30 wird der Apotheker Hans Jörg Mutzhaas genannt⁴, der aber offensichtlich noch zwei Kollegen hatte, denn 1674 erinnerten sich die Marbacher daran, dass vor dem Einfall von 1634 drei Apotheken in der Stadt gewesen seien, von denen Heinrich Gloss die erste, Hans Jörg Mutzhaas die zweite und Johann Ludwig Uschalk die dritte betrieben habe. Nur Uschalk lebte 1674 noch, die anderen waren verstorben und ihre Apotheken blieben unbesetzt. Stadt und Amt seien damals, also vor 1634, noch »volkreich« gewesen. Uschalk wollte danach, wohl wegen schlechter Geschäfte, Apotheker bei dem kaiserlichen General Gallas werden, zog weg und wohnte bis 1639 in Leonberg. Da inzwischen »der Kriegsterbens und Hungersläufften wie bekant laider also grassiert«, war Mutzhaas gestorben und die Zahl der Bevölkerung halbiert. Offenbar lebte Gloss noch, denn es heißt, dass Uschalk wieder nach Marbach durfte, obwohl es wegen der geringen Bevölkerung nicht nötig gewesen wäre.⁵ Auch beim Vogtgericht 1641 wird er genannt.⁶

Johann Ludwig Uschalk ist der 1604 geborene Sohn des Marbacher Geistlichen Verwalters Johannes Uschalk. 1636 verheiratete er sich mit Justine Varenbühler aus Stuttgart. Das Ehepaar hatte sieben Kinder, darunter zwei Söhne. Johann Bernhard wurde Pfarrer und der 1655 geborene Gottlieb begründete als Tuchmacher einen Marbacher Handwerkerstamm.⁷

Im September 1646 beschwerte sich Johann Ludwig Uschalk beim Marbacher Magistrat, weil sich der Tübinger Apotheker Samuel Goll als weiterer Apotheker für die Stadt beworben hatte. Uschalk erhielt zur Beruhigung 20 Reichstaler zur Renovierung seiner Apotheke. Als die Marbacher Goll annahmen, teilte Uschalk nach Stuttgart mit, dass er den Dienst quittieren und Marbach mit seinen damals vier kleinen Kindern trotz ererbter Güter verlassen wolle. Zwei Apotheker seien zuviel für die Stadt, zumal kein Medikus da wäre. Doch Herzog Eberhard III. wollte, dass Goll



Die Marbacher Apotheke in der Marktstraße 22 (um 1930).

ging, weil es Marbach nicht gebühre, ohne seinen »consens« einen Apotheker einzustellen. Ein Gutachten von Hofmedikus Dr. Gottlieb Breuning bestätigte zudem den schlechten Zustand des Marbacher Spitals, jedoch sei die Stadt durch das hier entspringende »Krafft- oder Schlagwasser weitt glückseeliger« als andere Städte. Damit meinte er das Mineralbad.⁸ In Stuttgart hielt man den in Marbach verbürgerten Uschalk, der »vor langsten ordenlich examiniert und confirmiert« worden war, für »unklagbar« und wollte zudem keinen Präzedenzfall schaffen. Der Marbacher Magistrat warf ihm allerdings vor, er sei stark verschuldet und habe jetzt noch 70 Gulden Schulden bei den Kindern des verstorbenen Apothekers Mutzhaas für übernommene Materialien. Auch der Konkurrent Goll schloss sich den Klagen an. Uschalk sei schlecht mit Medikamenten versehen, die daher oft aus Stuttgart, Esslingen oder Heilbronn geholt werden müssten. Zudem habe er, Goll, im August 1646 unter großer Gefahr seine Mobilien von Tübingen nach Marbach bringen müssen. Uschalk gab dem letzten Truppendurchmarsch und den Einquartierungen in seinem Haus die Schuld für den schlechten Zustand der Apotheke, die er danach habe schließen müssen. Goll blieb trotz des Vetos aus Stuttgart einige Jahre in Marbach, denn 1649 werden beide Apotheker genannt. Dann verliert sich Golls Spur, während 1663 erneut über Uschalk geklagt wurde, mit dem es jeden Tag mehr bergab gehe. Der Herzog, so bat der Magistrat, solle ihm eine Frist setzen und zugleich dem Physikus den Verkauf notwendiger Medikamente gestatten.⁹

Doch Uschalk überstand auch diesen Sturm und war 1674 im Alter von 70 Jahren noch immer Apotheker in Marbach. Damals wollte sich der Stuttgarter Apothekergeselle Wolfgang Friedrich Gannß in Marbach niederlassen, jedoch war es ihm wichtig, den alten dort noch wohnenden Apotheker, nämlich Uschalk, nicht zu vertreiben. In Marbach seien schon immer zwei Apotheken gewesen, zudem habe die Stadt vor einem Vierteljahr einen aus dem Herzogtum Braunschweig gebürtigen Apotheker ohne Zustimmung des Herzogs angenommen, aber er, Gannß, müsse doch als Landeskind bevorzugt werden. Die Hofmedici Breuning und Cellarius berichteten, dass Marbach nicht immer zwei Apotheken hatte, denn auch Goll, den die Stadt gegen den Willen des herzoglichen Kirchenrats angenommen habe, habe »bald erfahren, daß zween Pfeiffer in so enger Herrberg nicht fortgekommen« und sei als Gewürzkrämer nach Esslingen gezogen. Ein Reskript von 1628 gestehe selbst den vier Hauptphysikaten des Landes in Stuttgart, Göppingen, Calw und Bietigheim jeweils nur einen Apotheker zu. Die Stadt verteidigte sich, sie habe Georg Ernst Carle aus Göttingen wegen ihrer schlecht mit Medikamenten versehenen Apotheke angenommen. Erst wollte man Apothekenprovisor Reinöhl als Apotheker, und als der ablehnte, bewarb sich Ganns, der aber »simpel« und unqualifiziert sei. Da Uschalk »leere Büchsen« und »verdorbene Wahr« und »Schulden bis über die Ohren« habe, sei man auf Carle gekommen.¹⁰

Offenbar blieb Carle aber nur kurz, denn 1675 klagte der Marbacher Physikus Dr. Wachsmuth über die »gar übel bestellte Apotek« und bat, man solle neben dem gegenwärtigen »alten und unvermöglichen« Apotheker wie früher üblich einen weiteren Apotheker zulassen.¹¹ Dann löste sich das Problem von selbst, denn Uschalk starb noch im selben Jahr, und im September nominierte der Magistrat Fabian Knoll als Apotheker. Er war aus Ungarn in seine Heimatgemeinde Onoltzbach zurückgekehrt, meldete sich jedoch einige Monate nicht. In Marbach benötigte man aber wegen einer Seuche dringend einen Apotheker. Viele Kranke mussten damals ihre Medikamente außerhalb der Stadt besorgen und hatten »den Geist darüber aufgeben

müssen«. Daher nominierte die Stadt nun Friedrich Melchior Ruoff, Provisor in der Steebischen Apotheke Winnenden. Er wurde am 8. Februar 1676 zur Apotheke Marbach »confirmiert« und beeidigt. Knoll, der sich überraschend doch noch meldete, erhielt eine Absage.¹² Ruoff blieb offenbar nur einige Jahre, dann folgte ihm der um 1655 geborene Apotheker Gottfried Wohlgemuth, der sich 1677 mit Susanna Margaretha Ruoff, wohl der Tochter seines Vorgängers, verheiratete.¹³

Wohlgemuths Apotheke in der Marktstraße (die heutige Apotheke Marktstraße 22) war 1693 verbrannt und wurde ab 1699 wieder aufgebaut. Erst 1709 wird sie im Steuerbuch wieder als vollständiges Haus bezeichnet.¹⁴ Inzwischen war Gottfried Wohlgemuth 1706 im Alter von 57 Jahren gestorben.¹⁵ Der Sohn und Apotheker Georg Friedrich Wohlgemuth führte das Geschäft weiter, das 1726 zwischen dem Gässlein und dem dreistöckigen Haus des Kaufmanns Wolfgang Friedrich Renz lag und unten eine »officin« zu einer Apotheke hatte.¹⁶ Das Geschäft lief jedoch schlecht, denn die Steuerrevision 1726/28 stellte fest: »Auch seye es mit hiesiger Apothekh ein schlechts Comercium«, da im ganzen Herzogtum nicht so viele Apotheken seien, wie in diesem »Refier«. 20 bis 30 Jahre vorher war der Handel des Apothekers noch sehr gut gelaufen, war jetzt aber um so schlechter, »weil Ludwigsburg, wohin sich jezo alles zihe, zue nahe lige«. Wohlgemuth habe kein Bargeld, sondern alles geborgt und könne sich nur mit selbst hergestellten Arzneien über Wasser halten.¹⁷

1750 starb Georg Friedrich Wohlgemuth, der 1748 ein zweites Mal geheiratet hatte, im Alter von 65 Jahren.¹⁸ 1751 begannen Streitigkeiten um seinen Nachlass, denn von den drei Kindern aus erster Ehe verlangten die zwei älteren Kinder das Haus samt Offizin und die baufällige Scheuer. Sie wollten ihr Erbe an den jüngsten Sohn verkaufen. Dieser damals 19-jährige Johann Friedrich Wohlgemuth war bei Apotheker Palm in Schorndorf in der Lehre. Der »Pupill« hatte großes Interesse, aber der zuständige Kirchenrat schrieb vor, er müsse wenigstens sechs Jahre reisen, um einer solch »importanten« Apotheke vorstehen zu können. Den Geschwistern war der anfänglich gebotene Preis zu gering, denn sie meinten, er müsse wegen des Apothekenprivilegs höher sein. Das Haus mit Scheune wurde auf 1500 Gulden geschätzt und die »officin cum vasis« sowie mit Instrumenten



*Apotheker Dr. Theodor Rieckher
(1818-1888).*

und Büchern mit 1398 Gulden bewertet. Wegen des Privilegs kamen noch 452 Gulden dazu. Im Februar 1751 wurde ein Vertrag zwischen Jakob Maurer als Pfleger des Johann Friedrich Wohlgemuth und dem Marbacher Apothekenprovisor Andreas Jakob Drück geschlossen, wonach dieser für die Apotheke 3350 Gulden, davon 2600 in bar und den Rest auf zehn Jahre verteilt bezahlte. Wohlgemuth durfte die Apotheke nach

frühestens acht Jahren zurückkaufen. Der Vertrag würde hinfällig, falls Wohlgemuth vorher starb oder als »schlechter Mensch« zurückkam. Im März 1751 versuchte der Stuttgarter »Materialist« Klöpffer die Apotheke – wegen angeblicher Formfehler im Vertrag und weil die Erben zu wenig Nutzen hätten – an sich zu ziehen und bot 3500 Gulden für eine Annullierung des Vertrags mit Drück. Dies wurde vom Herzog als »nicht statthafft« zurückgewiesen. Drahtzieher war offensichtlich der Schwager des jungen Wohlgemuth, der Sinsheimer Arzt Rosner, der den Stuttgarter Rechtskommissarius Borsch beauftragt hatte.¹⁹

Der neue Marbacher Apotheker Andreas Jakob Drück wurde 1723 in Sindelfingen als Sohn des Vogtes Johann Erhard Drück geboren und heiratete 1754 in Kirchheim unter Teck Luise Christiane Scheinemann, eine Pfarrerstochter aus Nabern.²⁰ 1757 wurde in Marbach der berühmte Sohn Ferdinand Friedrich Drück geboren, der später Bibliothekar, Schriftsteller und Lehrer Schillers an der Karlsschule war.²¹ Wohl noch im Geburtsjahr des jungen Drück zog Johann Friedrich Wohlgemuth wieder nach Marbach und heiratete 1757. Er starb jedoch schon wenige Jahre später und seine Witwe Friederica Eberhardina geb. Sack heiratete 1761 Apotheker Johann Heinrich Walther aus Wunsiedel, der Wohlgemuths Nachfolger wurde.²²

Eine Tochter Wohlgemuths heiratete 1784 Heinrich Ludwig Speidel, den Sohn des langjährigen Marbacher Dekans. Speidel übernahm 1788 die Apotheke, die er 1821 seinem Sohn Christian Friedrich übergab. Dessen Vetter Carl Eberhard Ludwig (»Louis«) Seidel wurde 1837 Nachfolger. Otilie Wildermuth schreibt darüber in ihren Jugend- und Lebenserinnerungen: »Das erste Wohnhaus war mitten in der Stadt gelegen, und es war da unsere einzige Unterhaltung, wenn in der Apotheke gegenüber ein Jüngling Kräuter siebte.«

1845 bis 1878 leitete Dr. Theodor Rieckher die Apotheke. Nach Abschluss seines Studiums in Justus Liebig's Institut in Gießen kaufte ihm sein Vater 1844 die Marbacher Apotheke. Rieckher sind wichtige chemische Entdeckungen zu verdanken. Er war nicht nur in der Stadt ein geachteter Bürger, sondern auch von 1863 bis 1868 Oberdirektor des Deutschen Apothekerverbandes für Süddeutschland. 1864 wurde er Ehrenmitglied der pharmazeutischen Gesellschaft in St. Petersburg und 1867 wählte man ihn in Paris zum Präsidenten des II. internationalen Apothekerkongresses. Rieckher wurde dort als »illustre pharmaicen aus kleinem deutschem Neste« bezeichnet. Schließlich wurde Rieckher 1870 noch Ehrenmitglied der pharmazeutischen Gesellschaft in Philadelphia. Dr. Theodor Rieckher starb im Januar 1888.

Von 1878 bis etwa 1886 war Hermann Speidel Apothekenverwalter in Marbach, dann folgte als Apotheker von 1886 bis 1888 der Schwiegersohn Rieckhers, Ernst Grässele. Wohl nur kurze Zeit amtierte Georg Lohmann, denn schon 1889 zog der aus Wildbad stammende Paul Sattler auf die Apotheke. Sein Nachfolger wurde 1912 der aus Laichingen stammende Apotheker Alfred Palm. Er kaufte am 1. April die Apotheke um 209 000 Mark von Sattler. Allein 161 000 Mark dieses Betrags bezahlte Palm für das Apothekenprivileg. Er war 40 Jahre lang Marbacher Apotheker und verstarb während eines großen Umbaus im Jahr 1952. Der Sohn Helmut Palm übernahm die Apotheke und brachte die Renovierungsarbeiten zum Abschluss. Eine zweite Marbacher Apotheke, die Schiller-Apotheke, eröffnete Apotheker Hans Krems im März 1957 im Gebäude Güntterstraße 11. Im Sommer 1978 musste sich Helmut Palm aus gesundheitlichen Gründen zurückziehen und übergab die Apotheke an Rüdiger Heilgeist, der mit dem 400-jährigen Jubiläum der Apotheke sein 30-jähriges Jubiläum als Marbacher Apotheker feiern kann.²³

Anmerkungen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 302 Bd. 8022.
- 2 HStAS A 28a M 485.
- 3 Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg. Gesammelt und bearbeitet von Anneliese Seeliger-Zeiss und Hans Ulrich Schäfer, Wiesbaden 1986, Nr. 552.
- 4 HStAS A 302 Bd. 8024.
- 5 HStAS A 282 Bü 1321/1.
- 6 HStAS A 214 Bü 555.
- 7 Ferdinand Friedrich Faber: Die württembergischen Familienstiftungen. Neudruck mit Berichtigungen von Adolf Rentschler, Stuttgart 1940, Nr. 8 § 104 und Nr. 40 § 19.
- 8 Zum Marbacher Mineralbad vgl. Geschichte der Stadt Marbach am Neckar Bd. 1, Marbach 2002, S. 431-433.
- 9 HStAS A 282 Bü 1321/1.
- 10 Ebd. – Vermutlich mit Georg Ernst Carle identisch ist Johann Ernst Carl, Sohn des Göttinger Stadthauptmanns Thomas Carl, denn er wird bei seiner Heirat am 17. März 1674 als Apotheker in Marbach bezeichnet; Pfarrerbuch Württembergisch-Franken (Baden-Württembergisches Pfarrerbuch Bd. 2 Teil 2), Stuttgart 1981, Nr. 2014.
- 11 HStAS A 282 Bü 1331.
- 12 HStAS A 282 Bü 1321/1.
- 13 Pfarrarchiv Marbach (PA) Taufbuch 1693-1731.
- 14 Stadtarchiv Marbach (StAM) B 161, B 699.
- 15 PA Totenbuch 1693-1762.
- 16 StAM B 410.
- 17 HStAS A 261 Bü 1215.
- 18 PA Ehebuch 1694-1774, Totenbuch 1693-1762.
- 19 HStAS A 282 Bü 1321/1.
- 20 PA Ehebuch 1694-1774; Helmuth Maier: Sindelfinger Familien, Sindelfingen 1962, S. 778.
- 21 Hadwig Hoffmann: Die Gernsbacher Drück, in: Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde 16 (1980) S. 411-414; Walther Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch Bd. 1, Stuttgart 1957, § 1999; Hermann Schick: Friedrich Ferdinand Drück. Schulmann und Zeitzeuge um 1800, Marbach am Neckar 2005 (= Schriften des Marbacher Schillervereins 2); ders.: Friedrich Ferdinand Drück (1754-1807), in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 59 (2005) S. 113-130.
- 22 PA Ehebuch 1694-1774, Totenbuch 1693-1762.
- 23 StAM, Historisch-Genealogische Sammlung Nr. 322 und 413; Helmut Palm: Aus der Geschichte der Apotheke, in: Marbacher Zeitung 1952 Nr. 297; Eugen Munz, Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart 1972, S. 249; Michael Herzog: Die älteste Apotheke in Marbach, in: Marbacher Zeitung 2.12.1978.

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2007/2008

Zu einer besonderen Veranstaltung am Donnerstag, 4. Oktober 2007 luden der Historische Verein und die Mörrike-Gesellschaft e. V. in das Schlosstheater des Residenzschlosses Ludwigsburg ein. Bettina Wild, M. A., Heidelberg, referierte über »Hanns Wolfgang Rath und die Ludwigsburger Gesellschaft der Mörrike-Freunde«; der Vortragstext ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter abgedruckt. Abgerundet wurden die Ausführungen durch Mörrike-Texte, vorgetragen vom »studiosprochenes wort« von der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart unter Leitung von Professorin Uta Kutter. Ein Stehempfang in der Ahnengalerie beschloss die gut besuchte Abendveranstaltung.

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2007/2008 im Staatsarchiv Ludwigsburg

1. Donnerstag, 11. Oktober 2007: Rektorin i. R. Gertrud Bolay: »Die jüdische Gemeinde Hochberg 1772-1912.« Der Vortrag ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter abgedruckt.

2. Donnerstag, 8. November 2007: Christian Burkhart: »Die ›unerbittliche Fehde‹ zwischen dem Speyerer Fürstbischof Siegfried von Wolfsölden und dem Lorscher Klostersvogt Graf Berthold von Lindenfels (1128/30).« Eine erweiterte Fassung des Textes wurde im Heft 61/2007 der Geschichtsblätter veröffentlicht.

3. Donnerstag, 13. Dezember 2007: Professor Dr. Konrad Kunze: »Unsere Familiennamen. Namen in und um Ludwigsburg. Herkunft, Bedeutung, Verbreitung.«

Eine ebenso kurzweilige wie amüsante Einführung in die Familiennamen bot Professor Konrad Kunze, Leiter des Projekts »Deutscher Familiennamenatlas«, in seinem Vortrag. Aus diesem Anlass erstellte er eine Rangliste der häufigsten Namen in Ludwigsburg.

Familiennamen gibt es erst seit 700 oder 800 Jahren. Vorher genügte zur Benennung von Personen stets ein einziger Namen. Dies änderte sich mit dem Wachstum der Städte im Mittelalter. Den Anstoß dazu gaben die Machthaber und die von ihnen eingesetzten Beamten: Sie hatten nämlich ein großes Interesse daran, ihre einzelnen Untertanen, die sie mit Steuern belasteten und zu Diensten heranzogen, sicher zu identifizieren.

Im Wesentlichen gab es fünf Möglichkeiten, jemandem einen Familiennamen zu geben. Zum einen nach dem Namen des Vaters: Auch in Ludwigsburg gibt es sehr viele Familiennamen, die auf Vornamen basieren, wie Burkhardt, Lorenz, Walter und Friedrich. Der ursprüngliche Vorname und nunmehrige Familiennamen konnte verkürzt (z. B. Heinrich zu Hein) und anschließend auch wieder verlängert werden (Hein zu Heinz und Heinzelmann).

Namen, die auf den Wohnplatz oder den Herkunftsort Bezug nehmen, nennen das Bezugswort entweder unverändert (z. B. Bach, Berg) oder sie fügen ihm eine Endung an. Die Endung »-le« kommt im Südwesten Deutschlands besonders häufig vor. Typisch ist hier auch die Endung auf »-er«, während im Westen ein »-mann«

angehängt wurde. So entstand »Neckermann« für eine aus dem Neckarraum nach Norden ausgewanderte Person.

Familiennamen, die sich von Berufen ableiten, machen in Deutschland den größten Anteil aus. Auch in Ludwigsburg sind Müller, Schmidt, Schneider und Bauer die häufigsten Namen überhaupt.

Körperliche oder charakterliche Auffälligkeiten einer Person oder auch biographische Besonderheiten, wie der Wochentag ihrer Geburt (Sonntag, Freitag), stellen die Wurzel der meisten übrigen Familiennamen dar. Das konnte die Körpergröße (Groß, Klein), die Haarfarbe (Schwarz, Fuchs), das Alter (Jung) oder selbst die Nase sein, wie beim bekannten Langnese-Eis. Der Umgang mit dem Geld (Wücherpfennig) wie der Lebenswandel insgesamt (Leberecht) finden sich in den Familiennamen wieder.

Das Forschungsprojekt von Professor Kunze soll in etwa fünf Jahren abgeschlossen sein. Dann wird ein weltweit einmaliger Atlas über die Verbreitung der Familiennamen in Deutschland vorliegen. *ev*

4. Donnerstag, 10. Januar 2008: Dr. Klaus Herrmann: »Entwicklung der Landwirtschaft – mit Blick auf den Kreis Ludwigsburg.« Der Vortrag ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter abgedruckt.

5. Donnerstag, 14. Februar 2008: Alexander Brunotte: »Leben und Sterben des Wehrmanns Jakob Hönes aus Münchingen. Archäologie des Ersten Weltkriegs und ihre Folgen.« Der Vortrag ist ebenfalls im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter abgedruckt.

6. Donnerstag, 13. März 2008: Dr. Eva Schöck-Quinteros: »Zwischen Zedaka und Wissenschaft: Hilde Ottenheimer (1896-1942).«

Von Ludwigsburg über Berlin nach Riga führte der Lebensweg der Soziologin Hilde Ottenheimer. Mit der Beziehung zwischen Zedaka und Wissenschaft, zwischen der Praxis in der jüdischen Sozialarbeit und Theorie kann ihre Biographie wohl am besten charakterisiert werden.

Hilde Ottenheimer wurde am 11. Dezember 1896 in Ludwigsburg geboren. Hier gab es seit dem 19. Jahrhundert eine kleine jüdische Gemeinde, in der die Familien Ottenheimer am zahlreichsten vertreten waren. Die weit verzweigte Familie gehörte zu den aktivsten Mitgliedern im Gemeindeleben und der Wohltätigkeit. Ihr Vater Josef S. Ottenheimer hatte Kaufmann gelernt und betrieb ein Kolonialwaren- und Zigarrengeschäft, die Mutter Sara war die Tochter eines Viehhändlers. Nach dem Besuch der Mädchenrealschule und eines einjährigen Kurses in einer privaten Handelsschule arbeitete sie zwei Jahre als Bürogehilfin. Im Oktober 1916 zog sie von Ludwigsburg nach Mannheim, um dort die gerade eröffnete »Soziale Frauenschule« zu besuchen. Im Anschluss an das Studium war Ottenheimer von 1919 bis 1922 Geschäftsführerin des Württembergischen Landesverbandes für Israelitische Wohlfahrtsbestrebungen. Mit 34 Jahren besuchte sie schließlich noch ein Jahr die Oberprima der staatlichen Augustaschule in Berlin, legte Ostern 1930 das Abitur ab und begann mit dem Studium der Pädagogik, Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität.

Hilde Ottenheimer veröffentlichte fast ausschließlich in jüdischen Publikationsorganen wie zum Beispiel in »Zedaka, Zeitschrift für jüdische Wohlfahrtspflege«, in der »Jüdisch-liberalen Zeitung, Organ der Vereinigung für das liberale Judentum« oder in den »Blättern für Deutschland und Judentum«. Die Themen ihrer Beiträge bezogen sich auf die Erziehungsfürsorge, die Jugendgerichtshilfe und den Strafvollzug. Dabei plädierte sie für Erziehung statt Strafe, für Unterstützung anstelle von Repression.

Die Bemühungen Hilde Ottenheimers, ihr Promotionsverfahren im Sommersemester 1933 abzuschließen, zeigt, unter welchem enormen psychischen und teilweise auch materiellen Druck jüdische Studierende nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten an den deutschen Universitäten geraten sind. Das Jahr 1933 dürfte für Hilde Ottenheimer auch unmittelbare Auswirkungen auf ihre Themen gehabt haben: Kommentare zu Gesetzen, kritische Ausführungen zu Strafvollzug und Erziehungsfürsorge waren nicht mehr gefragt. Historische Themen, Themen der jüdischen Geschichte rückten in den Vordergrund. Am 19. Oktober 1942 wurde sie nach Riga deportiert, das Rigaer Gedenkbuch hat als Todesdatum den 22. Oktober 1942 eingetragen. *ev*

II. Die Sommerfahrten 2008

1. Samstag, 19. Juli 2008: Ganztagesfahrt nach Aalen und Fachsenfeld.

Erstes Ziel war das Limesmuseum in Aalen. Es ist eines der herausragenden Zentren am obergermanisch-rätischen Limes, der 2005 zum UNESCO-Welterbe erklärt wurde. Das Museum steht an der Stelle des ehemaligen römischen Reiterkastells, das mit über 6 ha Innenfläche größtes Kavallerielager nördlich der Alpen war. Seine Grundmauern sind teilweise freigelegt. Zum Vergleich: Die ummauerte mittelalterliche Stadt Aalen maß nur 5,8 ha. Im Kastell war die »Ala secunda Flavia pia fidelis Domitiana milliaria« kaserniert, die tausend Soldaten mit ihren Pferden zählte. Das in der Provinz Rätien gelegene Militärlager gehörte zum Aufmarschgebiet im Krieg Kaiser Caracallas gegen die Germanen. Wohl von hier aus unternahm er 213 n. Chr. einen Feldzug, den er siegreich beendete und der ihm den Titel »Germanicus maximus« einbrachte. Als Dank für die militärische Operation wurde ihm bei Rheinau ein Prunkportal errichtet. Steine des Kastells, so genannte Spoliensteine, fanden übrigens später in der Johanneskirche Verwendung. Vermutlich verdankt die Stadt Aalen ihren Namen dieser Ala secunda, auch wenn ihr Wappen heute einen Aal zeigt. Das stattliche Museum verfügt über informative Zeit- und Schautafeln, Dioramen und großartige Exponate zur römischen Geschichte unseres Landes, insbesondere zur Geschichte des Limes. Waffen, Werkzeuge, Wurf- und Hebeemaschinen, Gegenstände des täglichen Bedarfs, Schmuck, Weihesteine, Götterbilder beeindruckten den Besucher. Frau Fischer und Herr Adelsberger führten die Teilnehmer.

Anschließend ging es zu dem etwa 10 km von Aalen entfernt gelegenen, heute zu Aalen gehörenden Schloss Fachsenfeld, das 1230 erstmals urkundlich genannt wird. Es war lange Zeit im Besitz der Herren von Woellwarth. 1634 gehörte es den Hoch- und Deutschmeistern von Stadion, dann ging es an die Herren von Varnbüler über. 1827 erwarb Wilhelm Freiherr von Koenig das nach Kriegs- und Brandschäden notdürftig in Stand gehaltene Anwesen und gestaltete es in den folgenden 30 Jahren um. Seinem Sohn Ferdinand von Koenig folgte Franz von Koenig, ein Freund des aus Schwäbisch Gmünd stammenden Malers Hermann Pleuer. Franz von Koenig fügte dem Schloss eine im Jugendstil gearbeitete Bibliothek und eine Galerie an, in der Gemälde schwäbischer Impressionisten aus der Zeit von 1880 bis 1914, insbesondere solche des »Eisenbahnmalers« Pleuer zu sehen sind. Mit Reinhard Freiherr von Koenig (1899-1992), Sohn von Franz von Koenig, starb das Geschlecht aus. Er war Jungeselle, verkörperte aber Geist und Haltung seiner immer nach Stuttgart und zum württembergischen Hof hin orientierten Vorfahren. Er stand für Weltoffenheit,

Heimatverbundenheit, Tradition und technischen Fortschritt. Nach erfolgreicher Laufbahn als Rennfahrer – 1924 war er Deutscher Motorradstraßenmeister – wurde er Konstrukteur mit dem Ziel, den Luftwiderstand bei Straßenfahrzeugen zu mindern und Kraftstoff zu sparen. Er entwickelte strömungsgünstige Karosserien und kann als einer der Väter der »Silberpfeile« angesprochen werden. 1982 gründete der bescheiden gebliebene Mann die Stiftung »Schloss Fachsenfeld«.

Das Schloss und der 3,8 ha große, im englischen Stil angelegte Park, der durch keine Düngungen und Spritzungen beeinflusst wird und eine artenreiche Flora besitzt, stellen ein Kleinod dar. Die Räume des Schlosses sind so belassen, wie sie der letzte Freiherr genutzt hat und atmen den guten Geschmack und Geist eines »Landedelmannes«. Jeder Raum trägt ein eigenes Gesicht und eröffnet einen neuen Blick auf das schöne Gartenreich. Zusammen mit der Jugendstilbibliothek, dem Gartensaal und der Galerie bieten die Räume eine freudeweckende Architektur. Besuchenswert ist auch das kleine Café, an dessen Angeboten sich die Teilnehmer delectierten. Es war Dr. Roland Schurig, Stadtarchivar in Aalen, der durch die liebenswerte Anlage führte. In anregender Weise wusste er auf ihre farbige Geschichte und auf viele Details aufmerksam zu machen.

Dann begleitete Dr. Schurig die Gruppe in die Altstadt von Aalen und erläuterte im Angesicht einiger herausragender Bauten die Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt (1360-1803), die sich, weil von vielen Herrschaften eingeschnürt, kein nennenswertes Territorium schaffen konnte, 1575 die Reformation einführte und 1803 an Württemberg fiel. Das ansehnliche historische Rathaus mit »Spionturm« wurde im 14. Jahrhundert erbaut. Nach dem Stadtbrand von 1634 – ein von den Schweden nach der Schlacht bei Nördlingen zurückgelassener Pulverwagen explodierte – wurde es neu errichtet. Von seiner aus Nürnberg stammenden Kunstuhr existiert nur noch der Kopf des Pfeife rauchenden und sich hin und her bewegenden Spions. Von 1907 bis 1975 war die Stadtverwaltung im 1575 erstmals erwähnten ehemaligen Hotel Krone-Post, das bis 1851 als Thurn und Taxissche Poststation diente. Das »Napoleonsfenster« erinnert an den Aufenthalt des Kaisers der Franzosen 1805. Dieser soll wegen eines vermeintlichen Aufruhrs vor dem Haus ans Fenster gestürzt sein und dabei mit dem Kopf die Scheibe zerschlagen haben. Das heutige Rathaus am südlichen Stadtgraben gereicht der Stadt nicht zur Ehre. Es ist ein reiz- und phantasieloser Betonklotz. Das Bürgerspital am Spritzenhausplatz, das Ensemble der ältesten Häuserfassaden in der Radgasse, der 1979 errichtete Marktbrunnen mit einer Kopie des Standbilds Kaiser Josephs I. und der Hinweis auf das unfern gelegene Schubarthaus – Christian Friedrich Daniel Schubart, der schwäbische Rebell, verbrachte hier seine Jugend – rundeten das gute Bild von der Stadt am Kocher und am Fuß der Alb ab, die heute den Kern eines bedeutenden Wirtschaftsraums in Baden-Württemberg darstellt. Mit Dank an Dr. Schurig und einer Einkehr in Korb (»Zum guten Tröpfle«), bei der auch Professor Dr. Sauer für seine – wie immer – lehrreichen und spannenden Unterweisungen auf der Hin- und Rückfahrt Dank gesagt wurde, schloss die vielseitige Unternehmung. *wb*

2. Samstag, 20. September 2008: Halbtagesfahrt nach Schwäbisch Hall.

Eines hat sich gezeigt: Für Schwäbisch Hall benötigt man wenigstens einen vollen Tag, um auch nur das Wichtigste zu sehen. So hatte die Halbtagesfahrt des Historischen Vereins in die ehemalige Reichsstadt am Kocher den Charakter einer Stippvisite. Doch genügte sie, um der Reize des geschichtsträchtigen Gemeinwesens gewahr zu werden. Hatte Professor Dr. Paul Sauer die Teilnehmer auf der Anfahrt

über die B 14 durch das alamannisch-fränkische Grenzland schon auf das Spiel der geschichtlichen Kräfte in diesem Raum eingestimmt, so sahen die Teilnehmer diese Kräfte im überwiegend mittelalterlichen Stadtbild Schwäbisch Halls in Stein geronnen.

Nur weniges soll herausgehoben werden: Die Kocherpartie zwischen Solebad und Henkersbrücke, die profanierte Johanniterkirche, heute »Johanniterhalle« genannt, die von dem dänischen Architekten Lars Henning einfühlend errichtete Kunsthalle Würth, in der eine Baseltiz-Ausstellung aufgebaut wurde und von deren Terrasse sich dem Besucher der Blick auf die Altstadt, den Einkorn und die Comburg eröffnet. Ferner soll herausgehoben werden der alte Stadtadelsturm der Keckenburg, der das Hällisch-Fränkische Museum beherbergt, und der malerische, viele Baustile aufweisende Marktplatz mit Brunnen, Pranger und barockem Rathaus, an dessen Ausgestaltung aus Ludwigsburg stammende Künstler mitgewirkt haben. Die über der großen Freitreppe sich erhebende Michaelskirche ist ein mächtiger Bau mit romantischem Turmsockel, breitem Schiff und hohem Chor mit gotischen Rippenkriechgewölben und eindrucksvoller Ausstattung. Tabernakeltürmchen, Epitaphe, darunter das für den ohne Arme geborenen Kunstschreiber Thomas Schweicker (1540-1602), der mit dem Fuß zu schreiben und zu malen lernte, das mit einer Glasplatte abgedeckte Ossarium, die Haupt- und Nebenaltäre im niederländischen Stil und der großartige, von Michael Erhart aus Ulm 1494 geschaffene und vom Bildschnitzer signierte Kruzifixus vermitteln einen Eindruck vom Reichtum und von der hohen Kultur der einstigen fränkischen »Metropole«.

Die lebhaften und kenntnisreichen Damen Renate Herterich und Elke Däuber führten die Teilnehmer in zwei Gruppen. Sie erzählten viele Details aus der Haller Geschichte, aus dem Haller Wirtschafts- und Kulturleben, aus dem Salzsiederwesen mit Sud- und Siedemeister und mit dem traditionellen Siedertanz und dem Kuchenfest an Pfingsten. Noch heute fließen Renten aus alten Siederrechten an einige Bürger der Stadt. Die Damen erzählten von der frühen Einführung der Reformation durch Johannes Brenz und von der Entscheidung des Haller Rats zu Beginn des 19. Jahrhunderts, lieber ein Gefängnis als eine Kaserne zu bekommen. Sie wurde mit der Sorge um das Heil der Haller Töchter begründet, für die arretierte Männer keine unternehmungslustigen und draufgängerischen Rekruten, die häufig dienstfrei hatten, darstellten. Kaiser Barbarossa hatte den Hallern das Münzrecht verliehen. Der Haller Heller war die kleinste Münze und lange Zeit die verbreitetste in Mitteleuropa. Er bestand aus Silber und zeigte Hand und Kreuz, welche sich noch heute im Wappen der Stadt finden. Im Mittelalter musste sich die Stadt gegen besitzgierige Nachbarn, insbesondere gegen die Limpurger verteidigen. Die Tore gegen die Limpurg waren jahrzehntelang zugemauert. Die Haller trotzten ihren Feinden mit Erfolg und verstanden es im 14. und 15. Jahrhundert sogar, ihr Territorium zu erweitern und mit einer turmbewehrten Grenzlinie, der »Heeg«, zu sichern.

Eine Einkehr im Hotel Schoch in Mainhardt beschloss die Halbtagesfahrt. Bei ihr wurde allen Akteuren und Akteurinnen herzlicher Dank gesagt. *wb*

Der Jahresbericht fußt auf den Berichten von Dr. Wolfgang Bollacher (*wb*) und Dr. Erich Viehöfer (*ev*). *Wolfgang Läßle*

Rückblick auf das Jahr 2007

Januar

1. Die Landwirte aus den Landkreisen Ludwigsburg und Heilbronn sind nun in einem gemeinsamen Verband vereint. Mit Jahresbeginn tritt die im vergangenen November beschlossene Fusion der beiden Kreisbauernverbände in Kraft.
9. In der Ludwigsburger Südstadt regt sich Widerstand gegen Pläne der Stadtwerke, auf dem Gelände des ehemaligen Güterbahnhofs ein großes Holzheizkraftwerk zu bauen.
14. Bei der Bürgermeisterwahl in Möglingen ist Amtsinhaber Eberhard Weigele einziger Kandidat. Er erhält bei einer Wahlbeteiligung von nur 28,3 Prozent über 98 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen und ist somit für weitere acht Jahre gewählt.
18. Wegen des Orkans »Kyrill« herrscht in weiten Teilen Deutschlands Ausnahmezustand. Im Kreis Ludwigsburg verursacht der stärkste Sturm seit Jahren glücklicherweise nur relativ geringe Sachschäden.
20. In Hirschlanden wächst die Angst vor einem gefährlichen Brandstifter, der in dem Ditzinger Stadtteil sein Unwesen treibt und seit August schon 28-mal Feuer gelegt hat. Diesmal trifft es einen Anbau der örtlichen Theodor-Heuglin-Schule und ist der Schaden mit über 100 000 Euro besonders groß.
21. In Großbottwar wird eine Bürgerinitiative »Rettet das Bottwartal« gegründet. Sie wendet sich gegen weiteren Landschaftsverbrauch durch neue Straßen, Gewerbe- und Wohngebiete.
24. Nach Wochen ungewöhnlich milder Witterung löst der erste richtige Wintertag des Jahres mit heftigen Schneefällen und Glatteis ein Verkehrschaos aus. Auf vielen Straßen geht nichts mehr und im Bahnverkehr kommt es zu erheblichen Verspätungen. Der Wintereinbruch ist jedoch nur von kurzer Dauer. Die folgenden Wochen bringen frühlingshafte Temperaturen, und insgesamt gilt der diesjährige Winter als der mit Abstand wärmste seit Beginn der regelmäßigen Wetteraufzeichnungen.

Februar

18. Die evangelische Kirchengemeinde Rielingshausen weiht ihr neues Gemeindehaus ein.

März

4. Pleidelsheims Bürger kippen einen Beschluss ihres Gemeinderats. In einem Bürgerentscheid votieren 65 Prozent gegen den Bau einer Nordumfahrung, die die stark belastete Ortsdurchfahrt entlasten sollte.

- 8. Nach rund zwei Jahren sind die Renovierungs- und Modernisierungsarbeiten am Seeschloss Monrepos abgeschlossen.
- 14. Der Ludwigsburger Gemeinderat fasst den Grundsatzbeschluss, auf dem Nestlé-Areal eine große Multifunktionshalle für Sport und Kultur zu bauen. Nach dem Konzept der Stadt soll in unmittelbarer Nachbarschaft der Halle außerdem ein Hotel entstehen.
- 17. Die Genossenschaftskellerei Rosswag-Mühlhausen weiht ihre neue Kelter ein. Fünf Millionen Euro haben die Wengerter in die Anlage investiert.
- 23. Heftige Schneefälle führen in mehreren Orten im Landkreis zu einem Verkehrschaos. In der gesamten Region kommt es zu erheblichen Behinderungen des S-Bahn-Verkehrs.

April

- 22. Bei der Oberbürgermeisterwahl in Ditzingen wird Amtsinhaber Michael Makurath mit 80 Prozent der Stimmen für weitere acht Jahre gewählt. – In Oberstenfeld wird Bürgermeister Reinhard Rosner mit fast 98 Prozent im Amt bestätigt.
- 25. In Erdmannhausen kann nach 15-monatiger Bauzeit das erweiterte und umfassend modernisierte Rathaus seiner Bestimmung übergeben werden.
- 28. Joachim Wolf wird zum neuen Bürgermeister von Korntal-Münchingen gewählt. Der 48 Jahre alte promovierte Sportwissenschaftler setzt sich überraschend bereits im ersten Wahlgang gegen sechs Mitbewerber durch und tritt im Juli die Nachfolge von Peter Stritzelberger an, der sich nach zwei Amtszeiten nicht mehr zur Wahl gestellt hatte.
- 30. Der April endet, wie er begonnen hat: trocken und ungewöhnlich warm. Über vier Wochen hat es so gut wie nicht geregnet und das an manchen Tagen schon hochsommerliche Wetter sorgte für Temperaturen weit über dem langjährigen Durchschnitt.

Mai

- 4. Mit einer festlichen Gala weiht Tamm seinen neuen Bürgersaal ein. Die Gemeinde hat sich den Bau der Veranstaltungshalle rund sechs Millionen Euro kosten lassen. – Die Stadt Ludwigsburg erwirbt vom Bund nach langwierigen Verhandlungen das seit 15 Jahren brach liegende Gelände der ehemaligen Flakkaserne. Auf dem 18 Hektar großen Areal zwischen Schloßlesfeld und Oßweil soll ein Wohngebiet für 1600 Menschen entstehen.
- 5. Affalterbach hat rund 3,3 Millionen Euro in die Sanierung des gut drei Jahrzehnte alten Rathauses investiert. Bei einem Tag der offenen Tür kann die Bürgerschaft das Ergebnis in Augenschein nehmen.
- 6. In Benningen wird Bürgermeister Klaus Warthon für weitere acht Jahre im Amt bestätigt.
- 11. Die neue Umgehungsstraße von Ottmarsheim wird für den Verkehr frei gegeben. Sie hat 1,35 Millionen Euro gekostet und soll den Ortskern von Ottmarsheim um etwa 2500 Fahrzeuge täglich entlasten.

Juni

1. Der Ludwigsburger Bundestagsabgeordnete Matthias Wissmann gibt nach 31 Jahren sein Mandat auf und tritt sein neues Amt als Präsident des Verbandes der Automobilindustrie an.
12. Mit einem Festakt weiht die Kreissparkasse den Erweiterungsbau ihrer Ludwigsburger Zentrale ein. Er hat 50 Millionen Euro gekostet und enthält unter anderem auch einen 750 Besucher fassenden Veranstaltungssaal.
22. Asperg feiert die Fertigstellung der neuen Stadtmitte. Rund 24 Millionen Euro wurden in verschiedene Neubauten im Rathaus-Umfeld investiert.
24. In Kornwestheim wird Ursula Keck mit einem Stimmenanteil von 71 Prozent zur neuen Oberbürgermeisterin gewählt. Die 43 Jahre alte Bezirksvorsteherin von Stuttgart-Mühlhausen löst im September den bisherigen Amtsinhaber Ulrich Rommelfanger ab, der lediglich 28,5 Prozent der Stimmen auf sich vereinigen konnte.

Juli

1. Die erneuerte Friedenskirche in Ludwigsburg wird mit einem Festgottesdienst eingeweiht. Das Gotteshaus ist seit dem Auszug des Landeskirchlichen Museums vor einem Jahr gründlich umgebaut und saniert worden. – Der Türkisch-Islamische Sport- und Kulturverein Sachsenheim weiht mit einem Tag der offenen Tür sein neues Kultur- und Gebetshaus ein.
8. Bei der Bürgermeisterwahl in Gerlingen erhält Amtsinhaber Georg Brenner fast 97 Prozent der Stimmen. Er ist damit für weitere acht Jahre gewählt.
14. Das Heilbad Hoheneck feiert mit einem Bürgerfest sein 100-jähriges Bestehen.
20. Der Kreistag stimmt dem Verkauf von Schloss Freudental an einen privaten Investor zu. Im ehemaligen Kreisaltenheim soll künftig ein Ganztagsgymnasium eingerichtet werden.

September

17. Durch einen tornadoähnlichen Windstoß werden in Asperg an 25 Häusern die Dächer ganz oder teilweise abgedeckt und entsteht erheblicher Sachschaden durch abknickende Baumäste.
22. Tamm feiert die offizielle Einweihung der neuen Sporthalle Egelsee. Der 3,5-Millionen-Bau wurde von Gemeinde und Sportverein gemeinsam finanziert.
23. Bei der Bürgermeisterwahl in Kirchheim wird Amtsinhaber Uwe Seibold mit 94 Prozent der Stimmen für weitere acht Jahre gewählt.
28. In Ludwigsburg wird die »Wilhelmgalerie« eröffnet. Der Umbau des alten Wilhelmsbaus in ein modernes Einkaufszentrum hat rund 50 Millionen Euro gekostet.

Oktober

2. Auf dem jüdischen Friedhof in Freudental werden massive Zerstörungen festgestellt. Zahlreiche Grabsteine sind zerbrochen oder mit Nazisymbolen besprüht worden.
19. In Ludwigsburg wird der Erweiterungsbau des Landratsamts eingeweiht. Der 16 Millionen Euro teure Neubau in direkter Nachbarschaft zum Kreishaus bietet Platz für rund 250 Mitarbeiter.
21. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten gibt es auf dem KZ-Friedhof Unterriexingen eine offizielle Gedenkfeier für die 250 Opfer des Lagers.

November

11. Die evangelische Kirchengemeinde Oberriexingen feiert den Abschluss der Sanierungsarbeiten an der Georgskirche. Das urkundlich erstmals 1339 erwähnte Gotteshaus wurde für rund 500 000 Euro umfassend renoviert.
16. In Markgröningen wird der zweite Abschnitt der Ostumfahrung eingeweiht. Das rund zwei Kilometer lange Straßenstück hat 5,4 Millionen Euro gekostet.
24. Der 1. Tanzclub Ludwigsburg gewinnt bei der Weltmeisterschaft der Standard-Formationen in der Stuttgarter Porsche-Arena mit einer beeindruckenden Leistung den Titel.

Dezember

2. Bei der Bürgermeisterwahl in Eberdingen wird Amtsinhaber Peter Schäfer mit 84 Prozent der Stimmen für weitere acht Jahre gewählt.
8. Der rund 1,2 Millionen Euro teure Ausbau der Ortsdurchfahrt Möglingen ist abgeschlossen. Zur Verkehrsentslastung sollen unter anderem zwei neue Straßenkreisel beitragen.
18. Nach knapp zweijähriger Bauzeit kann die 3,75 Millionen Euro teure neue Brücke zwischen Kornwestheim und Stammheim eingeweiht werden. Sie ersetzt den 90 Jahre alten Vorgängerbau.
31. Im Landkreis sind 10 169 Menschen ohne Arbeitsplatz, 1918 weniger als vor zwölf Monaten. Die Arbeitslosenquote ist im Laufe des Jahres von 4,4 Prozent auf 3,7 Prozent zurückgegangen. Im Landesdurchschnitt beträgt sie 4,3 Prozent, im Bundesdurchschnitt 8,1 Prozent.

Thomas Schulz

Buchbesprechungen

Reinhard Wolf: Von Ort zu Ort. Kleindenkmale im Landkreis Ludwigsburg. Ludwigsburg 2008, 216 S., Abb.

Im Januar 2007 schloss Landeskonservator Reinhard Wolf seinen Vortrag beim Historischen Verein »Auf Spurensuche im Landkreis Ludwigsburg – Kleindenkmale und ihre Geschichte« mit der Hoffnung, dass die damals vorgestellte Dokumentation bald in Buchform erscheinen könne. Diese Hoffnung hat sich nun erfüllt. Das Projekt zur Dokumentation von Kleindenkmalen war eine Kooperation von Schwäbischem Heimatbund, Schwäbischem Albverein, Schwarzwaldverein und Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg. Dieses Projekt wurde 2005 beendet. Zusammen mit fast hundert ehrenamtlichen Helfern wurden in vierjähriger Arbeit im Landkreis mehr als 3 000 Objekte erhoben.

Entstanden ist ein reich illustriertes »Bilderbuch«, das natürlich nicht alle erfassten Kleindenkmale zeigen kann. Abgebildet sind in erster Line für den Landkreis Ludwigsburg typische Arten von Kleindenkmalen wie steinerne Bogenbrücken, Wengerterunterstände, Markungsgrenzsteine und Gruhen. Pro Ort werden etwa ein Dutzend Objekte vorgestellt.

Wenn der Leser es ganz genau wissen will, dann findet er im Anhang die Gauß-Krüger-Koordinaten für die Standorte der abgebildeten Kleindenkmale.

Erich Viehöfer

Petra Schad: Markgröningen. Ein Stadtführer. Markgröningen 2003, 80 S., Abb., 1 Faltplan.

Markgröningen ist uns allen gut bekannt und dies nicht nur wegen des jährlich stattfindenden historischen Schäferlaufs. Man würde meinen, die Stadt gut zu kennen. Das dem nicht so ist, belegt der von Markgröningens Stadtarchivarin verfasste, mit großer Sorgfalt und Detailkenntnissen zusammengestellte Stadtführer. In der gebotenen Kürze stößt man nicht nur auf Bekanntes, sondern auch auf viel Neues.

Nach einem Blick in die Stadtgeschichte liefert die Autorin eine kleine Einführung in die Fachwerkbauweise, was gerade für Markgröningen mit seinem reichen Bestand an herausragenden Fachwerkbauten besonders sinnvoll ist. Der Rundgang durch die Altstadt beginnt am Marktplatz, dem Herzstück Markgröningens, mit seinem schönen und mächtigen Fachwerk-Rathaus. Das reich bebilderte Büchlein führt zu allen bedeutenden historischen Bauten, wobei es den Leser auch mit den notwendigen Hintergrundinformationen versorgt, so z. B. über die Lehrerin und Frauenrechtlerin Helene Lange, die Familien Volland und Wimpelin oder den Laienorden der Beginen, die sich in Markgröningen bereits im 14. Jahrhundert niederließen. In der hinteren Umschlagklappe verbirgt sich ein Stadtplan, der eine schnelle Orientierung ermöglicht.

Erfreulich ist, dass auch der seit 1973 zu Markgröningen gehörende Stadtteil Un-

terriexingen berücksichtigt ist. Der Stadtführer im Taschenformat, der mit einer hilfreichen Auswahlbibliographie zu Stadtentwicklung und Architektur schließt, hält für Einheimische und Kenner Markgrönings manche Überraschungen bereit, für Touristen ist er ein Muss.

Wolfgang Läßle

Historische Gesellschaft Bönningheim: Ganerbenblätter 30. Jahrgang 2007. Bönningheim 2007, 72 S., Tabellen, Abb.

Die Ganerbenblätter 2007 enthalten vier Beiträge: Micha Brendel: »Die große Runde. Gedanken zu einem verheimlichten Organ«. Abdruck eines Vortrags, gehalten am 6. Mai 2007 anlässlich der Eröffnung der Kunstaussstellung »Mythos Geburt« im Museum im Steinhaus. Die künstlerische Beschäftigung mit der Plazenta stand im Mittelpunkt der Ausstellung und entsprechend ist der Einführungsvortrag eine Hommage an die Plazenta.

Hermann Stierle: »Bönningheimer Rückwanderer aus Osteuropa. Auswandererschicksale (Forts. III)«. In den Jahren 1829/34 und 1845/54 verließen viele Württemberger ihre Wohnorte und wanderten nach Russisch-Polen, Ungarn oder Siebenbürgen aus, um der drohenden Verelendung infolge gestiegener Brotpreise und anhaltender Missernten zu entgehen. Oft kehrten sie enttäuscht nach nur wenigen Jahren in ihre Heimat zurück. Stierle stellt u. a. die Lebensdaten der in den Jahren 1832 und 1846 aus Bönningheim ausgewanderten Familien und teilweise wieder zurückgekehrten Familien zusammen. Eine tabellarische Auflistung aller Bönningheimer Auswanderer nach Osteuropa vervollständigt den Beitrag.

Otfried Kies: »Das Verhältnis der Konfessionen im Ganerbiat (16. bis 18. Jh.) (Teil II)«. Themen des Beitrags sind die katholischen Kolonien der Italiener bzw. der Hofbediensteten in Bönningheim und das gedeihliche Zusammenleben mit der ortsansässigen evangelischen Bevölkerung, wobei die Vorrangstellung der evangelischen Kirche immer unanfechtbar blieb. Seit 1700 ließen sich in dem verkehrsgünstig an den großen Handelsstraßen gelegenen Bönningheim italienische Handelsleute nieder. Die einzelnen in Bönningheim nachweisbaren Familien von Brentano bis Zanotta werden vorgestellt. Als Bönningheim mit den Grafen von Stadion und später mit dem Haus Württemberg unter Herzog Carl Eugen eine katholische Obrigkeit erhielt, entstand mit den Hofbediensteten eine weitere katholische Kolonie. Mit dem Religionsedikt von 1806 wurden evangelische und katholische Christen in Württemberg gleichgestellt.

Kurt Sartorius stellt im letzten Beitrag in der Reihe »Funde aus der Bönningheimer Geschichte« das Epitaph des Pfarrers Johann Joachim Angelin aus der Cyriakuskirche vor.

Günther Bergan

Kurt Sartorius (Hrsg.): »Damit 's Kind g'sund bleibt«. Tabu Nachgeburtsbestattung. Bönningheim 2004, 88 S., Skizzen, Abb.

Dass die Nachgeburt und deren Bestattung nach der Geburt des Kindes aus ethnologischer und archäologischer Sicht ein durchaus ernst zu nehmendes Thema ist, beweist der Bericht über ein Kolloquium, das am 12. und 13. September 1997 zu diesem Thema in Bönningheim stattgefunden hat. Warum ein solches Kolloquium in Bönningheim? Weil Kurt Sartorius, der Vorsitzende der Historischen Gesellschaft Bönningheim, im Jahr 1984 in einem Bönningheimer Keller 50 eingegrabene Tontöpfe

gefunden hatte, diese Töpfe als Erster mit dem mittelalterlichen Brauch der Nachgeburtsbestattung in Verbindung gebracht und damit den Anstoß für weitere Forschungen zu dem Tabu-Thema Nachgeburtsbestattung gegeben hat.

Im vorliegenden Kolloquiumsbericht sind die zwölf während der Tagung gehaltenen Referate im Wortlaut wiedergegeben. Dem ersten Referat, das nach den volkskundlichen Spuren des lange Zeit vergessenen Brauchs sucht, schließen sich Berichte über weitere Fundorte von Nachgeburtstöpfen im süddeutschen Raum mit Schwerpunkt Sindelfingen an. Der Umgang mit der Nachgeburt in anderen Kulturen von Russland über Afrika bis hin zu den ägyptischen Hochkulturen und zum Neolithikum ist das Thema weiterer Vorträge. Ergebnisse von naturwissenschaftlichen Untersuchungen der Nachgeburtstöpfe stehen am Ende der Veröffentlichung.

Günther Bergan

Patricia Brattig und Reinhard Jansen: Glanz des Rokoko. Ludwigsburger Porzellan aus der Sammlung Jansen. Stuttgart 2008, 335 S., Abb.

250-jähriges Gründungsjubiläum der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur im April 2008 und jeder feiert auf seine Weise. Der engagierte Sammler Reinhard Jansen präsentierte termingerecht von März bis Juni im Museum für Angewandte Kunst im fernen Köln rund 150 ausgewählte Stücke seiner Sammlung Ludwigsburger Porzellans.

Als Dokumentation der Ausstellung erschien ein, zugegebenermaßen mit fast 50 Euro Kaufpreis nicht ganz billiger Katalog, der allerdings den Rahmen üblicher Kataloge deutlich sprengt. Er ist eine in Buchform gefasste Liebeserklärung an das Ludwigsburger Porzellan. So wertvoll wie die beschriebenen Objekte sind, so aufwändig ist auch das großformatige Katalogbuch gestaltet. Jedem Objekt ist eine Doppelseite gewidmet, eine oder zwei Gesamtaufnahmen bester Qualität werden durch Detailaufnahmen und einen knapp gehaltenen erläuternden Text sowie durch die notwendigen »technischen Daten« ergänzt. Ein ausführlicher einleitender Text ist den einzelnen Themengebieten jeweils vorangestellt. Die Zusammenstellung der Porzellan-Marken der ausgestellten Objekte und das umfangreiche Literaturverzeichnis am Ende des Buches wenden sich speziell an den Fachmann oder Sammler.

Dem Katalogteil vorangestellt sind mehrere allgemeine Beiträge, u. a. über den Modelleur Franz Joseph Ess, über die heute nur noch schwer verständliche Bildsprache der Porzellanschöpfungen des 18. Jahrhunderts und über die Mode dieser Zeit. Im Katalogteil werden zunächst Figuren von Franz Joseph Ess, Johann Wilhelm Götz (Götterplastiken, Jahreszeiten, Komödie), Joseph Nees, Johann Christoph Haselmeyer (Commedia dell'arte), Johann Christian Friedrich Wilhelm Beyer (Musikoli), Jean Jacques Louis und, als besonderer Schwerpunkt der Sammlung, das dreißigteilige kleinformatige Ensemble der so genannten »Venezianischen Messe« vorgestellt. Danach folgen unter dem Überbegriff »Formteile« u. a. ein neunzehnteiliges »Bataillen-Service«, Platten und Teller, Kannen und Kessel, Tassen und Untertassen.

Das Katalogbuch der Kölner Ausstellung besticht durch die Aufmachung und die Qualität der Bilder. Eine andere Intention verfolgt das im nächsten Beitrag rezensierte Begleitbuch der Stuttgarter Ausstellung, in dem die Textteile im Vordergrund stehen.

Günther Bergan

Sabine Hesse: Herzog Carl Eugens Venezianische Messe in Ludwigsburg und Stuttgart. Stuttgart 2008, 159 S., Abb.

Das Württembergische Landesmuseum Stuttgart feierte das 250-jährige Gründungsjubiläum der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur mit einer Ausstellung »Luxus und Lustbarkeiten des Rokoko«, in deren Mittelpunkt die Präsentation der »Venezianischen Messe« aus Ludwigsburger Porzellan stand. Die kleinformatischen Figuren bzw. Figurengruppen (6 bis 7 cm hoch) und die dazu passenden Verkaufsstände wurden zu Herzog Carl Eugens Zeiten in Ludwigsburg angefertigt und schmückten, zu Markt- und Messeszenen arrangiert, als festliche Dekoration die Tafel des Herzogs und seiner staunenden Gäste.

Die Präsentation der »Venezianischen Messe« ist ein einmaliger Glücksfall, denn den Verantwortlichen des Landesmuseums war es gelungen, für die Dauer der Ausstellung die eigenen Bestände mit den Beständen eines anonymen Privatsammlers zu vereinen, so dass für kurze Zeit der größte Teil der noch vorhandenen Figuren in Stuttgart zu bewundern war.

In dem von Sabine Hesse verfassten Katalog und Begleitbuch bleiben die Figuren allerdings untrennbar für alle Zeiten vereint. Ihre Mehrzahl ist im Textteil in Originalgröße abgebildet. Wer die restlichen, in der Sammlung Jansen befindlichen Figuren sehen will, kann sich im oben beschriebenen Kölner Katalog informieren.

Nach einem geschichtlichen Abriss der zwischen 1768 und 1793 acht Mal in Ludwigsburg und sechzehn Mal in Stuttgart veranstalteten Venezianischen Messen beschreibt und kommentiert Sabine Hesse anhand der detailreichen und liebevoll ausgearbeiteten Figuren den Messe- und Marktbetrieb mit seinen vielfältigen Facetten. Maskenpromenaden, Glücksspiel, gute Bewirtung, Konzerte, Redouten und fahrende Schausteller sorgten für die Unterhaltung von Adel und Bürgern. In den herzoglichen Ständen wurden Porzellan und Fayencen, Spiegel und Gemälde angeboten. So genannte Galanteriewaren, Spitzen, Gläser, Silber und Bücher fehlten als Luxusgüter genauso wenig wie Stoffe, Hüte, Handschuhe, Eisenwaren oder Tabak als Gebrauchsgüter. Unzählige Handwerker vom Bäcker bis zum Wagner boten, begleitet von ihren Frauen, typische Produkte an. Eine Momentaufnahme des höfischen und bürgerlichen Lebens im Rokoko, ein kunsthistorischer und soziologischer Einblick in eine von Gegensätzen geprägte Zeit.

Abschließend beschreibt Sabine Hesse den Sammlungsbestand des Landesmuseums und der anonymen Privatsammlung; sie stellt die teilweise noch vorhandenen Entwürfe zu den Figuren vor, spart allerdings die Frage nach den Modelleuren aus. Insgesamt ein für Freunde der Venezianischen Messe und für Liebhaber des Ludwigsburger Porzellans unverzichtbares Buch.

Günther Bergan

Zehn Jahre Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg. Sonderheft der Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg e.V. Ludwigsburg 2008, 34 S., Abb.

Die Ludwigsburger Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft kann 2008 auf ihr zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Monika Schopf-Beige hat als Schriftleiterin in das aus diesem Anlass erschienene Sonderheft u. a. zwei Beiträge aufgenommen, die sich mit unserem heutigen Verhältnis zu Goethe und mit dem Verhältnis von Goethe zu Schiller beschäftigen.

Der erste Beitrag »Goethe und unsere Zeit« ist der gekürzte Abdruck einer Festrede, die die Literaturwissenschaftlerin und Goethe-Forscherin Katharina Mommsen

am 27. Mai 1999 zur Eröffnung der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar gehalten hatte. Im zweiten Beitrag »Goethe und Schiller – Übereinstimmung in Gegensätzen« geht Monika Schopf-Beige anhand von Briefstellen und Zitaten auf die unterschiedlichen Positionen von Goethe und Schiller in der Gesellschaft, in der Dichtung und der Philosophie ein.

Ein Gespräch von Monika Schopf-Beige mit Wiebke Richert, der Fachbereichsleiterin Kunst und Kultur der Stadt Ludwigsburg, über die Kulturstadt Ludwigsburg unter dem Motto »Kunst ist lebbar« sowie eine Chronik der beiden Aufenthalte von Goethe in Ludwigsburg in den Jahren 1779 und 1797 von Stadtarchivar Wolfgang Läßle und Monika Schopf-Beige vervollständigen das Heft. *Günther Bergan*

Harald Schukraft: Kleine Geschichte des Hauses Württemberg. Tübingen 2006, 291 S., Abb.

Die »Kleine Geschichte des Hauses Württemberg« von Harald Schukraft ist gar nicht so klein, sondern umfasst nahezu 300 Seiten. Der Autor ist allgemein bekannt als einer der tiefsten Kenner der Stuttgarter Stadtgeschichte.

Das Haus Württemberg kann auf eine fast tausendjährige Geschichte zurückblicken und gehört damit zu den ältesten Fürstengeschlechtern Europas. Gestützt auf neueste Literatur beschreibt Schukraft zunächst die Ursprünge des Hauses, die Herkunft der Familie, ihres Namens und ihres Wappens mit den Hirschstangen. Seine Darstellung reicht von den Anfängen über die Grafen-, Herzogs- und Königszeit bis zur Gegenwart. Breiten Raum gewährt der Verfasser den diversen Nebenlinien, da sein Buch die Geschichte einer Familie darstellen will, nicht die eines Landes. Schukraft betont zwar, einen lexikalischen Charakter vermeiden zu haben und verzichtet daher auch leider auf ein Register, trotzdem handelt es sich nicht um ein Lesebuch, sondern eher um ein Nachschlagewerk zu einzelnen Personen oder Linien.

Der reich bebilderte Band enthält eine große Zahl historischer Gemälde, Stiche sowie aktuelle Fotos, die teilweise noch nie abgedruckt wurden. *Erich Viehöfer*

Martin Laiblin: Theaterbilder – Bildertheater. Bühnenbild- und Kostümentwürfe der Staatstheater Stuttgart im Staatsarchiv Ludwigsburg. Stuttgart 2006, 122 S., Abb.

Die Württembergischen Staatstheater Stuttgart übergaben dem Staatsarchiv Ludwigsburg im Rahmen einer Schriftgutablieferung im Jahr 2003 insgesamt 307 so genannte Dekorationsmappen, die einen kulturhistorisch bedeutsamen und optisch reizvollen Schatz darstellen.

Die Dekorationsmappen zu Produktionen aus dem Schauspielhaus, der Oper und dem Ballett stammen aus den Jahren 1952 bis 1984 und enthalten eine Vielzahl prächtig ausgearbeiteter, zum Teil aufwändig kolorierter Entwürfe und Skizzen zu Bühnenbildern und Requisiten, Kostümentwürfe mit den dazu gehörenden Stoffmustern, aber auch technische Zeichnungen sowie Materialproben für Teppichböden, Tapeten oder Vorhänge.

Nach der konservatorischen Bearbeitung wurden 43 der ästhetisch ansprechendsten Mappen in Themengruppen zusammengestellt und im Herbst 2005 in einer kleinen Ausstellung im Staatsarchiv erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt. Die vorliegende Broschüre dokumentiert und kommentiert auf je einer Doppelseite die ausgestellten Blätter. Sie gibt dadurch einerseits einen Überblick über den Inhalt

und die Qualität des Bestandes, andererseits ruft sie aber in den Stuttgarter Theaterfreunden Erinnerungen an viele bedeutsame Aufführungen, vor allem aus der Zeit der legendären »Ära Schäfer« wach.

Der Bestand ist unter der Signatur E 221/8 im Lesesaal des Staatsarchivs Ludwigsburg einsehbar.

Günther Bergan

Inge Dillenburger (Red.): Autorinnen in Stadt und Kreis Ludwigsburg vom 18. – 20. Jahrhundert. Stuttgart 2007, 131 S., Abb.

Im Rahmen eines Kolloquiums im Februar 2007 und der daraus resultierenden Buchveröffentlichung hat sich der Literarische Gesprächskreis Ludwigsburg vorgenommen, die gängige Auffassung zu widerlegen, in Ludwigsburg und Umgebung gäbe es nur die vier großen Dichter Kerner, Mörike, Vischer und Strauß, und zu beweisen, dass es in der Stadt und im Kreis zu allen Zeiten fähige Autorinnen gegeben hat bzw. immer noch gibt.

Von unterschiedlichen Autoren werden in längeren und kürzeren Beiträgen sechs verstorbene und sechs zeitgenössische Schriftstellerinnen vorgestellt. Die einzelnen Beiträge beschäftigen sich mit dem Leben der Schriftstellerinnen, gehen auf deren Werke und die Wirkung, die diese Werke hinterlassen haben, ein. Exemplarische Werkzitate ergänzen die Ausführungen. Werk- und Literaturverzeichnisse sind eine praktische Ergänzung.

Zu den sechs verstorbenen Autorinnen gehören neben der bekannten Sophie La Roche, Ottilie Wildermuth und Tony Schumacher auch die umstrittene Agnes Supper, die weniger bekannte Anna Bechler und die Lyrikerin Renate Köstlin. Die Auswahl der zeitgenössischen Autorinnen führt Inge Dillenburger, die Leiterin des Literarischen Gesprächskreises, an. Ihr folgen Ursula Jetter, die 2008 verstorbene Helga Kullak-Brückbauer, Sibylle Knauss, Claire Beyer und Irene Ferchl. Insgesamt ein informatives und kurzweilig zu lesendes Buch.

Günther Bergan

Klaus Hornung: Alternativen zu Hitler. Wilhelm Groener – Soldat und Politiker in der Weimarer Republik. Graz 2008, 245 S., Abb.

Die Monographie von Klaus Hornung, emeritierter Professor für Politikwissenschaft an der Universität Stuttgart-Hohenheim, ist der Person und dem Wirken Wilhelm Groeners gewidmet, einem Sohn und Ehrenbürger der Stadt Ludwigsburg. Groener hatte als hoher Offizier im Kaiserreich wichtige Posten inne und wechselte nach seiner Militärzeit in die Politik, wo er mehrere Fachministerien leitete. Obgleich Groener als bedeutender Politiker der Weimarer Republik gilt, ist er heute weitgehend in Vergessenheit geraten. So ist denn auch Hornungs Buch im Gedenken an den 140. Geburtstag Wilhelm Groeners (22. November 1867) erschienen.

Der Verfasser skizziert Herkunft und geistige Wurzeln des württembergischen Generals, veranschaulicht dessen Entwicklung zum »politischen Soldaten« im Verlauf des Ersten Weltkrieges und schildert Groeners Wirken als Generalstabschef der Obersten Heeresleitung zu Kriegsende, die in der Zusammenarbeit mit der neuen Reichsregierung unter Friedrich Ebert gipfelte. Hornung analysiert das historisch-politische Weltbild Wilhelm Groeners, widmet sich dann intensiv seiner Amtszeit als Reichswehrminister mit Schwerpunkt auf dessen Militärpolitik. Das letzte Kapitel behandelt Groeners Rolle als »Doppelminister« im Kabinett Brüning, insbesondere die

Auseinandersetzung mit dem aufkeimenden Nationalsozialismus, die im Verbot der SA und der SS vom April 1932 kulminierte.

Hätte eine Fortdauer der Amtszeit der Regierung Brüning-Groener eine Ernennung Hitlers zum Reichskanzler vermeiden können? Hornung ist sich durchaus bewusst, dass »kontrafaktische« Überlegungen (Was wäre wenn...) in der Geschichtswissenschaft als problematisch gelten. Indes beruft sich der Autor auf den Historiker Friedrich Meinecke, der in einer Regierung wie der des Reichskanzlers Brüning eine mögliche Alternative sah, um die Hitler-Herrschaft zu verhindern. Letztlich habe aber die Entlassung Brünings durch den von rechtskonservativen Beratern beeinflussten Reichspräsidenten von Hindenburg Hitler den Weg zur Macht geebnet. Hornung argumentiert ähnlich, fokussiert seine Studie aber auf das politische Wirken Wilhelm Groeners im Rahmen der Präsidentialregierung Heinrich Brünings, das die Chance einer republikanischen und freiheitlich-konservativen Alternative zur totalitären Diktatur Hitlers geboten hätte. Hornung schildert die Bemühungen der Regierung Brüning-Groener, den Machtanspruch Hitlers in Schranken zu weisen und nennt Gründe für das Scheitern dieser Bestrebungen.

Das Buch von Klaus Hornung ist für alle, die sich für die Geschichte der Weimarer Republik interessieren, ein Muss. Kleinere Fehler, wie die Nennung eines falschen Vornamens für Karl Liebknecht, schmälern den Wert dieser anregenden Studie in keiner Weise.

Rudolf Schmidt

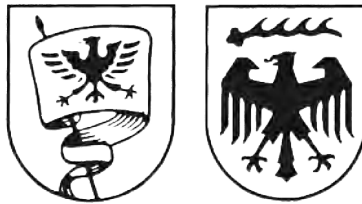
Bildnachweis

- Berge, Klaus (Frankfurt a. M.): S. 159
Bidlingmaier, Rolf (Bempflingen): S. 86, 90
Bolay, Gertrud (Asperg): S. 24, 37
Brunotte, Alexander (Ludwigsburg): S. 144
Deutsches Literaturarchiv Marbach: S. 161 f., 164, 166, 168, 170
Gaisberg, Friedrich Freiherr von (Schöckingen): S. 134
Hauptstaatsarchiv Stuttgart: S. 54, 58
Herrmann, Klaus (Leinfelden-Echterdingen): S. 123, 127, 129, 136
Kreisarchiv Göppingen: S. 115
Landesmedienzentrum Baden-Württemberg: S. 69, 71, 73, 75 f., 79, 81-83, 91, 93 f.,
96 f., 100 f.
Schulz, Daniel (Freiberg a. N.): S. 52 f., 60
Schwäbisches Landesmusikarchiv Tübingen: S. 19
Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg: S. 78, 84, 88
Stadtarchiv Korntal-Münchingen: S. 145, 147-149, 151, 153
Stadtarchiv Ludwigsburg: S. 99
Stadtarchiv Marbach: S. 10, 13, 18, 196, 198, Umschlagbild
Stadtarchiv Remseck: S. 26, 30, 33 f., 42, 46, 48
Städtisches Museum Ludwigsburg: S. 113
Universitätsarchiv Hohenheim: S. 126

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–2008

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
Redaktion Christian Belschner:			Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:		
1	1900	87	31	1979	148
2	1901	100	32	1980	188
3	1903	106	33	1981	256
4	1905	186	34	1982	176
5	1909	115	35	1983	180
6	1911	88	36	1984	242
7	1913	57	37	1985	245
8	1916	48	38	1985	196
9	1923	119	39	1986	224
10	1926	107	40	1987	252
11	1930	133	41	1988	200
12	1939	46	42	1988	224
			43	1989	188
			44	1990	232
			45	1991	236
			46	1992	232
			47	1993	168
			48	1994	196
			49	1995	264
			50	1996	200
			51	1997	244
Redaktion Dr. Oscar Paret:			Redaktion Dr. Thomas Schulz:		
13	1957	140	52	1998	240
14	1960	66	53	1999	228
			54	2000	220
			55	2001	256
			56	2002	204
			57	2003	200
			58	2004	296
			59	2005	216
			60	2006	224
			61	2007	216
			62	2008	220
Redaktion Heinrich Gaese:			Hefte 1–4, 11, 13, 26 und 28 vergriffen, alle anderen lieferbar.		
15	1963	162			
16	1964	203			
17	1965	207			
18	1966	192			
19	1967	164			
20	1968	196			
Redaktion Dr. Willi Müller:			Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom Historischen Verein zu seinem 100-jährigen Jubiläum herausgegebene Sammel- band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus Stadt und Kreis 1897–1997«.		
21	1969	92			
22	1970	116			
23	1971	195			
24	1972	272			
25	1973	141			
26	1974	141			
27	1975	199			
28	1976	161			
29	1977	179			
Redaktion Dr. Paul Sauer:					
30	1978	128			

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg



Stadt und Kreis Ludwigsburg